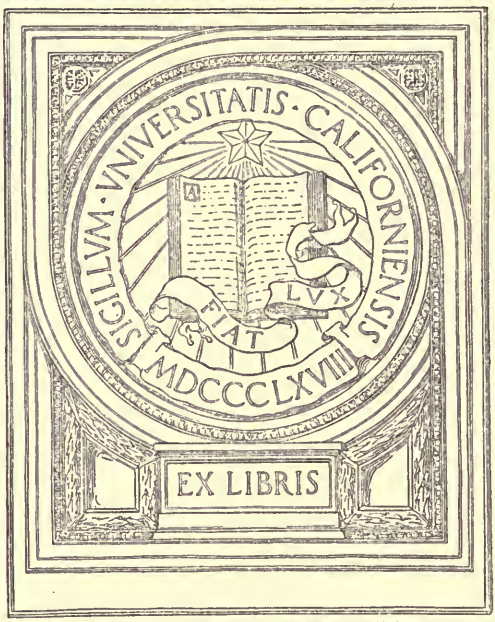
Georg von Bosse

Ein Kampf um Glauben und Volkstum

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
AT LOS ANGELES



1,50

SCHOENHOF'S
Importers of Foreign Books
1280 Massachusetts Avenue
CAMBRIDGE, MASS.

Paſtor Georg von Boſſe.

Ein Kampf um Glauben und Volkstum

Das Streben während meines 25jährigen Amtslebens als deutsch-lutherischer Geistlicher in Amerika

Von

Georg von Bosse

Pastor der St. Paulus-Kirche in Philadelphia, Pa.

Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart
1920

UNIV. OF CALIFORNIA
AT LOS ANGELES
LIBRARY

E 184
.G3 F6

Seiner lieben

deutschen ev.-luth. St. Paulus-Gemeinde

zur Feier ihres 80jährigen Bestehens

gewidmet.

GERMAN
OCT 26 '43
Schmidt-

445190

„Du aber bleibe in dem, das du gelernet hast und dir vertrauet ist; sintemal du weißt, von wem du gelernet hast.“ 2. Tim. 3, 14.

„Ein Deutscher bin ich geboren und den Deutschen will ich dienen.“ Luther.

I.

Es war an einem Dienstag gegen Abend, ich seufze gerade in meinem Studierstübchen unter dem Dache über der griechischen Grammatik, da pfeift jemand draußen auf der Straße. Der Pfiff war mir wohl bekannt, er kam von meinem Freunde und bedeutete soviel wie: „Komm heraus". Die Grammatik wurde schnell zugeklappt, die Quartanermütze aufgesetzt, in ein paar Sprüngen die Treppen hinabgeeilt und in weniger als einer Minute stand ich vor meinem Pfeifer. Der machte eine recht kummervolle Miene, wozu er allerdings guten Grund hatte. „Denk dir," platzt er heraus, „morgen muß ich ein Gedicht aufsagen und ich habe reinweg vergessen, es zu lernen, was soll ich nur anfangen?" Hm — da war nicht viel zu machen, die Aussichten waren jedenfalls recht trübe, denn wir hatten einen außerordentlich strengen Klassenlehrer, dessen Hand oft genug mit den Ohren und Backen seiner Schüler in nicht angenehmer Weise in Berührung kam und der auch im Schwingen des spanischen Rohres eine durch viel Übung ungemein große Fertigkeit besaß. „Was für ein Gedicht hast du denn zu lernen?" fragte ich. „Der Kanadier", war die weinerliche Antwort, „und es ist so lang, daß ich es unmöglich noch lernen kann." Da war guter Rat teuer. Plötzlich leuchtet's in den Augen meines Freundes auf. „Heureka, ich hab's gefunden, wenn ich morgen krank bin, dann brauche ich morgen nicht nach der Schule und auch nicht mein

Gedicht aufsagen." „Du bist ja aber putzmunter und mit deinem dich krank Stellen ist es nichts mehr, die kennen dich schon." „Na, paß auf, morgen bin ich wirklich krank, komm nur mit." Er zog mich durch einige Straßen zur Apotheke. „Du willst dich doch nicht vergiften," frage ich ängstlich. „Bewahre, ich hole mir nur ein Brechpulver, wenn's Zeit ist, da nehme ich es und das weitere wird sich schon finden." Mir kam die Sache etwas bedenklich vor und ich wollte Einwendungen machen, doch schnell war mein Freund verschwunden, ebenso schnell aber auch wieder erschienen und zwar wie ein begossener Pudel. „Ohne ärztliche Bescheinigung bekomme ich keins." Was nun? Nach kurzem Nachsinnen, bei dem er den Zeigefinger der rechten Hand an die Nase legt, um das Denkvermögen zu stärken, rief er: „Nun hab' ich's aber." Er ging in einen Zigarrenladen. „Geben Sie mir zwei Zigarren für fünf Pfennige, aber bitte, recht starke." Recht starke erhielt er gerade nicht, aber recht schlechte. An einem entlegenen Platze, jedoch nicht weit vom Hause meines Freundes ließen wir uns nieder. Er bot mir eine Zigarre an, ich dankte höflichst, ich hatte ja kein Gedicht aufzusagen. Tapfer steckte er sich das Kraut an und rauchte mit wahrer Todesverachtung darauf los, galt es doch, einer gesalzenen Tracht Prügel zu entgehen. Die Wirkung kam schnell. Mein Held wurde bedenklich bleich, die Züge aus dem Glimmstengel verlangsamten sich, die linke Hand suchte die Magengegend, das Spucken nahm kein Ende. „Nun aber nach Hause, damit sie sehen, daß ich krank bin." Zu Hause gab es noch eine tüchtige Übergabe und dann hieß es: ins Bett. Die Mutter kam mit einer Tasse Kamillentee und sagte: „Wenn du morgen dich nicht wohl fühlst, bleibst du im Bett." Mit diesem süßen Trost im Herzen schlief der „Kranke" ein. Am andern Morgen erwachte er so gesund wie ein Fisch im Wasser, und obschon er so tat, als ob noch nicht alles in Ordnung

sei, hieß es doch: Aufstehen, Kaffeetrinken und nach der Schule. War das ein saurer Schulgang und nachher eine gesalzene Tracht Prügel, als es hieß: deklamieren, und es ging nicht! Acht Tage darauf ging's dafür aber wie am Schnürchen. Das Gedicht hatte es meinem Freunde auf einmal angetan. Kanada — Amerika, das waren Worte, die wollten ihm nicht mehr aus dem Sinn. „Europens übertünchte Höflichkeit", Schelte, Ohrfeigen und Schläge inbegriffen, sagten ihm wenig mehr zu. Es erfaßte ihn die Auswanderungslust und ich wurde mit erfaßt, phantasiereiche Indianergeschichten, für 10 Pfennige das Stück, taten das Ihrige dazu. Jeden Nachmittag, nachdem wir unser „Viertemal", wie es im Blankenburgischen heißt, geholt, trafen wir uns an einem entlegenen Platze im dunklen Tannenwalde und schmiedeten an einem Fluchtplane. Wir dachten uns die Sache sehr einfach. Statt in die Schule, wollten wir uns eines schönen Morgens von unserem lieben Blankenburg am Harz über Halberstadt auf den Weg nach Hamburg machen, uns dort als Schiffsjungen auf einem Segler verdingen und so nach Amerika fahren. Geld hielten wir nicht für nötig, wohl aber Eßwaren. So verschwanden denn aus Küche und Keller zum nicht geringen Verdruß unserer Mütter Dinge, an denen die ganze Familie sich hätte laben sollen, die sich aber als Wegzehrung für unsere Amerikareise an unserem verborgenen Orte zusammenfanden. An ordentliche Kleidung wurde auch gedacht, mein vorsorglicher Freund hatte bereits seinen funkelnagelneuen Überzieher und seine Sonntagshose nach dem Aufstapelungsplatz gebracht, da eines Nachmittags kurz vor unserer Flucht machten wir die schreckvolle und doch für uns so heilsame Entdeckung, daß alles verschwunden war. Verschwunden waren damit auch auf einmal unsere Auswanderungsgelüste. Tief gedrückt schlichen wir heim und setzten uns hinter die Bücher, denen wir ein baldiges Lebewohl zugedacht hatten.

Der kommende Sonntag war für meinen Freund wahrlich kein Sonnentag. Es setzte für ihn tüchtig etwas ab, als die Sonntagshose und der neue Überzieher sich nicht vorfanden und schließlich die ganze Geschichte offenbar wurde. Ich kam damals noch eben mit einem blauen Auge davon.

Jahre vergingen. Mein Freund blieb ein Tunichtgut, verließ das Gymnasium, trat in das Forstfach ein, versuchte dann sein Glück in Afrika und landete endlich in Brasilien. Hier hatte er furchtbar schwere Jahre durchzumachen, aber heute besitzt er eine prächtige Farm, ein liebes Weib und zehn Kinder. In einem der Briefe, die er nach Hause schrieb, heißt es wörtlich: „In den Jahren meines Hierseins (Brasilien) habe ich erkannt, daß es einen strafenden Gott gibt und in seinen Strafen hat er mich geprüft und gesucht. Jetzt bekenne ich es laut, daß ich Gottes Wort in der heiligen Schrift gefunden habe und von der Zeit an wie neugeboren bin."

Meine Erziehung übernahm die unverheiratet gebliebene Schwester meines Vaters, Auguste von Bosse. Sie hatte zehn Jahre in der Französischen Schweiz in der Nähe von Morges am Genfer See und etliche Jahre in Südfrankreich gelebt, war dann, von Sehnsucht nach der deutschen Heimat ergriffen, nach Blankenburg gekommen und suchte nun ihren Lebenszweck darin, mich zu erziehen. Ich verdanke meiner Tante unendlich viel. Sie war eine außerordentlich geistreiche und gelehrte Dame, die gar bald einen Kreis hochgebildeter Herren um sich sammelte. Ihre Wohnung, nicht weit von meinem elterlichen Hause, zeugte von jenem feinen Geschmack, der geistig hochstehenden Menschen eigen ist. Meine Tante umgab mich mit einer Liebe, die freilich große Opfer für mich brachte, die aber auch große Opfer von mir forderte, vor allem das, meine ganze freie Zeit ausschließlich ihr zu widmen. Dadurch wurde ich dem Elternhause entfremdet und verhindert, mit

meinesgleichen zu verkehren. Nur, wenn sie im Sommer während der Schulferien verreiste, durfte ich mich meiner Freiheit freuen. Dann genoß ich sie mit vollen Zügen, indem ich entweder allein meine Harzberge durchstreifte oder den vielen Sommerfremden, die in unser elterliches Haus kamen, als „Harzführer" diente, unter anderen auch dem Freiherrn von Wagner, bekannt als Schriftsteller unter dem Namen Johannes Renatus.

Während der Schulzeit hatte ich jeden Morgen vor Beginn des Unterrichts bei meiner Tante zu erscheinen, um noch einmal „abgehört" zu werden. Nach der Schule war mein erster Gang wieder zu ihr, um zu berichten, wie es gegangen. Nachmittags mußte ich sie auf ihrem täglichen Spaziergang begleiten. Es wurde dann jedesmal der Band irgend eines Klassikers mitgenommen und einzelne Stellen daraus auswendig gelernt. Manchmal erzählte sie mir auch aus ihrem interessanten Leben, von ihrem Aufenthalt auf dem Schlosse Escheberg bei Kassel, Besitztum des Freiherrn von Malsburg, eines Kriegskameraden ihres Vaters, wo sie Geibel, Bodenstedt, den Bildhauer Ernst Müller und andere kennen lernte; oder von ihren Erlebnissen in Meiningen bei ihrer Schwester, der an dem herzoglichen Hofe hochangesehenen Generalin von Buttlar, die in ihrer Jugend mit dem Verfasser des „Prinz Rosa Stramin" Ernst Koch verlobt gewesen war und sich später durch schriftstellerische Werke, wie „König Jerome und seine Familie" und „Palast und Bürgerhaus" unter dem angenommenen Namen Ernestine von L. hervorgetan hatte; oder sie frischte Erinnerungen auf an ihren Vater, der als Offizier im westfälischen Heere in Spanien gekämpft und bei der Belagerung von Gerona (1809) einen Arm verloren; oder sie schilderte die engen Beziehungen ihrer Eltern zum König Jerome und der Exkönigin Karoline Murat von Neapel, deren kostbare, der Familie von Bosse geschenkte An-

denken in der furchtbaren Feuersbrunst von Meiningen im September 1874 zu Grunde gingen.

Vom Spaziergang zurückgekehrt ging es an die Erledigung der Schulaufgaben unter scharfer Aufsicht meiner Tante. Nach dem Abendessen, das ich stets bei ihr einnahm und bei dem sie sich bemühte, mir gutes Benehmen beizubringen, mußte ich ihr aus klassischen Werken oft stundenlang vorlesen, während sie mit einer Handarbeit beschäftigt war. In der Literatur besaß meine Tante außerordentliche Kenntnisse, ebenso auch in der Geschichte, wenigstens in der englischen und französischen, weniger in der deutschen. Die französische Sprache beherrschte sie vollkommen, da sie zehn Jahre lang in den feinsten Kreisen der französischen Schweiz gelebt hatte, hier war sie auch unter den Einfluß des streng reformiert-kirchlichen Geistes gekommen. Französische Sprache und kirchlicher Geist wurden auch mir eingeimpft. Es gab Tage, an denen ich nur Französisch mit meiner Tante sprechen durfte. Zur Kirche hatte ich sie jeden Sonntag zu begleiten, was mir anfangs sehr schwer einging, zumal an schönen Tagen, an denen es mich mehr in die Wälder hinauszog und an eisigkalten im Winter, wenn ich in dem damals noch nicht geheizten Gotteshause ohne Überzieher so lange still sitzen mußte. Nach und nach wurde mir aber der Kirchgang zu jeder Jahreszeit eine liebe Gewohnheit.

Meine Tante hatte manche Pläne mit mir vor. Ich wäre gern Baumeister geworden, doch davon wollte sie nichts wissen. Da ich aber gut zeichnete und vielleicht auch etwas Begabung zum Malen verriet, faßte sie den Entschluß, nach Zürich überzusiedeln und mich die dortige Malerschule besuchen zu lassen, doch kam es nicht zur Ausführung.

Nach meiner Konfirmation, die bei mir einen tiefen Eindruck hinterließ, wurde der Wunsch in mir rege, den geistlichen Beruf zu erwählen, was bei meiner Tante freudige Zustimmung fand.

Meine Studien erhielten eine angenehme Unterbrechung durch zwei Reisen, die meine Tante mit mir unternahm. Die eine führte uns zu den Passionsspielen in Oberammergau (1880) und die andere nach der Schweiz und Italien (1884). In der Schweiz weilten wir 14 Tage auf Vufflens, einem der schönsten Schlösser des Landes in der Nähe von Morges am Genfersee. Die Besitzerin, eine edle, feingebildete Dame und eine vertraute Freundin meiner Tante, tat alles, um uns den Aufenthalt unter ihrem gastlichen Dache so angenehm wie möglich zu machen. Durch den Mt. Cenis ging es dann über Turin und Genua nach Nervi, wo wir uns etliche Monate aufhielten, um den Keim der Schwindsucht, den man bei mir vermutete, zu ertöten.

Die Eindrücke beider Reisen sind mir unauslöschlich geblieben und sie haben später mit den Anlaß gegeben, in die Weite zu ziehen. Der Hauptgrund dazu lag allerdings wo anders. Je älter ich wurde, um so mehr empfand ich den Mangel an Bewegungs- und Entwickelungsfreiheit. Meine Tante hatte kein Verständnis für die mancherlei berechtigten und natürlichen Neigungen eines heranwachsenden Jünglings und lebte in dem Wahne, ihre Person und ihre Gesellschaft müßte mir alles andere ersetzen. Andeutungen, daß ich mich einmal ins Ausland wenden möchte, stießen bei ihr natürlich auf heftigen Widerstand, sie hatte eben i h r e Pläne mit mir. Etliche Jahre vergingen, ich war inzwischen zur Prima heraufgerückt, da fiel mir eines Tages ein Aufruf in die Hände, in dem gläubige und tüchtige Jünglinge aufgefordert wurden, sich in den Dienst der deutsch-lutherischen Kirche von Amerika zu stellen, da es dort überall an deutschen Pastoren mangele. Mir kam das wie ein Wink vom Herrn vor und ich glaubte ihm folgen zu müssen. Es gab eine schwere Stunde, als ich meiner Tante die Eröffnung machte, daß ich die Absicht hätte, nach Amerika zu

gehen. Ich war aber auf den Kampf vorbereitet und blieb diesmal fest.

Als sie einsah, daß sie mich in meinem Entschlusse nicht wankend machen konnte, schickte sie sich endlich darein. Sie nahm nun Rücksprache mit unserem Generalsuperintendenten, der jedoch wenig über amerikanische kirchliche Verhältnisse wußte und deswegen Erkundigungen bei seinem langjährigen Freunde Professor Dr. Grau in Königsberg einzog. Dieser wies uns an Pastor Dr. Moldenke in New-York, der den Rat gab, uns an Pastor Johannes Paulsen in Kropp bei Schleswig zu wenden, dem Gründer eines Predigerseminars zur Ausbildung junger Leute für die deutschen Gemeinden des Generalkonzils der lutherischen Kirche in Amerika. Das taten wir, ich fand Aufnahme in dem Predigerseminar, studierte dort drei Jahre, diente darnach als Einjährig-Freiwilliger in Blankenburg und zog dann über das Weltmeer nach Amerika, dem Lande, wohin ich schon als Knabe mit meinem Freunde hatte durchbrennen wollen, um unter den deutschen Glaubensgenossen zu wirken.

II.

Es gab leider eine Zeit, da man die von Deutschland Ausgewanderten als dem Volksstamm für verloren erachtete und sich nicht weiter um sie kümmerte. Es klang daher vielen wie ein Märlein, als die Kunde von blühenden Gemeinwesen in Ungarn, Rußland und Amerika an ihr Ohr drang, in denen der Väter Glaube sowie deutsche Sprache und deutsche Sitte sich erhalten hatten, denn es ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß der ausgewanderte Deutsche doch nicht so leicht sein Selbst aufgibt, wie man gewöhnlich annimmt und daß Treue im Glauben und Treue in Bewahrung der Muttersprache und des Volkscharakters meist zusammen

zu finden sind, weil sie einander bedingen. Darum richtete auch Löhe 1845 an die deutschen Glaubensgenossen in Michigan folgende eindringliche Mahnworte: „Ihr seid Deutsche. Eine schöne Sprache habt ihr über den Ozean gerettet. Im Gewirr der Sprachen, die man jenseits spricht, ist keine schöner. Behaltet, was ihr habt! Ihr habt durch Gottes Gnade das gute Teil. Eure Sprache ist neben Eurer Kirche Euer größtes Kleinod, das Ihr in die Wüstenei Eurer Wälder mit hinübergenommen habt. Überlegt wohl, was Ihr verlieret, wenn Ihr diese edle Gabe Eures Gottes undankbar dahin werfet! Wir wollen es Euch mit großen Buchstaben vor Augen malen. Mit Eurer Sprache verliert Ihr Eure Geschichte, damit das leichteste Verständnis der Reformation, damit das leichteste Verständnis der wahren Kirche Gottes; ferner Eure wunderschöne deutsche Bibel, Eure Lieder, die bis in den Himmel widerklingen, Eure Katechismen, die ihresgleichen nicht haben, Eure Postillen, die so herzlich sind, Eure Erbauungsbücher, die so kindlich beten, Eure ganze heimatliche Literatur, die geistliche und jede andere, endlich Eurer Väter Sinn und Art, ja auch die Achtung diesseits und jenseits bei den Zeitgenossen; denn der ist wahrlich keine Achtung wert, der seine Erstgeburt für ein Linsengericht dahingibt. — Darum behaltet, was Ihr habet! Behaltet es für Euch und Eure Kinder! Ergebet weder Euch, noch Eure Kinder den fremden Nationen! In Euern Häusern, in Euern Dörfern, in Euern Städten, in Euern Schulen, in Euern Kirchen, in Euern Synoden lebe und herrsche die deutsche Sprache Eurer deutschen Kirche, das beste Wort des besten Sinns, der schönste Laut zum edelsten Gedanken. Ferne aber bleibe von Euch die Strafe, die sich an Verachtung Eurer Muttersprache knüpft. Denn wahrlich, ein Deutscher, der nicht deutsch ist, ist ein gestrafter Mann auf Erden, weil ihm alle Privilegien, die ihm Gott vor den Nationen aus

Gnaden gab, entwendet und — mit nichts erstattet werden!"

Das sind herrliche Worte, es blieb aber bei Löhe nicht nur bei diesen Worten, sondern er sorgte auch für Lehrer und Geistliche, welche den ausgewanderten Glaubensgenossen nachzogen, um ihnen in Befolgung dessen, was ihnen ans Herz gelegt war, behilflich zu sein.

Die Auswanderung aus Deutschland schwoll mächtig an und immer erneute und dringendere Aufrufe kamen von Amerika mit der Bitte um Hirten für die verwahrlosten Herden. Die Missionsschulen in Basel, Hermannsburg und Breklum suchten zu helfen so weit es ging, aber es war alles unzureichend. Da gründete auf einen Notschrei der deutschen Lutheraner des Generalkonzils, einer der drei großen lutherischen Kirchenkörper Amerikas, hin Pastor Johannes Paulsen in seinem Pfarrdorfe Kropp bei Schleswig im Jahre 1882 ein Predigerseminar zur Ausbildung von Geistlichen für die deutsch-lutherischen Glaubensgenossen, aus dem nunmehr weit über 200 Geistliche hervorgegangen sind.

Der deutsche Pastor in Amerika hat eine Doppelmission, neben der als Geistlicher auch noch die andere als Deutscher zu wirken; um das aber im Segen tun zu können, muß er selber in seinem Glauben und in seinem Deutschtum fest gegründet sein, sonst unterliegt er gar bald in dem Kampfe, den er nach allen Seiten zu führen hat.

Wie war ich ausgerüstet?

In meinem Glauben stand ich wohl fest, dazu hat nächst Gottes Gnade eine ernste Lebensführung, Umgang mit christlichen Persönlichkeiten und mein dreijähriges Studium auf dem Predigerseminar beigetragen; wie verhielt sich's aber mit meinem deutschen Bewußtsein? Eine Pflege desselben hatte ich weder im elterlichen Hause gefunden, in dem bezeichnenderweise wohl das Bild eines Königs Jerome, aber kein

vaterländisches an der Wand hing, noch bei meiner Tante, die durch ihr früheres Leben in Hofkreisen und einen langen Aufenthalt im Auslande dem deutschen Gedanken entfremdet war, weder auf dem Gymnasium, nach seiner damaligen Unterrichtsweise, noch auf dem Predigerseminar, wo unter den Professoren sich zwei wütende Preußenhasser befanden. Erst im deutschen Heere spürte ich rein deutschen Geist, da hörte ich einmal etwas ausschließlich von deutschen Helden, da vernahm ich die Mahnung zur Vaterlandsliebe, die zu jedem Opfer bereit sein soll, da die Forderung unverbrüchlicher Treue Kaiser und Reich gegenüber und erst mein letztes Jahr in Deutschland, mein Dienstjahr, hat mir das bis dahin wenig entwickelte deutsche Bewußtsein verliehen.

III.

Es war am Morgen des 7. Mai 1889. Langsam dampft die nun auf dem Meeresgrunde ruhende „Elbe" die einzig schöne New-Yorker Bucht hinauf. In goldigem Sonnenschein erglänzen die mit betriebsamen Ortschaften und freundlich ausschauenden Landhäusern dicht besäten Ufer und die der offenen See zustrebenden Fluten des Hudson, durchfurcht von Hunderten von Schiffen aller Art. Zur Rechten erscheint Coney Island, der größte Vergnügungsplatz der Welt, zur Linken grüßt bald darauf das Riesenweib — die Freiheit — in hocherhobener Hand eine Fackel haltend, um, wie es heißt, die Welt zu erleuchten. In der Ferne tauchen die Umrisse der größten Hängebrücke der Welt, das Wunderwerk eines Deutschen, auf und dann treten die himmelanstrebenden Bauten New-Yorks hervor, überragt von der vergoldeten Kuppel des World-Gebäudes, dessen Besitzer, der Herausgeber einer Weltzeitung, ein deutscher Jude ist. Es ist eine neue, eine

ganz andere, eine riesenhafte Welt, die sich vor einem auftut.

Todmüde nach all dem Hin und Her, wie es bei einer Landung nicht anders geht, zumal wenn man viel Gepäck hat, liege ich schon früh abends in einem Bett des lutherischen Einwanderer-Hauses zu New-York, aber ohne den erquickenden Schlaf zu finden. Der Eindrücke des Tages waren zu viele, der ungewohnte Lärm der Straße mit seinem Stimmengewirr, dem Rasseln der Wagen und dem Donnern der Hochbahn ist zu groß und die immer wieder sich mir aufdrängende Frage, wie wird sich mein Leben in der neuen Welt gestalten, zu wichtig, als daß der Geist schnell hätte zu Ruhe kommen können. Da steigen liebliche Bilder der Heimat vor mir auf, die stille Einsamkeit meiner Harzberge umfängt mich, ich sinke nieder auf das sametene Moos unter den Bäumen des Waldes und — schlafe friedlich ein.

Der erste Morgen auf amerikanischem Boden sollte mich nicht als Langschläfer finden; ich war früh auf, wie es von jeher meine Gewohnheit gewesen ist. Nach einem für alle Insassen des Hauses gemeinsamen Frühstück kam eine gemeinsame Morgenandacht in der Kapelle. Es war dasselbe Gotteswort, wie daheim, das wir hörten und doch, wie ganz anders drang es ins Herz! Es waren dieselben Lieder, wie daheim, die wir sangen, und doch wie ganz anders quollen sie aus dem Herzen! Kein Wunder, erinnerten sie uns doch in der Fremde an die Heimat!

Das deutsch-lutherische Einwandererhaus, von dem nun auch längst heimgegangenen Pastor Berkemeier gegründet, hat Tausenden und Abertausenden von Deutschen gute Unterkunft und unentgeltlich wertvollen Rat und Beistand geboten und ist eines der vielen schönen Beispiele werktätiger Liebe der Kirche Christi. Wie nötig solche Tätigkeit ist, erhellt aus einer ergötzlichen Begebenheit, die mir Pastor Berkemeier selber

erzählte. Kam da auch ein Deutscher in Neuyork an, ein „Grüner" oder „Greenhorn", wie man in Amerika die noch unerfahrenen Einwanderer nennt. Von dem christlichen Einwandererhause wollte auch er, wie so viele andere, nichts wissen und ging stolz wie ein Spanier an ihm vorüber. Auf einmal klopft ihm jemand mit den Worten: „Hallo Landsmann" auf die Schulter. Unser „Grüner" ist voller Freude, daß er mit einem Deutschen zusammengetroffen ist und befreundet sich alsbald mit ihm. „Well", meint der neugewonnene Freund, „nun laß uns da drüben in die Wirtschaft gehen und eins trinken." Beim Glase Bier geht das Herz noch mehr auf und unser vertrauensseliger Deutscher erzählt, daß er noch 200 Dollar bei sich habe. „Hm," sagt der Fremde, „die laß dir nur nicht stehlen, sei ja recht vorsichtig; übrigens, du gefällst mir, wie wäre es, wenn wir zusammen ein Geschäft aufmachten. Geld habe ich nicht, aber ich habe, was man hier Experience nennt, die gebe ich, und du, der du keine Experience hast, gibst das Geld." Die Augen des „Grünen" leuchten auf vor Vergnügen, ja, denkt er, Glück muß einer haben, dann geht's schon. „Damit du aber dein Geld nicht verlierst, gib's mir zur Aufbewahrung, du weißt, ich habe Experience. Wirt noch einmal einschenken." Bereitwilligst wird ihm das Geld anvertraut. Bald darauf empfiehlt sich der Experience-Mann mit der Versicherung, gleich wieder zurück zu sein — aber er kam nicht wieder. Der Wirt gab dem so gründlich Hineingefallenen den Rat, zu dem christlichen Einwandererhause zu gehen, da er nichts für ihn tun könne. Dort wurde er freundlich aufgenommen. Als Pastor Berkemeier merkte, daß dem „Grünen" etwas auf dem Herzen lag, erkundigte er sich nach seinem Kummer. Nun erzählte er sein Erlebnis und schloß mit den denkwürdigen Worten: „Ja, so geht's, erst hatte ich das Geld und er die Experience und nun hat er das Geld und ich die Experience." —

Auf eine Empfehlung meines väterlichen Freundes Pastor Paulsen hin war ich als Gehilfe von Pastor Wischan in Philadelphia ausersehen worden; somit hatte meine Reise gleich von Anfang an ein bestimmtes Ziel und mein äußerer Lebensweg und innerer Entwicklungsgang in der neuen Welt eine gewiesene Richtung. Im Einwandererhaus fand ich eine Postkarte von Pastor Wischan vor, in der er mir die Anweisung gab, gleich nach Philadelphia zu kommen, in das dortige Predigerseminar des ev.-luth. Generalkonzils einzutreten und an den Vorlesungen bis zum Schluß des Semesters teilzunehmen. Es war das, wie mich die Folge lehrte, ein sehr weiser Rat, wie ich überhaupt Pastor Wischan als einen Mann von überaus praktischem Blicke kennen lernen sollte.

Mir, dem in Unselbständigkeit Aufgewachsenen, bangte ein wenig vor der Reise in dem wildfremden Lande. Glücklicherweise traf ich einen Studenten vom Seminar in Philadelphia, in dessen Begleitung ich an meinen Bestimmungsort fuhr. Die Eindrücke dieser ersten Eisenbahnfahrt sind mir noch so lebendig gegenwärtig, als hätte ich sie erst gestern empfangen. Das Läuten der Lokomotive, die großen einklassigen durchgehenden Wagen mit den gepolsterten Sitzen, die Reisenden mit ihren Zeitungen vor der Nase, die mächtigen Anzeigeschilder zu beiden Seiten der Eisenbahn, das stets wiederkehrende Wort Castoria, die freundlichen Städtchen, durch deren Straßen der Zug mit rasender Schnelligkeit fuhr, die neuangelegten Ortschaften mit ihren Straßen ohne Häuser, die einsam gelegenen Farmgehöfte, die noch vielfach unbebauten Strecken Landes, die spärlichen Überreste einstiger Wälder, alles das fesselte meine Aufmerksamkeit in höchstem Grade.

In etwa zwei Stunden hatten wir die 90 englische Meilen betragende Entfernung von Neuyork nach Philadelphia zurückgelegt. Mein Begleiter führte mich

zum Seminar, das damals noch mitten in der Stadt, einem kleinen Park gegenüber lag, stellte mich den Professoren vor, machte mich mit den Studenten bekannt, sorgte dafür, daß ich einen netten Zimmergenossen erhielt und empfahl mir ein gutes deutsches Eßhaus, da das Seminar wohl neben freien Vorlesungen freie Wohnung bietet, aber nicht für Beköstigung sorgt, kurz, nahm sich meiner in jeder Beziehung echt brüderlich an.

Manches fiel mir im Seminar sofort auf. Die Studenten waren im höchsten Grade selbstbewußt, das zeigte sich unter anderem auch darin, daß sie zu mir, selbst wenn sie etwas Deutsch konnten, nur Englisch sprachen, trotzdem ich so gut wie nichts davon verstand. Die ganze Art ihres Benehmens hatte etwas Nachlässiges und ermangelte völlig des bei Deutschen sich so oft findenden Schneids. Ich mußte staunen, wie ungezwungen sie sich selbst den Professoren gegenüber gaben, die sie z. B. auf der Straße beim Begegnen nicht durch Hutabnehmen, sondern nur durch eine leichte Hebung der Hand grüßten, übrigens eine Sitte, die in ganz Amerika gang und gäbe ist. Zum erstenmal lernte ich hier auch den Gegensatz zwischen deutsch und englisch aus eigener Erfahrung kennen. Von den Studenten waren bei weitem die meisten sogenannte Englische, d. h. solche, welche Deutsch nur sehr wenig verstanden und auch später nur den Ruf an eine englische Gemeinde annehmen wollten. Etwa acht bezeichneten sich selbst als Deutsche. Unter ihnen waren zwei aus Deutschland und die übrigen sechs in Amerika von deutschen Eltern geboren und auf dem deutschen Wagner-College in Rochester im Staat Neuyork herangebildet. Sie beherrschten die deutsche Sprache recht gut, sprachen unter sich aber doch meist Englisch. Außer diesen Englischen und Deutschen gab es noch eine Anzahl Pennsylvanisch-Deutscher, die unter sich fast nur in ihrer Mundart redeten, andern gegenüber sich jedoch des

Englischen bedienten. Die Vorlesungen der englischen Professoren waren selbstverständlich ganz englisch, die der beiden deutschen fast ganz englisch, da eben die Kenntnis der deutschen Sprache bei den meisten Studenten zu mangelhaft war, um deutschen Vorlesungen folgen zu können. Es wurde mir klar, daß man bei solchen Verhältnissen versuchen mußte, in Deutschland junge Theologen für die noch rein deutschen Gemeinden in Amerika zu gewinnen.

Ein weiteres lernte ich hier gleichfalls zum erstenmal kennen — den puritanischen Geist. Ich hatte beim Militär als Andenken von einem Kameraden einen schönen Maßkrug geschenkt erhalten, den stellte ich arglos in meiner Stube auf und benützte ihn, um mir darin das lauwarme Wasserleitungswasser zum Trinken zu holen. Da kam alsbald einer der deutschen Studenten und raunte mir zu, ich solle das Ding wieder einpacken, da die Englischen daran Anstoß nehmen. Unglaublich aber wahr!

Daß übrigens die Deutschen nicht von dem Geist angesteckt waren, erfuhr ich eines Abends, als sie mich aufforderten, mit ihnen zur „Kathedrale" zu kommen, die nichts anderes war als das Hinterstübchen bei einem deutschen Wirt. Dort ließen alle sich's munden, aber es geschah heimlich!

Etliche Tage nach meiner Ankunft in Philadelphia machte ich meinen Antrittsbesuch bei Pastor Wischan. Es war noch ziemlich früh am Tage, die einzige Zeit, da man ihn mit einiger Gewißheit zu Hause antreffen konnte. Beim Eintritt in die Studierstube, die im zweiten Stock nach der Straße zu lag, blieb mein Blick etwas verwundert auf dem sich mir darbietenden Bilde haften. Zwischen den beiden kahlen Fenstern des Zimmers stand ein mit Zeitschriften, Büchern und beschriebenen Blättern haufenweise bedeckter Stehpult, vor demselben saß auf einem hohen Drehstuhl in Hemdsärmeln Pastor Wischan. An den Wänden waren bis unter die

Decke Börte angebracht, auf denen sich Buch an Buch reihte. Der mit einem Teppich belegte Boden diente als Lagerstätte für Pakete, Briefe und Postkarten, die zum Versand fertig schienen. Ein Sofa und zwei Stühle, von denen man vor darüber ausgebreiteten Zeitungen nicht viel sah, vervollständigten die Ausstattung. Mit wunderbarer Behendigkeit schwang sich Pastor Wischan bei meinem Erscheinen von seinem hohen Stuhl und begrüßte mich freundlich. Ich hatte sofort das Gefühl, einer Persönlichkeit gegenüber zu stehen, an der man nicht achtlos vorbeigehen konnte und die nicht angelegt war, friedlich ihren Weg zu gehen. Der Kopf mit seiner hohen kahlen Stirn und dem den untern Teil des Gesichtes bedeckenden rötlichen Vollbart war leicht, gleichsam in herausfordernder Kampfstellung zurückgeworfen, während die kleinen, halb zugekniffenen, graublauen Augen einen lauernden Ausdruck zeigten, als ob sie die Schwäche eines Gegners erspähten. Pastor Wischan erkundigte sich nach meinen Studien, meiner Reise und meinen Eindrücken im Seminar. Von meiner Anstellung redete er gar nicht, er gab mir nur nochmals den Rat, im Seminar bis zur Tagung der Synode zu bleiben und ihn gelegentlich einmal wieder zu besuchen. Einigermaßen enttäuscht verabschiedete ich mich.

Gleich den ersten Sonntag, den ich in Philadelphia verlebte, besuchte ich die Kirche, an der Pastor Wischan stand. Das Gotteshaus, von Backsteinen erbaut, kam mir vor wie ein riesiger Kasten mit einem etwas abgeschrägten Deckel darauf. Turm und Glocken fehlten. Über der Eingangspforte stand in großen vergoldeten Lettern: „Deutsche evangelisch-lutherische St. Paulus-Kirche", seitwärts war eine Tafel angebracht mit dem Namen des Pastors und der Angabe seiner Wohnung, sowie der Zeit der verschiedenen Gottesdienste und der Sonntagsschule. Ich trat ein und befand mich in einer Vorhalle, von der man durch eine Tür in den Betsaal und verschiedene Klassen der Sonntagsschule gelangte,

während eine Treppe hinauf in den eigentlichen gottesdienstlichen Raum führte; eine weitere Treppe brachte mich auf die Galerie, wo auch die Orgel stand und die Plätze für den Singchor waren. Der ganze Raum glich einem großen Saale.: Kanzel und Altar mit Kruzifix und Leuchtern suchte man vergebens, dafür gab es eine Rednertribüne und vor derselben einen Tisch mit einer Bibel darauf. Zu Seiten des Tisches standen zwei Sessel mit hohen Lehnen. Die Bänke waren mit Polstern belegt, die Gänge mit Teppich bedeckt. Mit den Fenstern hatte es, wie ich später vernahm, eine eigene Bewandtnis, sie reichten anfangs nur bis unter die Gallerie und erst nachträglich wurden sie höher geführt, damit doch auch auf der Galerie Licht vorhanden war. Mit einem Turme war das Gotteshaus übrigens auch früher geschmückt gewesen, da man jedoch den an ihm angebrachten Blitzableiter statt nach außen nach innen geleitet hatte, so tat er, als der Blitz eines Tages einschlug, gerade das, was man durch ihn verhüten wollte und setzte den Turm in Brand. Man baute ihn nicht wieder auf, weil viele meinten, Gott wolle keinen Turm. — Die Gemeinde war zahlreich versammelt. Hatte ein Glied seinen Platz eingenommen, bedeckte es mit einer Hand die Augen und verrichtete sein Gebet, dann nahm es einen der in jedem Sitze liegenden Fächer, um ihn fast unablässig während des ganzen Gottesdienstes zu benutzen, was bei der beinahe unerträglichen Hitze, die damals in Philadelphia herrschte, erklärlich, mir aber doch gänzlich neu war. Gegen ½11 erschien der Pastor in einem seidenen Talar und setzte sich in einen der Sessel. Nach einem Vorspiel sang der gemischte Chor ein deutsches Stück, sonst trefflich, aber mit amerikanischer Betonung der Worte. Der Gemeindegesang war lebhaft und kräftig, die gesprochene Liturgie dürftig und die Predigt so, wie ich noch nie eine gehört hatte. Hier war ein Volksmann, der verstand zu begeistern und hin-

zureißen, seine etwas hohe klare Stimme drang überall hin, vor allem tief in die Herzen. Mit großer Bibelkenntnis verband Pastor Wischan große Menschenkenntnis. Er wußte, in welcher Weise und in welcher Form er seiner Gemeinde Gottes Wort darzubieten hatte und besaß die Gabe, es auch so zu tun, einfach und schlicht, dabei außerordentlich anschaulich und lebendig. Doch das alles war für mich nichts Neues, ich hatte schon andere Prediger mit ähnlichen Vorzügen gehört, das für mich Neue war der d e u t s c h e Zug in der Predigt. Hier stand ein d e u t s c h e r Prediger, der in flammenden Worten aufrief, festzuhalten an der Sprache Luthers, an deutscher Frömmigkeit, an der deutschen Kirche. Als ich tief ergriffen und getroffen nach Schluß des Gottesdienstes, der Gemeinde noch unbekannt, still meines Weges ging, gelobte ich mir, das Wort Luthers zu beherzigen: „Ein Deutscher bin ich und den Deutschen will ich dienen."

Mitte Juni tagte die evangelisch-lutherische Synode von Pennsylvanien in dem Städtchen Lebanon. Dahin fuhr auch ich mit etlichen anderen deutschen Studenten, um dort geprüft und zum h. Amt eingesegnet zu werden. Längs des Schuylkill-Flusses, der im südlichen Teil Philadelphias in den Delaware mündet, ging es hinauf in die Berge und über das reizend gelegene Reading, vorbei an so mancher von Deutschen gegründeten Niederlassung und so mancher von Deutschen mit unendlichem Fleiß zu Blüte gebrachter Bauerei nach dem Bestimmungsort. In dem Sonntagsschulraum der Kirche wurde jedem seine Wohnung zugewiesen. Ich kam zu einer echt pennsylvanisch-deutschen Familie. Köstliche und für mich, den Neuling, außerordentlich lehrreiche Tage durfte ich in ihrer Mitte verleben. Über die Pennsylvanisch-Deutschen heißt es in einem in deren Mundart herausgegebenen Werke: „Die Pennsylvanisch Deutsche sin die Nochkumme vun Leut wu vor viel Johre vum Deutschland noch Amerika

kumme sin un sich im östliche Dehl vun unsere Stät abgesettelt hen. Viel sin vun der Palz kumme un die Annere vun annere Gegende. Die Leut hen doheem im alte Land net rein deutsch geschwätzt. In Amerika sin sie mit de Englische ufgemixt worre, un uf seller Weg is die Pennsylvanisch Deutsch Sproch ufkomme. Es is en Gemisch vun Deutsch un Englisch. Seller Weg schwätze die Leut und seller Weg preddige Dehl Parre. Es heeßt sogar, daß en gewisser Parre in drei Sproche uf emol preddigt — Deutsch, Englisch und Pennsylvanisch Deutsch. Sell is en Sort Metzelsupp. Dehl Leut spotte üwer das Pennsylvanisch Deutsch, weil sie mehne es wär ken rechte Sproch. Sell mag sei wie es will. Ehns is schuhr, die Leut könne sich domit ausdrücke, un sell is grad for was en Sproch is. Wann sie seller Dienst duht, dann is sie all recht.

Dehl spotte ah üwer das Pennsylvanisch Deutsch, weil sie behaapte, die Leut wäre net so gescheid wie Dehl Annere. Nau ich behaapt, die Dummheit is net in ere Sprach, awer in der Mensche ihre Köpp, dernoh möge sie ehnig Sproch hawe, die sie welle. Ich kenn Leut, die sin gestoppt voll Buch Lerning, awer sie sin zu dumm for Juhs davun zu mache. Sie könne es net an den Mann bringe. Was batt ihm das best Esse, wann mer ke Appetit hot? Ich bin ah schuhr, daß die Leut, wu üwer das Pennsylvanisch Deutsch spotte, ken Pätent Recht hen uf die Gescheidheit un die Weisheit sterbt ah net mit ihne.

Es is wunnerbar, daß Dehl Leut wu vun de Pennsylvanisch Deutsche herstamme, sich dawege schämme. For was brauch mer sich schämme Pennsylvanisch Deutsch zu sei? Bessere Leut find mer nergeds. Sie sin fromm, fleißig, ehrlich, patriotisch, un was Gescheidheit abgeht, sin sie net ganz danewe kumme. Wu find mer so fruchtbare und schöne Bauerei wie bei de Pennsylvanisch Deutsche? Ihre Bauerei in Ost Pennsylvania sin der Garte vun der Welt. Un ihre

Weibsleut verstehen es, zu koche, backe un haushalte wie ken annere Klaß Leut es versteht. Viel vun de beste un größte Leut in unserem Land ware Pennsylvanisch Deutsche — Gouverniere, Congreßleut, Judges, Parre, Lawyer, Schulmehster un so weiter. Es is net der werth, Name ahzuführe, bekahs es wär schier ken End dazu. Die Leut, wu über die Pennsylvanisch Deutsche spotte, beweise net dodorch, daß sie selwer arg gescheid sin."

Herzliche Gastfreundschaft durfte ich erfahren und das Du, mit dem mein Gastgeber nach pennsylvanisch-deutscher Art wie jeden so auch mich anredete, klang mir gar traut. Mein Hochdeutsch verstanden sie ziemlich gut, wie auch ich ihre Mundart, so daß wir uns anregend unterhalten konnten. Von Deutschland und seiner Geschichte wußten sie nur wenig und von einem geistigen Bande mit dem Volk, dem ihre Vorfahren entsprossen, war gar keine Rede, trotzdem hatten sie mit ihrer deutschen Sprache so manchen deutschen Charakterzug zäh bewahrt. An Speisen lernte ich verschiedene neue kennen wie Süßkartoffeln, Süßkorn, Tomaten, gekocht, gebraten oder roh aufgeschnitten, und dann den allbeliebten Pie, den gerade die pennsylvanisch-deutschen Frauen so meisterlich zu backen verstehen. Zum Ruhen erhielt ich ein großes, zweischläfriges Bett, wie sie fast in jedem Hause in den Vereinigten Staaten zu finden sind. Gar wohltuend war die peinliche Sauberkeit, die überall herrschte. — Die lutherische Pennsylvania-Synode, zu deren jährlicher Versammlung Hunderte von Geistlichen und Gemeindeabgeordneten zusammengekommen waren, ist ein altehrwürdiger Körper, im Jahre 1748 unter Heinrich Melchior Mühlenberg gegründet. Später erhielt er die lange Bezeichnung: das deutsche Evangelisch-Lutherische Ministerium von Pennsylvanien und angrenzenden Staaten. Anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ließ man das Wort „Deutsche"

fallen. Ein geistliches Aussehen hatten gar viele von den Geistlichen gerade nicht und die Gesichter der meisten ließen den charakteristischen Zug, den geistige Arbeit verleiht, vermissen. Die Verhandlungen wurden vorwiegend in der englischen Sprache geführt. Die Redegewandtheit der englischen Geistlichen sowohl wie der Laien war staunenswert, während unter den deutschen Pastoren nur sehr wenige Beredsamkeit zeigten und die deutschen Gemeindeabgeordneten überhaupt nie etwas sagten. Auch hier tobte der Kampf zwischen deutsch und englisch. Gerade damals kam es zu einer Neueinteilung der immer größer werdenden Synode in verschiedene Konferenzen und nur mit viel Mühe und Not gelang es den Deutschen, daß ihnen in Philadelphia eine deutsche Konferenz zugestanden wurde. Berichte über die Arbeiten auf den verschiedenen Gebieten der Synode, über den Stand ihrer Anstalten, Beratungen über Mittel und Wege zur Aufbringung der nötigen Gelder usw. nahm die Zeit der Sitzungen in Anspruch. Eine wissenschaftliche Arbeit lag nicht vor, dafür fand man keine Zeit, obschon die Synode beinahe acht Tage zusammen blieb.

Der Ordinations-Gottesdienst war ganz englisch, als aber in englischer Sprache die Frage an die zu Ordinierenden gerichtet wurde: „Seid ihr bereit, das heilige Amt auf euch zu nehmen und treulich zu verwalten? Wollet ihr das reine Wort Gottes nach dem Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche lehren und predigen und diese Lehre unseres Heilandes zieren mit einem heiligen Leben und gottseligen Wandel?", da antworteten wir Deutschen in deutscher Sprache und mit kräftiger Stimme einzeln der Reihe nach: „Ja, von ganzem Herzen; wozu mir Gott Seines Geistes Kraft und Gnade verleihen wolle. Amen." Nach der Feier kam ein ergrauter deutscher Pastor auf uns zu, schüttelte jedem die Hand und sagte: „Ihr jungen lieben Brüder, bleibt eurem Gelübde treu und bewahrt euch ein deutsches Herz."

Etliche Sonntage nach meiner Ordination wurde ich von Pastor Wischan in mein Amt als Hilfsgeistlicher an der St. Paulus-Gemeinde eingeführt. Mit freudigem Eifer begann ich meine Arbeit unter Anleitung eines erfahrenen tüchtigen Lehrmeisters und auf einem zum Beobachten und Lernen außerordentlich ergiebigen Felde.

Unter Pastor Heinrich Melchior Mühlenberg (1711 in Einbeck, Hannover, geboren) war in Philadelphia 1748 die deutsch-lutherische Michaeliskirche erbaut worden. Bald erwies sich das Gotteshaus zu klein und so errichtete man 1769 die Zionskirche, seinerzeit das größte und schönste Gotteshaus in Nordamerika, in dem auch die Leichenfeier von George Washington stattfand. Beide Kirchen wurden später verkauft und niedergerissen und dafür 1870 die neue Zionskirche gebaut, in der noch heute deutscher Gottesdienst gehalten wird.

Die Gemeinden unterhielten von Anfang an auch Schulen, und als nach Norden zu ein neuer Stadtteil entstand, baute man dort 1795 ebenfalls ein Schulhaus, an dessen Stelle im Jahre 1840 die St. Pauluskirche errichtet wurde. Den Unterricht erteilte man im unteren Raum des zweistöckigen Gotteshauses, bis man, durch das Anwachsen der Schülerzahl gezwungen, im Jahre 1867 das jetzige große Schulhaus baute. Die St. Paulusgemeinde wurde bis 1869 von den Pastoren der Zionskirche mitbedient, dann aber nach Teilung des Vermögens selbständig. Gleich unter ihrem ersten Pastor kam es zu einer Spaltung. Ein dürftiger hirtenloser Rest blieb zurück. Dieser berief Pastor Wischan zu seinem Seelsorger, der in unermüdlicher treuer Arbeit die Gemeinde bald wieder zu hoher Blüte brachte und sie während seiner 35jährigen Amtstätigkeit als eine Pflegestätte deutschen Glaubens, deutscher Gesinnung und deutscher Sprache erhielt. Unter der großen Arbeitslast und den mancherlei Kämpfen drohte

Pastor Wischan zusammenzubrechen, er bedurfte vor allem Ruhe zur Heilung eines Halsübels, so reiste er 1888 nach Deutschland und weilte dann längere Zeit auf der Insel Korsika. Anfang 1889 kehrte er geheilt und neu gestärkt auf sein Arbeitsfeld zurück; um ihm jedoch Gelegenheit zur Schonung seines Halses zu geben, ward ich ihm als Hilfsgeistlicher zur Seite gestellt.

Die Liturgie hatte ich schon des öfteren gehalten und gelegentlich auch gepredigt. Die Leute äußerten ihre Zufriedenheit über die kräftige Stimme. Doch eine kräftige Stimme tut's nicht allein. Was ich vor allem zu lernen hatte und worin Pastor Wischan sich als Meister zeigte, war, anschaulich zu predigen. In meiner ersten Predigt, die ich ihm einhändigte, redete ich des langen und breiten vom Gebet und schilderte unter anderem, wie David betete. Pastor Wischan setzte an den Rand folgende Worte: „Sieh dort im Schlosse zu Jerusalem, da liegt auf den Knien der König David und weint, ringt, betet. Was fleht er? Hör's aus seinem Munde: Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist." Daß das anschaulich geredet war, leuchtete mir sofort ein. Nach meiner Anstellung predigte ich sonntäglich und zwar abwechselnd einmal abends und den nächsten Sonntag morgens. Für mich war die Verkündigung des Gotteswortes eine Quelle reiner Freude, zumal die Gemeinde sich immer zahlreich zu den Gottesdiensten einfand.

Weniger freudvoll, wenigstens im Anfang, erschien mir die Arbeit in der Sonntagsschule, die nachmittags von 2 bis 3 Uhr gehalten wurde und in der etwa 80 Lehrer und Lehrerinnen gegen 800 Kinder unterrichteten. Sie war in sechs Abteilungen eingeteilt, von denen jede mit ihren Klassen einen sogenannten Superintendenten hatte. Die oberste Abteilung, Bibelklasse genannt, mit beinahe 200 bereits konfirmierten Schülern, leitete der Pastor. Nach einer liturgischen Eröffnung wurden etliche Lieder gesungen und dann in den

einzelnen Klassen ein Stück aus der Bibel gelesen, dem die Erklärung von seiten des Pastors folgte. Da stand ich nun eines Sonntags vor der großen Abteilung und sollte ein Gotteswort erklären. Es herrschte eine allgemeine Unruhe, die mich ziemlich verwirrte, auf meine Fragen erhielt ich keine Antworten, als ich ärgerlich wurde, hörte ich heimliches Kichern. Die Lage war nicht sehr angenehm. Ich merkte hier ein Doppeltes, daß von Ehrerbietung bei den jungen Leuten wenig die Rede war und daß ich selber als Leiter einer Bibelklasse noch sehr viel zu lernen hatte. Pastor Wischan gab mir auch hierin gute Anleitung. Sowie er anfing, in seiner lebendigen anschaulichen Weise zu reden und die Aufmerksamkeit der Schüler zu fesseln, stellte die Ruhe sich ganz von selber ein. Die Sonntagsschule galt als eine rein deutsche, das Deutsche beschränkte sich aber eigentlich nur auf den Unterricht und die monatlichen Versammlungen der Lehrer und Lehrerinnen, während die Umgangssprache fast ausschließlich das Englische war. Den Pastor wagte freilich niemand englisch anzureden. In den unteren Abteilungen trat neben den religiösen Unterricht noch der sprachliche. Für viele Kinder war die deutsche Sonntagsschule die einzige Stätte, wo sie die deutsche Sprache lernten. Durch freie Verteilung von deutschen Kinder- und Jugendblättern und eine große deutsche Bücherei wurde für weitere Pflege der deutschen Sprache gesorgt. Einmal im Monat vereinigte ein Kindergottesdienst die ganze Sonntagsschule in der Absicht, die Kinder für die deutschen Gemeindegottesdienste zu erziehen. Um das Verständnis für das Kirchenjahr schon bei der Jugend zu wecken und zu fördern, fanden Weihnachten und Ostern besondere Feiern der Sonntagsschule statt. Am Reformationsfest wurde das Jahresfest der Sonntagsschule abgehalten. Durch die dafür ausgearbeitete Festordnung zog sich stets ein leitender Gedanke, wie z. B. Jesus der gute Hirte, Gottes Brünnlein hat Wassers

die Fülle, Saat und Ernte, Eine feste Burg ist unser Gott, Fels des Heils, Schifflein Christi, der in Liedern, Gedichten, sowie in Ansprache und im Schmuck des Gotteshauses zum Ausdruck kam. Zu diesen Festen kamen immer große Scharen aus allen Teilen der Stadt herbei.

Ein köstliches Kleinod besaß, wie schon erwähnt, und besitzt noch die St. Pauluskirche in der christlichen deutsch-englischen Gemeindeschule, mit der seit 1880 ein deutscher Kindergarten, der erste in Philadelphia, verbunden ist. Als Heinrich Melchior Mühlenberg und seine Mitarbeiter die lutherische Kirche in dem östlichen Teile Nordamerikas begründeten, schenkten sie auch der Gemeindeschule besondere Aufmerksamkeit. Eine Gemeinde ohne Schule war für sie undenkbar. Diese deutsch-lutherischen Gemeindeschulen haben damals wesentlich zur Volksbildung beigetragen und christlichen Sinn unter den Ansiedlern erhalten. Erst seit der Einführung der öffentlichen Staatsschulen im vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts trat ein Rückgang der Gemeindeschulen im Osten ein. Heute gibt es nur noch sehr wenige. Die von St. Paulus hat sich aber all die Zeiten hindurch lebenskräftig erwiesen. Tausende von Kindern haben sie im Laufe der Jahre besucht und unermeßlich ist der Segen, der von dieser Pflegestätte deutscher Sprache und deutscher Frömmigkeit ausgegangen ist.

Wieder und wieder hat aber auch Pastor Wischan in flammenden Aufrufen an die deutschen Eltern den Segen der christlichen Gemeindeschule den religionslosen Staatsschulen gegenüber betont und auf den Wert einer gründlichen Kenntnis der deutschen Sprache hingewiesen. Das trug seine guten Früchte und zu Zeiten wurde die dreiklassige Schule und der Kindergarten von annähernd 300 Kindern besucht. Ich selber hatte an Stelle eines unserer Lehrer, der erkrankt war, längere Zeit zu unterrichten und so Gelegenheit, mich aus eigener Anschauung

davon zu überzeugen, wie in jeder Beziehung Tüchtiges geleistet wurde. Die erste Stunde an jedem Morgen war der Religion gewidmet und zwar ausschließlich in deutscher Sprache. Die Kinder der untersten Klasse wußten im Durchschnitt mehr von Katechismus und biblischer Geschichte, als solche, die jahrelang die Sonntagsschule besucht hatten. Deutsche Volkslieder und Choräle wurden in allen Klassen fleißig eingeübt und in der obersten auch Deutschland in der Erdkunde und Geschichte ausführlich behandelt. Man konnte wahrlich seine helle Freude haben an dem kräftigen Gesang, dem fließenden Lesen und guten Schreiben der Schüler sowie an ihren Kenntnissen von dem Lande ihrer Eltern. Dabei erfuhr die englische Sprache in keiner Weise eine Verkürzung. Nach alter Erfahrung kamen die Kinder, welche gute Fortschritte im Deutschen machten, auch gut voran im Englischen. Auf sie konnte man sich auch stützen bei Einübung von Festordnungen für die Sonntagsschulfeiern, und im Konfirmandenunterricht bildeten sie die Schar der Auserlesenen. Aus ihren Reihen kam später auch nie das Verlangen nach englischen Gottesdiensten und englischer Sonntagsschule. Bis auf den heutigen Tag haben sich denn auch fast all die lutherischen Gemeinden Philadelphias, welche eine Gemeindeschule besitzen, rein deutsch erhalten. Leider gehen die wenigen Gemeindeschulen des Ostens mit alleiniger Ausnahme der von St. Paulus mehr und mehr zurück. In den deutschen Synoden des Westens jedoch stehen sie noch heute in schönster Blüte. So zählt z. B. allein die Missouri-Synode 2200 Gemeindeschulen mit über 1000 Lehrern und gegen 95 000 Schülern. —

Es kam nun für mich eine Arbeit, die zu tun mir große Überwindung kostete und die für einen amerikanischen Pastor doch so notwendig ist, nämlich das Besuchemachen. Punkt 8 Uhr an einem Montagmorgen meldete ich mich bei Pastor Wischan. Er übergab

mir eine lange Liste mit Namen von Gliedern der Gemeinde nebst Wohnungsangabe. „Suchen Sie im Laufe der nächsten Tage diese Glieder auf und, wenn fertig, holen Sie sich eine neue Liste." Das war die ganze Anweisung. Einige Minuten später stand ich auf der Straße inmitten einer riesenhaft ausgedehnten, mir noch so gut wie unbekannten Stadt und mit einem Auftrag, der mir gleich neu wie unangenehm war, doch beschloß ich sofort mit der Ausführung desselben anzufangen. Ich übersah meine Liste und fand darin eine gewisse Ordnung, so daß ich mich leicht von einem Gliede zum andern hinfragen konnte. Es galt nur erst das unter Nummer eins verzeichnete zu finden. Philadelphia ist schachbrettartig angelegt. Die Straßen kreuzen sich alle rechtwinklig, die von Norden nach Süden laufenden sind mit Nummern, die von Osten nach Westen mit Namen bezeichnet. Verirren kann man sich also nicht leicht. Ich hatte auch bald mein Ziel erreicht und stand vor einem schmalen, dreistöckigen Backsteinhause mit Fenstereinfassungen und einer Treppe von weißem Marmor, das früher vorbildliche Haus Philadelphias. Mit etwas klopfendem Herzen zog ich die Klingel. Bald darauf tat sich die Tür auf und eine schlanke Jungfrau von etwa 20 Jahren mit fein geschnittenen Zügen und großen blauen Augen stand vor mir. Sie kannte mich jedenfalls von der Kirche aus, denn etwas errötend und in nicht gerade fließendem Deutsch nötigte sie mich ins Haus und in das Empfangszimmer, dessen Fensterläden allerdings erst geöffnet werden mußten, um sehen zu können. Dann rief sie auf englisch ihre Eltern. Sie begrüßten mich aufs freundlichste. In dem Herrn des Hauses erkannte ich ein Glied des Kirchenvorstandes, seine Frau war bekannt als eine „der Stillen im Lande", die viel Gutes tat für die Armen und die Mission. Sie stammte aus Kirchheim u. Teck, wie so viele andere Glieder der Gemeinde auch. Ihre schwäbische Mundart hatte sie

beibehalten, obschon sie bereits 30 Jahre in Amerika weilte. Von 5 Kindern war ihr nur die Tochter geblieben, welche im Kirchenchor sang und in der Sonntagsschule unterrichtete. Sie verstand also das Deutsche recht gut, gleichwohl antwortete sie auf die deutschen Fragen ihrer Eltern nur englisch. Mit der Unterhaltung ging es besser, als ich gedacht hatte und als sie zu stocken anfing, verabschiedete ich mich und ließ mich zu dem nächsten Gliede weisen. Als ich wieder auf der Straße stand, atmete ich etwas erleichtert auf; der Anfang war gemacht. Dieser Anfang sollte übrigens für mich, ohne daß ich es damals ahnte, später gar bedeutungsvoll werden, denn, um es gleich hier zu verraten, das blauäugige Fräulein wurde nachmals meine Lebensgefährtin und eine gute deutsche Hausfrau und Mutter.

Mein nächster Gang führte mich zu einem ehrsamen Schuhmachermeister, gleichfalls Glied des Kirchenvorstandes, sowie Superintendent einer Abteilung der Sonntagsschule und Vorsitzender des Vorstandes der Gemeindeschule. Als junger Mann war er nach Philadelphia gekommen und hatte gleich am ersten Sonntag die deutsche St. Pauluskirche gefunden, in der es ihm gefiel und der er sich sofort gliedlich anschloß. Er hatte in seiner hessischen Heimat nur eine einfache Schulbildung genossen, aber an ihm konnte man so recht erkennen, welche geistlichen Kräfte oft in den Laien schlummern und wie sie, wenn geweckt, zum großen Segen für die Kirche werden können. Er wurde ein gelehriger Schüler seines Pastors und lernte von ihm meisterlich das Beten, das Unterrichten der Kinder und das öffentliche Reden. Obschon die Arbeit für die Gemeinde ihm manche Opfer an Zeit und Geld auferlegte, hätte er sie doch nimmer missen mögen, denn sie war für ihn eine Quelle wahrer Freude. Und wie er, waren alle Glieder seiner späteren Familie in der Gemeinde tätig. Als ein eifriger Förderer aller Be-

strebungen des deutschen Teiles der lutherischen Kirche in Philadelphia und als langjähriger Abgeordneter der St. Paulusgemeinde auf Konferenzen und Synoden ist er auch in weiteren kirchlichen Kreisen bekannt geworden. Studenten der Theologie fanden bei ihm stets gastliche Aufnahme. Seinem Pastor hat er bis zu dessen Tode unentwegt treu zur Seite gestanden.

Sein Auge leuchtete auf vor Freude, als ich bei ihm eintrat. Lange und angelegentlich unterhielten wir uns über Deutschland, von dessen Fortschritten ich ihm erzählen konnte, über kirchliche Anstalten, die schönen Gottesdienste der St. Paulusgemeinde, an der sein ganzes Herz hing, die Sonntagsschule u. a. Erfreut, einen treuen deutschen Christen kennen gelernt zu haben, zog ich meine Straße weiter.

Ich kam zu einer Frau in einem schmalen Gäßchen, das sich, wie so häufig in den älteren Stadtteilen Philadelphias, von der Hauptstraße abzweigte und eine ganze Anzahl sogenannter Dreizimmerhäuschen, bei denen ein Stock über dem andern liegt, aufzuweisen hatte. Die Miete ist verhältnismäßig billig, etwa 6—9 Dollar den Monat, dafür mangelt es aber an Licht und allen gesundheitlichen Einrichtungen. In den neueren Stadtteilen darf so nicht mehr gebaut werden. Ich fand die, der ich meinen Besuch zugedacht hatte, am Waschzuber, denn es war Montag, der allgemein als Waschtag gilt. Als die im mittleren Alter stehende Frau mich erblickte, wurde sie sichtlich verlegen, entschuldigte sich wegen des Durcheinanders in ihrem Stübchen, trocknete sich die Hände und ihr von Tränen feuchtes Gesicht, wischte mit der Schürze einen Stuhl rein und bat mich, niederzusitzen. Nach einigen freundlichen Worten, um ihr über die Verlegenheit hinwegzuhelfen, fragte ich nach ihrem Kummer. „Ach, Herr Pastor," begann sie, froh, einmal ihr Herz ausschütten zu können, „es ist schrecklich mit der Jugend heutzutage.

Mein Mann ist vor Jahren gestorben, durch Waschen für andere Leute habe ich mich und meine zwei Mädchen ehrlich durchgebracht, nun könnte ich es etwas besser haben, denn beide Mädchen, die eine ist 16 und die andere 18 Jahre alt, schaffen und verdienen einen schönen Lohn. Sie bezahlen mir jede drei Dollar Board die Woche, aber sie schimpfen immer über das dutch-Essen, das ich ihnen vorsetze, und sagen darf ich nichts, jeden Abend sind sie fort und treiben sich wer weiß wo herum. Vorige Woche machte ich ihnen Vorstellungen deswegen, weil ich es nicht mehr mit ansehen konnte, und da haben sie ihre Sachen zusammengepackt und sind fort mit den Worten, sie könnten auch wo anders boarden. Seitdem habe ich nichts von ihnen gehört und gesehen." Ich empfand ein Grauen vor solchen Verhältnissen, die, wie ich später erfahren sollte, nicht so vereinzelt sind. Mit dem Versprechen, nach den Töchtern zu forschen und sie zur Rückkehr zu bewegen, verließ ich die dadurch etwas getröstete Mutter.

„Guten Morgen, Herr Pfarrer, es freut mich, daß Sie mich auch mal besuchen." Mit den Worten empfing mich eine Frau, der mein nächster Besuch galt. „Kommen Sie bitte in den Parlor." Ägyptische Finsternis und Moderluft umfing mich. Die Läden wurden etwas geöffnet. „Bitte, setzen Sie sich in diesen Rockingchair. Wie gleichen Sie es denn in Amerika?" „So weit ganz gut," erwiderte ich, „man muß sich natürlich erst an manches gewöhnen, was hier so ganz anders ist, als wie in Deutschland." „Ja, da haben Sie recht, ich habe es anfangs hier gar nicht geglichen und wenn ich das Geld gehabt hätte, wäre ich schon im ersten Monat wieder zurückgefahren. Ich bekam gleich eine Stelle als Dienstmädchen bei Amerikanern, aber ich verstand kein Englisch und fühlte mich daher so verlassen. Nun bin ich schon seit sechs Jahren verheiratet, mein Mann hat steddige Arbeit und macht guten Lohn, da denkt

man nicht mehr ans Rausgehen, was soll ich auch draußen, meine Eltern sind tot und Verwandte habe ich auch nicht." Auf einmal kam ein Bengel von etwa fünf Jahren hereingestürmt und schrie: „Mam, I want a piece of cake." „Well Georgie, du mußt deutsch sprechen." „No I wont." „Komm, Georgie, das ist unser neuer Pfarrer, shake mal hands mit ihm." „No, I wont," entgegnete der Knirps und um seinen Worten noch mehr Nachdruck zu verleihen, legte er die Hände auf den Rücken und preßte sie an die Wand, gerade nicht zum Vorteil der Tapete. Einigermaßen erstaunt über derartige Kindererziehung verabschiedete ich mich. Auf mein Lebewohl sagte die Frau Good bye und forderte ihren Sprößling auf, dasselbe zu sagen, aber statt dessen hieß es wieder: „No I wont."

Mein Gang führte mich nun zu einer prächtigen Familie. Ich fand alle Glieder zu Hause, Mann und Frau sowie zwei erwachsene Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Mann betrieb ein Fleischergeschäft, die Tochter half der Mutter im Haushalt, der Sohn hatte sonst dem Vater geholfen, arbeitete aber augenblicklich nicht, da er sich nicht wohl fühlte. Die Eltern kamen aus Baden und zwar aus der lutherischen Gemeinde von Max Frommel in Ispringen. Die Kinder waren in Philadelphia geboren, sprachen aber, was mir auffiel, ein verhältnismäßig reines Deutsch, die Frucht des Besuchs der Gemeindeschule. Die vier Menschen hingen in großer Liebe aneinander und gewiß wäre ihr Glück ungetrübt gewesen, wenn sich nicht bei dem Sohn die Anfänge der Schwindsucht eingestellt hätten. Viel Freundlichkeit durfte ich in diesem Hause erfahren, das ein echt deutsches, wahrhaft christliches und treu lutherisches war.

Die nächsten Leute fand ich nicht so leicht, wie die bisherigen. Ich mußte mich durch ein enges, schmutziges Seitengäßchen hindurchwinden und dann in einem Hinterhause zwei recht gebrechliche Stiegen empor-

klimmen. An einer Tür, die nur halb in ihren Angeln hing, klopfte ich an. Eine dünne Stimme rief: „Herein". Behutsam öffnete ich die Tür, damit sie mir nicht in die Hände fiele. Eine dicke Stickluft machte mir das Atmen schwer. Erst nach und nach unterschied ich in dem Halbdunkel ein großes Bett mit zerrissenen Decken darauf, einen kleinen Ofen, einen mit Speiseüberresten bedeckten Tisch, zwei wacklige Stühle und zwei in sich zusammengesunkene Gestalten, einen Greis und eine Greisin. „Wer sind Sie?" fragte in ängstlichem Ton die Frau. „Ich bin der Hilfspastor von St. Paulus und wollte Sie auch einmal besuchen." Offenbar wurde meine Erklärung nicht recht verstanden und so mußte ich den Begriff Hilfspastor erst näher erläutern. Als dann aber die Frau Zutrauen zu mir gefaßt hatte, fing sie an, aus ihrem Leben zu erzählen, während ich ihr stehend geduldig zuhörte. Ich erfuhr, daß sie 82 und ihr Mann 85 Jahre alt war, daß beide aus Württemberg stammten, schon über 60 Jahre in Amerika lebten, durch Krankheit und Unglücksfälle alles verloren, von ihren zwei Söhnen, die ihnen von acht Kindern geblieben, seit Jahren nichts mehr gehört hatten und es der St. Paulusgemeinde verdankten, wenn sie nicht im Armenhause ihr Leben zu beschließen brauchten. Mit großer Freude in dem runzligen Gesichte zeigte mir die übrigens noch verhältnismäßig rüstige Greisin eine zerlesene Bibel und Starks Gebetbuch. „Die Bücher hat mir meine Mutter mitgegeben, als ich nach Amerika auswanderte, und die sind mein Trost und meine Kraft all die Jahre hindurch gewesen. Meine Mutter hatte immer gehofft, ich würde einmal wieder zurückkommen, aber das Wasser ist ja so groß, 60 Tage sind wir mit unserem Segelschiffe gefahren und wir haben viel Sturm gehabt und fast alle waren wir krank, da habe ich mich nicht wieder zurückgetraut. Es wird ja nun nicht lange mehr währen, da sehe ich meine Mutter in der himmlischen Heimat wieder." Äußere Armut

und inneren Reichtum hatte ich bei dem alten Ehepaar gefunden und wiederum die Bestätigung erhalten, daß man die Mutter nie vergißt und eine fromme Mutter dem Kinde ein Schutzengel ist fürs ganze Leben.

Bei meinen weiteren Besuchen lernte ich eine Witwe kennen, die mir unter anderem von einer schweren Glaubensprobe erzählte, die sie zu bestehen gehabt hatte. Ihr Sohn, der konfirmiert werden sollte, arbeitete bereits in einer Fabrik. Er ersuchte nun seinen Brotherrn, ihm zwei Stunden in der Woche für den Unterricht freizugeben, doch ein entschiedenes Nein war die Antwort. Der Knabe kam nach Haus und fragte seine Mutter um Rat. Sie gab ihm einfach die Weisung, in den Konfirmandenunterricht zu gehen; was dann auch komme, müßten sie als Gottes Schickung ertragen. Der Sohn gehorchte und verlor seine Stelle, ein schwerer Schlag für die mit irdischen Gütern wenig gesegnete Witwe, doch trug sie ihn in stiller Ergebung, ja tröstete noch ihren weinenden Sohn und sagte ihm, er solle bis zu seiner Konfirmation ganz zu Hause bleiben und in dieser Zeit alle seine Gedanken richten auf das Eine, was not tut. Die Einsegnung war vorüber und es galt nun wieder eine Stelle für den Sohn zu suchen. Mutter und Sohn nahmen eine Zeitung zur Hand, sahen nach unter der Spalte: Wantet, schrieben sich einige Geschäfte auf, wo sie nachfragen wollten und machten sich auf den Weg. Sie hatten nicht lange umherzulaufen, gleich bei dem ersten Geschäft wurde der Sohn angenommen und zwar zu Anfang mit vier Dollar die Woche, während er in der früheren, weit ungesunderen und schwereren Stelle nur drei Dollar die Woche erhalten hatte. Wer war froher und dankbarer gegen Gott als Mutter und Sohn. — Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.

Ziemlich müde und abgespannt kam ich gegen Abend vom Besuchemachen zurück. Bevor ich mich zur Ruhe legte, machte ich in einem von mir als „Lebensbuch" bezeichneten Hefte kurze Aufzeichnungen über meine Erfahrungen. War ich mit einer Liste fertig, holte ich mir von Pastor Wischan eine andere. So ging es mit dem Besuchemachen fast Tag für Tag wochenlang. Zwischendurch erhielt ich auch eine Liste von solchen Personen, die noch keine Glieder waren und die zu gewinnen ich versuchen sollte. Die einen hatten sich vielleicht einmal im Gotteshause sehen lassen und dort Namen und Wohnung angegeben, auf andere war der Pastor von Gliedern der Gemeinde aufmerksam gemacht worden. Manche wollten freilich von einem Anschluß an die Gemeinde nichts wissen, versprachen jedoch, ihre Kinder in die Sonntagsschule zu senden, damit sie, wie sie meinten, nicht ganz wie die Heiden aufwüchsen und auch etwas Deutsch lernten. Durch die Kinder wurden vielfach später die Eltern doch noch gewonnen. Die von Haus aus kirchlich Gesinnten folgten gern der Aufforderung zum Anschluß an die Gemeinde und zum Teil auch zur Mitarbeit in der Gemeinde.

Noch andere Besuche hatte ich zu machen, das waren die Krankenbesuche. Pastor Wischan ließ mich da anfangs nicht allein gehen, sondern ich mußte ihn begleiten, damit ich von ihm lernte, wie man sich dabei zu verhalten habe. In den Vorlesungen über praktische Theologie erhält man wohl allerhand Anweisungen, aber erst an der Seite eines erfahrenen, langjährigen Seelsorgers lernt man so recht diese ebenso schwere wie köstliche Seite des geistlichen Amtes kennen, und welch einen trefflichen Lehrmeister hatte ich in Pastor Wischan auch darin! Wie verstand er es, die nur leicht Erkrankten, aber trotzdem Mißmutigen durch etliche Worte aufzuheitern und wie wunderbar vermochte er die Schwerkranken aufzurichten! Bevor er ging, verlas er ein kurzes Gotteswort und einen Liedervers, dann kniete er nieder und

betete so aus der Tiefe des Herzens heraus, so kindlich einfach, so für den betreffenden Kranken passend, daß ich's jedesmal an den leuchtenden Augen des Leidenden sehen konnte, welch reichen Trost er erhalten hatte. Mir wurden die Krankenbesuche später die liebsten Besuche. Man sieht da wohl vielfach unsagbares Elend, aber auch so recht die Kraft des alles überwindenden christlichen Glaubens und nie erhält man einen innigeren, wenn auch noch so leisen Händedruck und einen dankbareren, wenn auch noch so schwachen Blick, als wenn man göttlichen Trost hat spenden dürfen.

Gar oft besuchte ich eine Frau, die von ihrem letzten Kindbett her kränklich und als ich sie kennen lernte, bereits dreißig Jahre an ihre Stube gefesselt war. Zuzeiten wurde sie von großen Schmerzen geplagt; aber mit welch stiller Ergebung ertrug sie ihr Leiden! und welch aufrichtige Freude bekundete sie, wenn ich zu ihr kam und mit ihr betete. Ich habe diese Dulderin stets nicht bedauern, sondern bewundern müssen und das Verweilen bei ihr war für mich selbst eine Erbauungsstunde.

Tief beklagenswert war das Los eines Mannes, eines Fleischers von Beruf, dessen beide Beine bis zum Knie hinauf gelähmt waren, so daß er nicht einen Schritt tun konnte. Den ganzen Tag über saß er in seinem Lehnstuhl am Fenster und abends schwang er sich an Ringen, die von der Zimmerdecke herabhingen, in sein Bett hinüber. Als junger Mann ins Land gekommen, hatte er stets fleißig gearbeitet und guten Verdienst gehabt. Mit seiner Frau lebte er in glücklicher Ehe. Da verdammte ihn, den arbeitsamen Mann, als er in seinen besten Jahren stand, die Lähmung zum Nichtstun. Wahrlich, es gehört viel Kraft dazu, solch ein Kreuz ohne Murren zu tragen, aber er hatte die Kraft, geschöpft aus der Quelle aller Kraft, dem teuren Gotteswortе, das er nicht in der alten

Heimat gelassen, sondern mitgebracht und nun fleißig gebrauchte.

Ein schon älterer Mann, dem das Augenlicht genommen war, tröstete sich mit den Sprüchen und Liederversen, die er in der Jugend gelernt und nicht vergessen hatte, obschon er bereits über fünfzig Jahre in Amerika lebte.

Von wie viel andern Dulden könnte ich noch berichten! Sie alle sind über das Meer gekommen und versprachen sich goldene Berge von der neuen Welt, doch auch in der neuen Welt gibt's Leid und Trübsal und auch in der neuen Welt verleiht nichts anderes Kraft und Trost als das alte Gotteswort.

Eines Tages trat ich bei einer lieben Christin ein, die am Magenkrebs schwer darniederlag. Es ging mit ihr zu Ende. Ich las ihr aus dem Gotteworte vor und betete mit ihr; ein warmer Händedruck der Kranken war die schöne Belohnung. Ich verweilte noch einige Augenblicke, — da kam mir's vor, als ob die Dulderin nach etwas Verlangen trüge, ich beugte mich über sie und fragte: „Wollen Sie vielleicht etwas? etwa einen Trunk Wasser?" „Ach nein," hauchte sie, „ich will nur noch eines, das Himmelreich." Der Herr erfüllte ihren Wunsch noch an demselben Tage.

Eine pennsylvanisch-deutsche Frau lag krank im Bett. Ich suchte sie auf und erkundigte mich nach ihrem Befinden. „Ich hab ein schweres Kalt, Parrer," sagte sie in ihrer pennsylvanisch-deutschen Mundart. Als sie hustete und ich daraufhin bemerkte: „Sie haben einen schlimmen Husten," da erwiderte sie: „Ja, Parrer, sel is een Kerchhofhuste." So war es auch, bald darauf mußte ich die Frau zum Kirchhof begleiten.

Von den Kranken, die noch in jüngeren Jahren standen, litten die allermeisten an der Schwindsucht, dieser weißen, gerade in den großen Städten so entsetzlich hausenden Pest. Obschon sehr viele von ihnen,

445190

zumal wenn sie in Amerika geboren waren, sich im gewöhnlichen Leben der englischen Sprache bedienten, so baten sie mich doch stets, in der deutschen Sprache mit ihnen zu beten. Nur einmal forderte mich jemand, der Deutsch recht gut verstehen konnte, auf, in englischer Sprache zu beten; ich erklärte ihm, ich würde ihm ein englisches Gebet vorlesen, wenn er aber ein Herzensgebet wünsche, müßte ich deutsch beten. Er zog das letztere vor und war zufrieden.

Bis auf den heutigen Tag habe ich an mir selber und andern erfahren, wie wahr es ist, was Max von Schenkendorf singt:

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich b e t e n, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech ich wie der Mutter Mund!

Weitere Gelegenheiten, die verschiedensten Familien kennen zu lernen, boten die vielen Amtshandlungen, denn wenn auch eine immerhin große Anzahl Deutscher in keiner gliedlichen Verbindung mit einer Gemeinde steht, so halten doch die meisten von ihnen noch an kirchlichen Ordnungen und Gebräuchen fest und nehmen namentlich auch bei Begräbnissen die Mitwirkung eines Geistlichen in Anspruch. An allerhand Erfahrungen sollte es auch da nicht fehlen. Abends war ich meist recht müde und hätte mich gern geruht, aber da mußte ich mit Pastor Wischan häufig zu Versammlungen der Vereine innerhalb der Gemeinde oder zu Unterhaltungen, Konzerten, Sauerkrauteſſen und dergleichen Veranstaltungen zum Besten eines guten Zweckes, bei denen der Pastor nicht fehlen durfte, da man von ihm einige Worte der Begrüßung erwartete.

Bei all der Arbeit, die Pastor Wischan trotz meiner Hilfe zu bewältigen hatte, fand er noch Zeit, eine Reihe

Bücher zu schreiben, äußerst brauchbare Unterrichtsbücher für die einzelnen Abteilungen der Sonntagsschule, Lebensbeschreibungen von deutschen Gottesmännern und Schilderungen seiner vielen Reisen nach Deutschland, Afrika, Palästina usw., die gern gelesen wurden und weite Verbreitung fanden. Außerdem gab er ein wöchentlich erscheinendes Kirchenblatt heraus, in dem er durch eigene Beiträge immer wieder in kräftiger Weise eintrat für deutsche Sprache, deutsche Art und Frömmigkeit und lutherisches Bekenntnis. Da er eine scharfe Feder führte und sich nicht scheute, Schäden aufzudecken, so machte er sich viele Gegner. Er hatte aber auch seine treuen Freunde, die sich freuten, daß wenigstens einer den Mut hatte, die Wahrheit zu sagen. Von den jüngeren Geistlichen, zumal den in Kropp ausgebildeten, zog er eine ganze Anzahl zur Mitarbeit an dem Kirchenblatt heran. Auch ich mußte Beiträge liefern, wodurch in mir die Liebe zur Schriftstellerei erweckt wurde.

Worüber ich immer wieder staunen mußte, war die große Opferwilligkeit der Gemeindeglieder. Außer dem Mitgliedsgelde galt es auch Gaben zu entrichten zum Unterhalt der kirchlichen Anstalten, wie Seminar, College, Altenheim, Waisenhaus, sowie solche zur Unterstützung der verschiedenen Zweige der inneren und äußeren Mission. Dazu kamen gar oft noch besondere Anforderungen bei Ausbesserungen des Kirchengebäudes, Abtragung von Schulden und dergl. oder Opfer bei sonstigen Anlässen. So flossen z. B. außer vielen anderen Summen aus der St. Paulusgemeinde für die Verwundeten im deutsch-französischen Kriege 700 Dollar, für Hagelbeschädigte in Württemberg (1882) 100 Dollar, für Überschwemmte am Rhein (1883) 730 Dollar, für das Predigerseminar in Kropp in einem Jahre allein 1600 Dollar. Freilich verstand Pastor Wischan auch die nicht vielen gegebene Kunst, Gelder flüssig zu machen. Ich war noch nicht lange in Amerika, da

durcheilte die Welt die erschütternde Kunde von dem entsetzlichen Unglück der Stadt Johnstown im Staate Pennsylvanien. Man hatte oben im Conemaugh-Tale einen Damm gezogen und so durch Stauung des Wassers einen See geschaffen, der zu Sportzwecken benutzt wurde. Der Damm galt nicht für sicher, aber man machte sich darüber weiter keine Gedanken. Da kam der grauenvolle Tag, der 31. Mai; es hatte anhaltend geregnet, von allen Seiten stürzen die Gewässer hernieder, der See steigt höher und höher, der Damm kann den andrängenden Wogen nicht standhalten, er gibt nach und — mit furchtbarem Donnern und Brausen und Tosen stürzen die entfesselten Wassermassen zu Tal, alles, was sich ihnen entgegenstellt, mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich fortreißend. Ein Farmer, der oben auf den Bergen wohnt, sieht mit raschem Blick die der Stadt Johnstown drohende Gefahr, er schwingt sich auf sein schnellstes Pferd und jagt in rasender Eile hinab, stürmt durch die Straßen und ruft mit gellender Stimme: „Der Damm ist gebrochen, rettet euch auf die Berge, noch ist's Zeit, aber in wenigen Minuten kommt die Flut und wenn ihr zaudert, seid ihr verloren." Die Leute hören den Warnungsruf, doch sie glauben dem Manne nicht, die einen gehen in ruhiger Sorglosigkeit weiter ihren Geschäften nach, die andern bleiben stehen, schütteln den Kopf und sagen: „Der Mann ist irr geworden." So sehr er die Leute beschwört, so sehr er fleht — sie glauben ihm nicht. Da — horch, welch immer stärker werdendes Getose! Die Flut kommt, — nun ist's zu spät, alles wird mit fortgerissen, Häuser, Straßen, Mensch und Vieh in wirrem Durcheinander. An der festen Eisenbahnbrücke unterhalb der Stadt stauen sich die Trümmer, sie fangen Feuer, und wer dem Tode in den Wogen entgeht, wird hier dem Tode im Feuer überliefert. Gegen 5000 Menschenkinder werden binnen kurzem ins Verderben gerissen. Ach, und die Berge waren so nah, die Rettung

so leicht, laut und dringend ließ der Warner seine Stimme vernehmen, aber sie glaubten nicht, und das war ihr Verderben. — Außer vielen andern war auch das Gotteshaus der deutsch-lutherischen Gemeinde vernichtet worden und da galt es nun, den Glaubensgenossen hilfreiche Hand zu zeigen. Pastor Wischau fuhr nach Johnstown, schaute dort die Verwüstung mit eigenen Augen an und schilderte dann seiner Gemeinde in der ihm eigenen lebendigen und zündenden Weise die große Not. Die Folge war, daß in kürzester Zeit Hunderte von Dollar zusammenkamen.

In der lutherischen Landeskirche aufgewachsen, war ich in der St. Paulusgemeinde zum ersten Male mit der Freikirche, wie sie in den Vereinigten Staaten überall besteht, in Berührung gekommen. Was ich da an Kirchlichkeit, Opferwilligkeit und Mitarbeit der Laien gerade auch unter den Deutschen zu beobachten bisher Gelegenheit gehabt hatte, nötigte mir große Bewunderung vor der Freikirche ab.

Von den Deutschen heißt es stets, daß sie im Auslande schnell ihr Deutschtum abstreifen, hier aber sah ich eine so treue und erfolgreiche Arbeit, das Deutschtum zu erhalten und zu pflegen, daß ich an der Richtigkeit des abfälligen Urteils zu zweifeln begann. Die mancherlei Schäden und Schwächen, die sich auch in der Freikirche finden und von denen das Deutschtum in den Vereinigten Staaten gleichfalls nicht frei ist, sollte ich erst nach und nach kennen lernen.

Wie Pastor Wischau mir mitteilte, war jeder, auch er, mit meiner Amtsführung zufrieden, da kam ein für mich unliebsamer, aber lehrreicher Zwischenfall. Ich hatte die Morgenpredigt über das Evangelium des 17. Sonntages nach dem Dreieinigkeitsfest Luk. 14, 1—11 zu halten. Mein Thema war: „Was gehört zur rechten Feier des Sonntages?" In dem ersten Teile, in dem ich von der äußeren Ruhe redete, zog ich einen Vergleich zwischen dem deutschen und dem amerikanischen Sonn-

tag, der nicht zu Gunsten des ersteren ausfiel. Ich bemerkte während der ganzen Predigt die gespannteste Aufmerksamkeit, aber auch eine gewisse Unruhe. Gleich nach dem Gottesdienst eilte ein Glied des Kirchenrats recht aufgeregt auf mich zu mit den Worten: „Was, Sie als Deutscher reden so über Deutschland?" Pastor Wischan sagte nichts, als ich am andern Morgen jedoch zu ihm kam, machte er seinem Herzen Luft. „Das war eine unglückselige Predigt, die Sie gestern gehalten haben, es wird schon genug Nachteiliges über Deutschland in den englischen Zeitungen geschrieben und unsere deutsch-amerikanische Jugend glaubt das alles, in ihrem Glauben noch bestärkt durch amerikanisierte Deutsche, wozu also denen noch Wasser auf ihre Mühle liefern? Und dann glauben Sie ja nicht, daß mit dem amerikanischen Sonntag alles Gold ist, was glänzt, das werden Sie selbst noch erkennen, wenn Sie die Augen offen halten." Übrigens war noch nach Wochen die Rede von der Predigt, bei jedem Besuche, den ich machte, kam man darauf zu sprechen. Die einen pflichteten dem, was ich gesagt hatte, bei, die andern drückten unverhohlen ihren Unwillen darüber aus. Ich selber zog aus der Angelegenheit eine zweifache Lehre, einmal die, daß es stets mißlich ist, im Ausland irgend einen Vergleich zwischen der alten und der neuen Heimat zu ziehen und die neue auf Kosten der alten oder umgekehrt zu preisen und dann, daß es verkehrt ist, ein Urteil über ein Land und seine Zustände nach nur kurzer, oberflächlicher Beobachtung abzugeben, weil es meist ein schiefes wird.

Inzwischen war Weihnachten herbeigekommen. Zum ersten Male überkam mich das Heimweh. Eine weihnachtliche Stimmung spürte ich nirgends. Der Himmel hing voll grauer Wolken, dabei herrschte eine für die Jahreszeit fast unerträgliche Wärme. In der Familie, bei der ich wohnte, hatte man wohl einen Weihnachtsbaum geputzt, aber im Lichterglanz erstrahlte er

nicht und einen Weihnachtstisch mit Geschenken darauf gab es auch nicht. In der Kirche fand Festgottesdienst statt, ich erwartete ein volles Gotteshaus, aber welche Enttäuschung! statt dessen sah ich leere Bänke, da Weihnachten auf einen Wochentag fiel und die meisten Glieder zu arbeiten hatten. Erst die Feier mit der Sonntagsschule am Abend hatte einen weihnachtlichen Anstrich und zog große Scharen herbei.

Bisher hatte ich mich fast nur in deutschen kirchlichen Kreisen bewegt und außerhalb derselben zur Beobachtung des amerikanischen Volkes nur wenig Gelegenheit gehabt, gleichwohl war mir manches aufgefallen, das zur Beurteilung des Landes, in dem ich lebte, beitrug.

Auf meinen vielen Gängen durch die Stadt sah ich in den Abfalleimern und -kasten, die zur Entleerung auf die Straße gestellt wurden, wieder und wieder ganze Laibe Brot und sonstiges, das man noch hätte verwerten können — ein untrügliches Zeichen der Verschwendung und Vergeudung.

Solch reinlichen Eindruck auch im allgemeinen die Wohnhäuser auf mich machten, solch trostlosen Zustand wiesen zu allen Jahreszeiten die Straßen der Stadt auf — ein Zeichen, daß etwas faul war in der Stadtverwaltung.

Bei schönem warmem Wetter sah ich stets eine auffallend große Anzahl von Frauen oft stundenlang auf der Treppe ihres Hauses sitzen und zwar ohne die geringste Beschäftigung, ein Zeichen, daß auch Amerikanerinnen das süße Nichtstun schätzen.

Die Sonntagnachmittage benutzte ich meist zu Spaziergängen in dem großen herrlichen Fairmount Park oder zu Streifzügen in der lieblichen Umgebung Philadelphias. Die Stadt selber ist ja am Sonntag verödet, alle Läden, alle Vergnügungsplätze, alle Wirtschaften sind fest geschlossen. Abends, wenn wir in St. Paulus keinen Gottesdienst hatten, besuchte ich gewöhnlich eine der vielen englischen Kirchen, um deren

Art und Weise kennen zu lernen oder lauschte an einer Straßenecke den Männern und Frauen der Heilsarmee.

Um in die politischen Verhältnisse eines Landes eingeweiht zu werden, ist es vor allem auch nötig, eine gute Zeitung zu lesen. Besonders treffliche Dienste leistete mir da die über die ganzen Vereinigten Staaten hin verbreitete „Germania", die zweimal wöchentlich in Milwaukee erscheint und in ganz ausgezeichneten Leitartikeln die politische Lage des Landes beleuchtet und einzelne politische Fragen erörtert. Auch eine der drei täglichen deutschen Philadelphiaer Zeitungen, den „Philadelphia Demokrat", hielt ich, um mit der Politik des Staates Pennsylvanien und der Stadt selber bekannt zu werden. Dazu kam eine englische Zeitung als ein Mittel, die englische Sprache zu erlernen und ein deutsches christliches Familienblatt, die im Verlag von Louis Lange in St. Louis erscheinende „Abendschule", deren Hauptbestreben ist, die Liebe zur neuen Heimat zu wecken und zur alten zu erhalten.

Da es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei, hatte ich mich verheiratet und zwar mit dem schon erwähnten blauäugigen Mädchen. Die Sprachenfrage kam in unserem Ehebunde natürlich auch auf, wurde aber schnell dahin entschieden, daß in unserem Hause die deutsche Sprache eine bleibende Stätte haben solle. Nach einem Jahre schenkte uns der Herr ein liebes Kindlein. Als Familienvater sehnte ich mich nun nach einer selbständigen Pfarre. Pastor Wischan war so gekräftigt, daß er die Arbeit in seiner Gemeinde wieder voll und ganz allein versehen konnte und ich hatte unter seiner Leitung so viel von den Erfordernissen eines deutsch-amerikanischen Geistlichen gelernt, daß ich hoffte, mit Gottes Hilfe in einer eigenen Gemeinde segensreich wirken zu können. Mein Wunsch sollte schneller als ich gedacht in Erfüllung gehen. Ein mir befreundeter Amtsbruder hatte einen Ruf an eine Gemeinde in Neuyork erhalten und daher sein Amt an der deutsch-

lutherischen Zionskirche in Egg Harbor City, einem deutschen Städtchen in New-Jersey, etwa 40 Meilen von Philadelphia entfernt, niedergelegt. Ich meldete mich bei dem Konferenzpräsidenten für die freigewordene Stelle, wurde von ihm der Gemeinde empfohlen, und nach einer Probepredigt in einer Gemeindeversammlung einstimmig gewählt. Nach einigen Tagen erhielt ich folgenden Ruf:

Die deutsche evangelisch-lutherische Zionsgemeinde zu Egg Harbor City, Atlantic Co. N. J., beruft hiermit auf Grund einer nach gesetzlicher Weise am 14. März 1891 gehaltenen Gemeindeversammlung den Pastor Georg von Bosse von Philadelphia, Pa., unter folgenden Bedingungen zu ihrem Prediger und Seelsorger.

Der Pastor verpflichtet sich:

1. Gottes Wort, Alten und Neuen Testaments, rein und lauter zu verkündigen nach dem Bekenntnis unserer ev.-luth. Kirche, wie solches in dem Konkordienbuche von 1580 enthalten ist, und demgemäß auch die heiligen Sakramente zu verwalten.

2. Die Aufsicht über die Schulen zu führen und die heranwachsende Jugend zur Konfirmation vorzubereiten.

3. Kranke und Leidende zu besuchen und sie mit dem heiligen Evangelio zu bedienen.

4. Stets einen frommen, christlichen Wandel zu führen und überhaupt sich zu erweisen, wie es einem ordentlichen Diener der Kirche Christi geziemt.

5. Die Konstitution der Gemeinde zu halten und die Wohlfahrt der Gemeinde zu fördern suchen.

Hingegen verpflichtet sich die Gemeinde:

1. Gottes Wort von Herzen auf- und anzunehmen, die heiligen Sakramente ernstlich zu gebrauchen und alle Gelegenheit zu benützen, Gottes Ehre zu fördern und das Reich Christi zu erweitern.

2. Christliche Ordnung und Zucht zu halten und zu fördern.

3. Mit dem Pastor allezeit ehrlich umzugehen, keine geheimen Pläne gegen ihn zu hegen, sondern ihn zu achten und zu ehren als Christi Diener, eingedenk der Worte Christi: „Wer euch höret, der höret mich, wer euch verachtet, der verachtet mich."

4. Die Konstitution der Gemeine zu halten.

5. Außer der Entrichtung für besondere Amtshandlungen ihrem Pastor einen jährlichen Gehalt von zweihundert Dollar ($ 200.00) in monatlichen Raten durch den Schatzmeister der Gemeine einhändigen zu lassen.

Im Auftrag der Gemeinde
der Kirchenvorstand.

Der Gehalt war allerdings gering, aber die Gemeinde erhielt zur Erhöhung desselben noch $ 200.00 das Jahr von der Synode und besaß auch ein neugebautes Pfarrhaus und dann mußte neben ihr eine andere deutsche Gemeinde in dem 15 Meilen entfernten New Germany oder Folsom versorgt werden, die gleichfalls etwas aufbrachte, so daß ich jedenfalls hoffen konnte, mein Auskommen zu haben. Ich nahm daher ohne Zögern den Ruf an, verabschiedete mich von Pastor Wischan und der St. Paulusgemeinde und zog freudigen Herzens und frischen Mutes nach meinem neuen Arbeitsfelde.

IV.

Meine Gemeinde durfte ich nun sagen, und war sie auch noch klein und seufzte unter einer Schuldenlast, so sollte das gerade für mich ein Ansporn sein, alle Kräfte einzusetzen, um mit Gottes Hilfe die Gemeinde nach innen und außen zu fördern. Liebe zu meinem Amte mangelte mir nicht und die Liebe zu meiner Gemeinde kam schnell, denn ich spürte von Anfang an die Liebe der Glieder zu ihrem neuen Pfarrer. Treulich

halfen mir die Männer beim Umzug und als alles an Ort und Stelle stand, kamen die Frauen und füllten Küche und Keller des Pfarrhauses mit dem, was zur Leibesnahrung dient, dann erschien der Kirchenchor, der uns mit dem Gesang deutscher Lieder erfreute und mir durch seinen Leiter eine schöne Standuhr überreichen ließ, die, wie es in einer wohlgesetzten Ansprache hieß, den Pfarrleuten nur glückliche Stunden schlagen sollte. Was mir im Kreise dieser lieben Menschen sofort auffiel, war, daß die ganze Unterhaltung durchaus deutsch geführt wurde, auch die jungen Leute, fast alle in Amerika geboren, sprachen unter sich nur Deutsch. Es sollten in der Beziehung noch manche Überraschungen für mich kommen. Ich befand mich nämlich in dem trotz seines englischen Namens deutschesten Orte im Osten der Vereinigten Staaten.

Im Jahre 1855 hatte eine Landgesellschaft in vielen Zeitungen einen Aufruf zur Gründung einer deutschen Ansiedlung im Staate New-Jersey erlassen, der mit den schwunghaften verlockenden Worten begann: „Eine neue deutsche Heimath in Amerika! — Eine große, freie, beglückende Zufluchtstätte für alle deutschen Stammesgenossen, welche die amerikanische Freiheit mit deutscher Gemüthlichkeit, Geselligkeit, ungestörter Fröhlichkeit und Volksthümlichkeit genießen wollen! — Ein Feld zur Entwickelung eines großartigen deutschen Volkslebens, zur Kultur der deutschen Künste und Wissenschaften und besonders zur Pflege deutscher Musik und Singkunst. Ein Centralpunkt für deutsche Industrie und Geschäftsverkehr jeder Art, mit einem vortrefflichen Seehafen und in Eisenbahnverbindung mit allen Theilen des Landes. — Dahin, verehrte Stammesgenossen! laden Euch freundlichst ein sämmtliche Mitglieder der Gloucester-Landgut- und Stadtgesellschaft; — dahin laden Euch ein Tausende von Stammesbrüder, die sich diesem großen deutschen Unternehmen in Amerika schon

angeschlossen und dort ihre künftige Heimath gewählt haben; dahin winket Euch traulich entgegen die schon zahlreiche Bevölkerung der jungen Stadt und Ansiedlung, in welcher bereits ein so reges, kräftiges und gemüthliches deutsches Volksleben herrscht, daß sich der neu Ankommende wie in ein neues deutsches Vaterland versetzt wähnt." Das klang ja wunderschön, nur schade, daß vorläufig noch nichts von alledem zu sehen war. Nach dem Plane, der allerdings nicht großartiger hätte entworfen werden können, sollte die Stadt sieben englische Meilen lang und drei Meilen breit sein, durchzogen von breiten, mit einer doppelten Reihe von Schattenbäumen bestandenen Avenues, Geschäftsstraßen und für Stadteisenbahnen berechneten Verkehrsstraßen. Ein Fabrikviertel, Parkanlagen, ein Sänger- und ein Turnerpark, ein Botanischer Garten, eine Musterfarm, weite Plätze für öffentliche Gebäude, alles war vorgesehen. Ein Aktienplan sollte die dazu nötigen Gelder flüssig machen und die Gelder kamen, selbst Deutsche im fernen Westen steckten in das Unternehmen Hunderte von Dollar, was aber nicht kam, das waren die Tausende von Deutschen, welche die geplante Stadt bevölkern und das erträumte deutsche Leben bringen sollten. Nur etliche hundert stellten sich nach und nach ein und was fanden sie vor? nichts als Busch, Sümpfe und Scharen von Moskitos. Den meisten entsank der Mut, doch sie befanden sich nun einmal an Ort und Stelle und sahen sich im Besitze eines Bauplatzes, den sie ungesehen gekauft hatten, da galt es nicht zu verzagen, sondern den Kopf hoch zu behalten und Hand ans Werk zu legen. Tage der Mühen und Entbehrungen folgten und siehe, deutscher Fleiß und deutsche Ausdauer bewährten sich auch hier. Aus der Wildnis entstand mit der Zeit, wenn auch nicht eine gewaltige Weltstadt, so doch ein gar liebliches deutsches Städtchen. Als ich nach Egg Harbor kam, zählte der Ort etwa 1400 Einwohner, die sich längs der von Philadelphia

nach dem rasch emporblühenden Badeorte Atlantic City führenden Eisenbahn angesiedelt hatten, weit ab von dem Hafen, nach welchem die Stadt ihren Namen trug. Die breiten schnurgeraden Straßen waren mit prächtigen Schattenbäumen besetzt und zeichneten sich durch peinliche Sauberkeit aus. Die meisten der geschmackvoll aus Holz gebauten Häuser lagen inmitten großer Gärten, die in einer Fülle duftender deutscher Blumen prangten. Überall sah man auch wohlgepflegte Weinberge, die einen ganz ausgezeichneten Wein liefern und den Grund für den Wohlstand manches Deutschen in Egg Harbor gelegt haben. Die Luft war von wunderbarer Reinheit, denn Fabriken, die sie mit ihrem Qualm verpestet hätten, gab es nicht, wohl aber eine Anzahl Schneiderwerkstätten, in denen Röcke für die großen Kleidergeschäfte in Philadelphia genäht wurden und vielen, besonders jungen Leuten, guten Verdienst brachten.

Unter den öffentlichen Gebäuden ragten hervor das Stadthaus, das in seinem unteren Raume die einzige Spritze des Ortes barg, während in dem oberen die Sitzungen des Stadtrats stattfanden, bei denen bis auf den heutigen Tag ausschließlich die deutsche Sprache gebraucht wird; ferner das stattliche Schulhaus, in dem neben der englischen auch die deutsche Sprache gründlich gelehrt wurde; eine große Halle für allerhand Festlichkeiten und fünf deutsche Kirchen, eine katholische, eine lutherische, eine reformierte, eine für die Herrnhuter und eine für die Baptisten. Außer zwei kleinen Brauereien, zwölf Wirtschaften, verschiedenen Weinkellereien, Kaufläden, einer Bank und einer Post gab es im Ort noch drei Druckereien, von denen jede eine deutsche Wochenzeitung herausgab, den Pilot, den Beobachter und den Zeitgeist.

Was den Gründern des Platzes im großen Maßstabe vorgeschwebt hatte, das fand sich zum Teil im kleinen verwirklicht — eine deutsche Stadt mit deutscher Ge-

mütlichkeit, deutschem Liede, deutschem Freisinn, aber auch mit deutscher Frömmigkeit.

Die Gründung der ev.-luth. Zionsgemeinde fällt bereits in das Jahr 1859, aber wie so viele andere mußte auch sie erst manche Stürme durchmachen, bevor es zum Bau eines Gotteshauses im Jahre 1867 auf einem schönen, freigelegenen Grundstück an der Hauptstraße kam. Unter meinem Vorgänger errichtete man neben der Kirche ein wohnliches Pfarrhaus, auf dem bei meinem Amtsantritt noch eine Schuld von 1300 Dollar lastete. Die Gemeinde bestand aus 70 Gliedern, einem tätigen Frauenverein, einem Singchor und einer Sonntagsschule mit 120 Kindern. Das Gotteshaus, ein Backsteingebäude mit Turm und Glocke, bot Raum für 2—300 Personen. Englisch habe ich während meiner Amtszeit in Egg Harbor nur selten gehört, sprachen doch selbst die Kinder auf der Straße unter sich Deutsch.

Den Sonntag nach meiner Einführung in die Zionsgemeinde machte ich mich früh morgens auf den Weg nach meiner Nebengemeinde in Folsom oder New-Germany, wie der Ort auch hieß, wo ich alle vierzehn Tage um ½11 Uhr Gottesdienst und im Anschluß daran Sonntagsschule zu halten hatte. Ich fuhr mit der Bahn nach dem zwölf Meilen entfernten ganz amerikanischen Städtchen Hammonton und dann noch drei Meilen mit einem Farmerwagen bis zur Kirche, die auf einer kleinen Anhöhe stand und einen recht freundlichen Eindruck machte. Etwa dreißig Schritte davon erhob sich ein deutsch-reformiertes Gotteshaus, das von früheren, um Streites willen ausgetretenen Gliedern der lutherischen Gemeinde erbaut war. Der ganze Ort wies nur eine einzige lange Landstraße auf, zu deren beiden Seiten in weiten Abständen die einzelnen Wohnhäuser und Stallungen lagen. Die etwa 150 Einwohner waren ausschließlich deutsch. Ihre Hauptbeschäftigung bestand außer im Ziehen von Süßkartoffeln, Tomaten

und Welschkorn im Anbau von Erdbeeren, Brombeeren, Himbeeren (roten und schwarzen) und Kronsbeeren, die in dem durchweg sandigen New-Jersey ganz ausgezeichnet gedeihen und dem Farmer bei nicht allzuschwerer Arbeit einen guten Gewinn bringen. Im Laufe der Jahre hat die Beerenzucht, für die immer weitere Strecken urbar gemacht werden, einen riesigen Aufschwung genommen. Zur Zeit der Ernte gehen von den Beerenzentren jeden Abend besondere Beerenzüge mit den frischgepflückten Früchten nach den großen Absatzgebieten von Philadelphia, New-York und Boston, wo sie von Zwischenhändlern früh morgens auf den Markt gebracht werden.

Es war mir stets eine Freude, nach meiner Gemeinde in Folsom zu gehen, denn selten habe ich einen verhältnismäßig besser besuchten Gottesdienst als hier gehabt. Nicht nur die Einwohner des Ortes, auch die in meilenweitem Umkreise verstreut wohnenden Deutschen stellten sich regelmäßig ein. In großer Treue hingen sie alle an ihrer deutschen Kirche, die, wie an so vielen andern Plätzen sich auch hier als alleinige Pflegerin des Deutschtums erwies. An einem Sonntagmorgen, als mich wieder die Pflicht nach Folsom rief, hatte ich wegen Veränderung des Fahrplanes den Zug verpaßt. Mir fiel es schwer aufs Herz, als ich im ersten Augenblicke daran dachte, meine treuen Kirchgänger im Stich lassen zu müssen. Doch das durfte nicht sein, kurz entschlossen ließ ich meine Handtasche auf dem Bahnhofe und legte die fünfzehn englischen Meilen in $2\frac{3}{4}$ Stunden zu Fuß zurück, was für einen ehemaligen Infanteristen des deutschen Heeres keine solch außerordentliche Leistung ist. Ich kam allerdings eine Viertelstunde zu spät, fand aber die Gemeinde noch versammelt vor. Ich begann sofort mit dem Gottesdienst und erklärte nach demselben mein Zuspätkommen. Da trat ein alter, ergrauter Mann auf mich zu, ergriff meine beiden Hände und sagte mit feuchtem

Auge: „Herr Pastor, ich hatte nicht gedacht, daß Sie uns so lieb hätten." In der kommenden Woche langte dann bei uns zu Hause ein Faß an mit allem möglichen Eßbaren vollgepackt, als ein Zeichen einer dankbaren Gemeinde. In den Sommermonaten ging ich meist in Begleitung meiner Frau schon Sonnabends nach Folsom, wo wir abwechselnd bald bei diesem, bald bei jenem Gliede über Nacht blieben und überall als wahre Hausfreunde behandelt wurden.

Einen rührenden Beweis der Liebe meiner Zionsgemeinde in Egg Harbor sollte ich gleichfalls erhalten. Der Herr hatte uns unser liebes Kindlein wieder genommen — ein schweres Kreuz, wie jeder weiß, der in gleicher Lage gewesen ist, unendlich wohl tat uns aber in unserem Leid die aufrichtige Teilnahme und der hilfreiche Beistand aller Gemeindeglieder, die dadurch unserem Herzen noch näher traten.

Wie in Philadelphia hieß es nun auch hier, Besuche machen, was in dem Städtchen selber nur kurze Zeit in Anspruch nahm, da die Glieder ziemlich nah zusammen wohnten. Anders verhielt es sich mit dem Aufsuchen der vielen um Egg Harbor weit herum wohnenden deutschen Farmer, die allerdings einen Besuch des Pastors nicht erwarteten, sich aber gleichwohl herzlich freuten, wenn ihnen ein solcher abgestattet wurde. Gewöhnlich ging ich da schon des Morgens in aller Frühe fort auf sandigen Wegen durch meilenweit ausgedehnten, aus niedrigen Eichen und Fichten bestehenden Busch, bei um die Mittagszeit glühender Hitze und umschwärmt von Tausenden von Moskitos, und fragte mich von einer Farm zur andern, bis ich abends spät müde und matt, meist mit Eiern und Beeren bepackt, heimkam. Ich habe mich manchmal gefragt, wie es möglich war, daß Deutsche, die so sehr die Geselligkeit lieben, sich hier mitten im Busch, fernab vom Verkehr, niederlassen konnten. Der Grund ist, daß einmal Land noch billig zu haben ist, und dann

sind nicht wenige Deutsche durch Landagenten dorthin gelockt. Diese Erfahrung hatten unter anderen Leute gemacht, zu denen ich von einem jungen Mann geholt wurde, dessen sehr kranke Frau nach dem heiligen Abendmahl Verlangen trug. Pferd und Wagen standen für mich auf der Straße bereit. Ich fuhr sofort mit. Es ging viele Meilen weit durch Sand und Gebüsch. Endlich hielten wir auf einem freien Platze, in dessen Mitte ein Bretterhäuschen stand. Ich trete ein und sehe ein ergreifendes Bild. Auf einer rohgezimmerten Bank sitzt ein scheinbar von Alter und Gram gebeugter Mann und wiegt auf seinen Armen ein leise wimmerndes Kindlein. Eine noch junge Frau kniet vor einem Stuhle, die Ellenbogen darauf gestützt und das Haupt in beiden Händen. Neben ihr steht die alte Mutter. Die Tränen rollen ihr über die Wangen, als sie mich sieht, sie ergreift meine Hand, küßt sie und sagt: „Ach, Herr Pastor, wie freuen wir uns, daß Sie gekommen sind, uns in unserer Trübsal zu besuchen. Wir sind von Rußland und jetzt bald ein halbes Jahr im Lande. Man hatte uns diese Gegend so verlockend geschildert, aber wie wir herkamen, fanden wir nichts als Busch und an ein Ernten ist noch lange nicht zu denken. Wie manchmal haben wir uns nach einem Gottesdienst gesehnt, aber hier herum ist nur eine englische Kirche, und Englisch verstehen wir ja nicht; wir haben wohl unsere Bibel und unser Gesangbuch mitgebracht und lesen auch fleißig darin, aber es ist nicht so, wie wenn man zum Gotteshaus pilgert und mit andern Gläubigen gemeinsam singt, betet und Gottes Wort hört. Und nun ist meine Tochter schon seit Wochen krank, sie kann weder liegen noch sitzen und kniet so Tag und Nacht vor dem Stuhle, es wird aber nicht lange mehr mit ihr dauern und da möchte sie noch das heilige Abendmahl nehmen, bevor der Herr sie abruft." Bei Austeilung des Sakramentes, das alle Anwesenden nahmen, leuchtete seliger Friede aus den Augen der Kranken. Tief bewegt

nahmen wir Abschied. Gar bald mußten wir die von allem Leid Erlöste zur letzten Ruhe betten. Am Grabe wies ich hin auf den seligen Trost von Off. Joh. 14, 13. Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an.

Um das kirchliche Leben der Gemeinde zu heben und fernerstehende Kreise heranzuziehen, führte ich verschiedene Feste ein, im Sommer ein Missionsfest auf einer schön gelegenen Farm, zu dem gleich das erste Mal eine Anzahl mir befreundeter Amtsbrüder und große Scharen Gäste aus der ganzen Umgegend sich einstellten, und im Herbst in der Kirche an der Hand einer mit den Kindern gut eingeübten Festordnung ein Sonntagsschulfest, so wie ich's in der St. Paulus-gemeinde zu Philadelphia kennen gelernt hatte. In den Wintermonaten zog ich an den Mittwochabenden mit meinem Sing- und einem neugegründeten Posaunenchor bald auf diese, bald auf jene Farm und hielt gut besuchte Bibelstunden ab, an die sich gewöhnlich recht anregende Unterhaltungen anschlossen. Zur Verringerung der Gemeindeschuld veranstaltete ich in der größten Halle der Stadt ein Konzert, das viel Arbeit verursachte, aber auch in jeder Beziehung ein schöner Erfolg war und einen Reingewinn von beinahe 100.00 Dollar erzielte. Meine Gemeinde erkannte aus alledem, daß es mir nicht an gutem Willen fehlte, sie nach innen und außen zu fördern und brachte mir daher herzliche Dankbarkeit und volles Vertrauen entgegen. Für den Anfang Mai des Jahres 1892 plante ich dann die 25jährige Jubelfeier der Erbauung des Gotteshauses und legte meinem Kirchenrat ein Dreifaches vor: die Feier sollte sich über mehrere Tage erstrecken, ein Jubiläumsbüchlein mit der Geschichte der Gemeinde sollte vom Pastor herausgegeben und eine Jubiläumsgabe zur Abtragung eines Teiles der Gemeindeschuld gesammelt werden. Alles wurde genehmigt und mir betreffs der Ausführung vollkommen freie Hand ge-

lassen. Mit Eifer machte ich mich sofort an die Vorarbeiten für die Jubelfeier. Bei Abfassung der Geschichte der Gemeinde hatte ich die Sitzungsberichte des Kirchenrats von ihren Anfängen an einzusehen und bekam dadurch einen Einblick in die mancherlei Kämpfe und Nöte, die bei der Gründung einer Gemeinde, zumal einer deutschen, selten ausbleiben. Betreffs des Bekenntnisses und der Sprache war man schnell einig gewesen, nicht aber in den Fragen, wo die Kirche hingebaut und wie sie gebaut werden sollte, wie man die zum Bau nötigen Gelder aufbringen wollte und ob es ratsam wäre, sich einer Synode anzuschließen. Die Frage des Kirchbaues wurde erst sieben Jahre nach Gründung der Gemeinde endgültig gelöst. Je nach der größeren oder geringeren Tüchtigkeit und Treue der verschiedenen Geistlichen, welche die Gemeinde gehabt hat, gab es für sie Zeiten des Aufblühens und Zeiten des Niedergangs. So große Freude mir das Schreiben der Gemeindegeschichte gemacht hatte, so geringe bereitete mir das Einsammeln der Jubiläumsgabe. Das „Kollektieren" spielt in einer amerikanischen Gemeinde eine große Rolle und ist eine der mannigfachen Obliegenheiten, denen sich ein Pastor unterziehen muß. Diese „Kunst" hatte ich nun auch zu erlernen. Übrigens zeigte sich gerade darin meine Frau als Meisterin. Sie verstand es ganz ausgezeichnet, den Leuten die Hände zu öffnen und brachte eine größere Summe als ich zusammen. Die Feier selber sollte am Sonntag Jubilate beginnen mit Festgottesdiensten am Morgen und Abend sowie Ansprachen an den Frauenverein am Nachmittag. Für den Montag abend war eine Vereinigung aller in der Zionskirche Konfirmierten geplant, für den Dienstag abend ein Sonntagsschulfest und für den Mittwoch abend ein Lutherfest. Eine Anzahl Pastoren wurden zur Teilnahme an der Jubelfeier gewonnen, ebenso zwei Gesangvereine und ein Orchester. In einem der in Kirchenblättern und Zeitungen später

erschienenen Berichte über das Fest hieß es unter anderem: „Eine Jubelfeier, die ihresgleichen sucht, wurde von der deutschen ev.-luth. Gemeinde in Egg Harbor City am Sonntag Jubilate und den folgenden Tagen gehalten. Es waren nämlich 25 Jahre seit der Erbauung des Gotteshauses verflossen. — Der Sonntagmorgen brach wolkenlos herein, was selbstverständlich die lieben Pfarrleute mit der Gemeinde in recht sonnige Verfassung brachte. Um, vor und in der Kirche war alles wonniger Mai, sinnige, geschickte Hände brachten das ohnehin liebliche Gotteshaus so recht ins Grünen und Blühen, daß es eine Lust war, und in diesen äußerlichen Schmuck drängte sich die schönste Zierde eines Gotteshauses, eine zahlreiche Festgemeinde, die sich diesmal fest und eng zusammenpacken mußte. Die Festpredigt hielt der Präsident der deutschen Konferenz der Synode von Pennsylvanien, Pastor Kündig aus Reading, auf Grund von 3. Mose 25, 10. Er sagte in seiner Einleitung: Über 25 Jahre stehe ich an einer deutschen Gemeinde in Reading und nehme besonderes Interesse an dem Wohlergehen der deutschen Gemeinden in Amerika. Gern bin ich der Einladung Eures lieben Pastors gefolgt, mit Euch dieses liebliche Fest zu feiern, doppelt gern, da deutsche Sitten hier zu Hause sind, der Posaunenschall außen vor dem Gotteshause, der deutsche Männergesang, die kräftigen deutschen Choräle — alles klingt wie deutsche Grüße im fremden Land und stimmt zu heller Festesfreude." Da Pastor Johannes Paulsen von Kropp, Schleswig, gerade in Amerika angekommen war, um neue Freunde für das von ihm gegründete Predigerseminar zu gewinnen, so lud ich ihn sofort zu unserem Feste ein. Er sagte für den Dienstag abend zu und hielt im überfüllten Gotteshause zwei köstliche Predigten, die eine in Hochdeutsch, die andere in Plattdeutsch. Nach Deutschland zurückgekehrt, schrieb Pastor Paulsen in seinem Kropper Kirchlichen Anzeiger über

seinen Aufenthalt in Egg Harbor folgendes: „Es war am 10. Mai, da folgte ich einer Einladung unseres Pastors von Bosse in Egg Harbor, der daselbst ein dreitägiges Jubelfest feierte. Ich kam am dritten Tage an. Der Ort erinnerte mich an Kropp, ein langgestrecktes Dorf, umgeben von lauter Tannenwaldungen und dabei die schöne frische Seeluft, wie wir es in Kropp gewohnt sind. Das war eine Erquickung nach dem heißen Philadelphia und Baltimore, und nun erst die schönen Spaziergänge, die so ganz an die Umgegend von Kropp erinnern! Am Abend war die Kirche gedrängt voll. Alle Anwesenden hörten den fast dreistündigen Reden mit größter Aufmerksamkeit zu. Dazwischen wurden Lieder gesungen, welche wir im Kropper Gesangbuch haben, so daß man wähnen konnte, in Kropp zu sein und dort ein Missionsfest mitzufeiern. Pastor v. Bosses Leute sind wie die Kropper im Singen eingeübt und singen mit Lust und Liebe. Die Gemeinde macht einen ganz vortrefflichen Eindruck und ist im raschen Aufblühen begriffen. Bemerken will ich noch, daß die Kollekte in diesen Tagen über 1200 Mark betrug. Dabei muß ich noch besonders rühmen, wie trefflich diese Gemeinde ihren Pastor unterstützte, damit er seine Gäste recht bewirten konnte. Die Pfarrfrau ist eine Deutsch-Amerikanerin, die ihrem Mann treu zur Seite steht. Man tut den amerikanischen Pastorenfrauen oft großes Unrecht, wenn man in ihnen nur anspruchsvolle, persönlich nicht gern arbeitende Damen sieht. Das ist ein völlig falsches Bild; im Gegenteil, sie unterziehen sich willig aller Arbeit ohne Hilfe eines Dienstmädchens. Montag morgens stehen sie an der Waschbalje und am Abend sind sie wieder die Pastorenfrau, der niemand die Morgenarbeit ansieht. Ebenso sind sie gewohnt, in der Gemeinde mitzuarbeiten und zu wirken. Allerdings ist eine Gefahr vorhanden, daß die Amerikanerin deutsches Wesen verdrängt und daß das deutsche Pastorenhaus zu einem englischen wird.

In dem Egg Harbor Pfarrhaus habe ich jedoch zu meiner Freude von einer solchen Gefahr nichts gesehen."

Das Fest war vorüber, aber noch lange hielt die Feststimmung an. Daß es auch inneren Segen gebracht hatte, spürte ich an den besser besuchten Gottesdiensten, es meldeten sich zu meiner Freude sogar verschiedene junge Leute bei mir an, die getauft oder die noch konfirmiert werden wollten. Es gibt ja leider unter den Deutschen in Amerika nicht wenige, die der Kirche durchaus fern stehen und im Lande der „Freiheit" sich frei fühlen von den Verpflichtungen, die christliche Eltern ihren Kindern gegenüber haben. Eine Tatsache ist aber, daß die Söhne und Töchter von solchen Deutschen nicht selten das an ihnen Versäumte nachholen, manchmal trotz des Vaters Verbot. So bat mich ein junges Mädchen, es nach Unterweisung im christlichen Glauben zu taufen. Als der Vater von der Absicht seiner Tochter hörte, drohte er, sie aus dem Hause zu jagen. Sie ließ sich aber trotz der Drohung nicht von ihrem Vorsatz abhalten und wenn auch der Vater anfangs tobte und fluchte, so behielt er sie doch zu Hause, denn er mußte selber gestehen, daß er bis auf diesen Punkt kein gehorsameres und pflichttreueres Kind haben könne.

Da ich die Notwendigkeit erkannte, die jungen Leute in einem Verein zu vereinigen, es aber an einem Versammlungszimmer und auch an einem geeigneten Raume für die Sonntagsschule fehlte, so hieß es für mich, beides zu beschaffen. Ich arbeitete einen Plan aus und legte ihn den Lehrern der Sonntagsschule sowie den Jünglingen und Jungfrauen meiner Gemeinde vor. Er gefiel allen, aber ernste Bedenken wurden wegen der Kosten geäußert. Erst als ich die Versicherung gegeben hatte, daß ich mein möglichstes tun würde, die nötigen Gelder zusammen zu bringen, beschloß man, eine Sonntagsschulkapelle mit daran anstoßendem Versammlungszimmer auf dem noch

freien Platze neben der Kirche zu erbauen. Schnell ging es nun ans Werk. Während des Baues hielt ich hin und her in deutsch-lutherischen Gemeinden, auch in der St. Paulusgemeinde in Philadelphia, Vorträge über das deutsche Städtchen Egg Harbor und erhielt von den Glaubensgenossen solch reichliche Unterstützung, daß für die innere Einrichtung die Gelder bald vorhanden waren. Die Einweihung des Gebäudes gestaltete sich zu einer lieblichen Feier. Der Segen blieb auch da nicht aus. Er zeigte sich besonders im Wachstum der Sonntagsschule und im engeren Zusammenschluß der jungen Leute.

Wie ein von der Synode herausgegebenes Kirchenblatt das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei den einzelnen Gemeinden fördert, so bringt ein Gemeindeblatt die einzelnen Glieder einer Gemeinde näher zusammen, die Erfahrung hatte ich in der St. Paulusgemeinde gemacht. Obschon es nun in meiner kleinen Gemeinde weit schwieriger war, als in der großen von Pastor Wischan, so rief ich doch ein solches Blatt ins Leben, das anfangs in bescheidenem Umfange sich später mit besonderen Ausgaben für andere Gemeinden reichhaltiger gestaltete. Die Unkosten wurden bei freier Verteilung der Blätter, um sie in möglichst viele Häuser zu bringen, durch den Erlös von Anzeigen gedeckt. Als deutsche Blätter dienten sie natürlich auch der Pflege der deutschen Sprache.

In früheren Jahren stand die deutsche Presse in Amerika fast durchweg auch der deutschen Kirche nicht freundlich gegenüber. Darin ist mit der Zeit ein Umschwung eingetreten, denn sie sah doch ein, daß sie schließlich damit sich selber schadete. Von den drei Egg Harbor Wochenblättern verhielt sich das eine der Kirche gegenüber feindselig, das andere gleichgültig und das dritte wohlwollend. Der Herausgeber dieses dritten — „des Zeitgeistes" — war ein in dem Städtchen von deutschen Eltern geborener liebenswürdiger Mann,

mit dem ich mich eng befreundete. Auf meine Veranlassung hin gab er seinem Blatte den Namen „Der deutsche Herold", für den ich dann des öfteren christlich gehaltene Beiträge und Reisebeschreibungen lieferte, die allgemein Beifall fanden und ihm manchen neuen Leser zuführten. So wurde diese Zeitung eine Vertreterin echten Deutschtums und eine Befürworterin der deutschen Kirche. So sehr ich mich über diesen Erfolg freute, so schmerzlich empfand ich zwei Erfahrungen, die mir die Augen über einen leider weit verbreiteten heuchlerischen sowie einen dem Deutschtum feindselig gesinnten Geist öffneten.

Während der Sommermonate erhielten wir häufig Besuch von mir befreundeten Amtsbrüdern, namentlich aus New-York, die sich in der reinen Luft und der wohltuenden Stille des Städtchens erholen wollten. Unter anderen weilte bei uns einige Tage ein in Amerika geborener Pastor, der sich als Verfechter des Deutschtums ausgab. Da er den Sonntag über blieb, so bat ich ihn, an meiner Statt zu predigen. Er hatte nun jedenfalls gedacht, in dem deutschen Orte und in der deutschen Gemeinde müßte er auch eine „deutsche" Predigt halten und so pries er denn in den überschwenglichsten Worten von Anfang bis zu Ende die Deutschen. Es war zu glänzend, um echt zu sein. Meine spätere Erfahrung bestätigte das. In einem Gespräch am Abend kamen wir auch auf die Schulen des Landes zu sprechen und da offenbarte er sich als ein großer Bewunderer der amerikanischen öffentlichen Schule und als ein Gegner der christlichen deutsch-englischen Gemeindeschule, das hielt ihn aber nicht ab, als er Schriftleiter eines deutschen Synodalblattes wurde, einen Aufsatz zu schreiben, in dem er die Gemeindeschule auf Kosten der öffentlichen Schule ganz gewaltig herausstrich. Als ich ihm mein Erstaunen über seine so veränderte Ansicht ausdrückte, gab er mir zur Antwort: „Man muß halt den Deutschen bieten, was sie wollen."

Solche Gesinnungslosigkeit und Heuchelei ist mir leider oft genug begegnet. Redet man zu Deutschen, da ist man deutsch, redet man zu Englischen, da ist man englisch.

In dem achtzehn Meilen von Egg Harbor entfernten Seebade Atlantic City gab es eine Anzahl Deutsche. Die deutschen Turner und Sänger schlossen sich in Vereinen zusammen, die kirchlich gesinnten Lutheraner zu einer Gemeinde, die sich an die evangelisch-lutherische Synode von Pennsylvanien mit der Bitte um Unterstützung und Zusendung eines Geistlichen wandte. Beides wurde ihr versagt. Bei dem deutschen Teile der Presbyterianer-Synode aber fand man Entgegenkommen und so entstand eine deutsche Presbyterianergemeinde. Die pennsylvanische Synode sandte nun einen englischen Pastor nach Atlantic City, der unter großen Schwierigkeiten, aber mit reichlicher Unterstützung von seiten der Synode eine englisch-lutherische Gemeinde gründete. Es bildeten sich drei Gruppen. Die lutherisch bleiben wollten, gingen in die englisch-lutherische Kirche, die deutsch bleiben wollten, gingen in die deutsche Presbyterianerkirche und die deutsch und lutherisch bleiben wollten, besuchten gar keine Kirche oder kamen dann und wann zu mir nach Egg Harbor. Als der Pastor der deutschen Presbyterianergemeinde nach kurzer Zeit fortzog, war die Gelegenheit geboten, die Glieder wieder für die lutherische Kirche zu gewinnen, zumal eine Anzahl von ihnen mich bat, ihnen einen lutherischen Gottesdienst an einem Sonntagabend zu halten. Ich ersuchte das Missionskomitee der pennsylvanischen Synode, mir zu gestatten, an jedem letzten Sonntag im Monat abends in der erst kürzlich gebauten englisch-lutherischen Kirche einen deutschen Gottesdienst abzuhalten, was mir auch gewährt wurde, vielleicht in der Hoffnung, daß die Deutschen sich doch noch der englischen Gemeinde anschließen würden. Zwei außerordentlich gut besuchte

Gottesdienste hatten stattgefunden und es schien sich die Gründung einer deutsch-lutherischen Gemeinde zu verwirklichen, da erhielt ich den kurzen Bescheid, den Gottesdienst am Nachmittag abzuhalten oder mir einen andern Raum zu suchen, was beides nicht möglich war. Es blieben somit die Verhältnisse, wie sie bisher bestanden hatten.

Während die Handlungsweise des Missionskomitees der pennsylvanischen Synode mich als Deutschen und Lutheraner tief verletzte, sollte eine andere Angelegenheit, die ich als Christ gegen Deutsche auszufechten hatte, mich bis ins Innerste betrüben.

Der amerikanische Sonntag wird ähnlich wie der englische sehr streng als ein Tag der Ruhe gehalten, d. h. da, wo die aus der Puritanerzeit noch zu Recht bestehenden sogenannten blauen Gesetze durchgeführt werden. In dem deutschen Städtchen Egg Harbor galt gar kein Sonntagsgesetz. Zur Ehre der Deutschen sei es aber gesagt, daß sie selbst Ruhe und Ordnung hielten, aber gewöhnlich kamen am Sonntag von andern Ortschaften, wo das strenge Sabbatgesetz herrschte, Scharen von Leuten an, die sich den „freien" Sonntag in Egg Harbor zunutze machten und oft sogar während der Kirchenzeit durch ihren Lärm den Gottesdienst störten. Der Herausgeber des „Beobachters", ein Mann, der der Kirche gleichgültig gegenüberstand, schrieb in seinem Blatte, als ich darüber beim Bürgermeister vorstellig wurde: „Pastor v. B. beklagt sich und nicht mit Unrecht über Sonntagsstörung und wünscht Abhilfe geschaffen zu haben. Wir können ihm nur recht geben, denn wer wie wir schon mitansehen mußte, wie Leute, während er den Hauptgottesdienst am Sonntag hielt, mit Pfeifen und Trommel vor seiner Kirche auf- und abzogen und diese Instrumente mit wahrer Berserkerwut bearbeiteten, mußte zum selben Schluß kommen. Wir wollen Freiheit und Ungestörtheit haben für uns, die wir keine Kirche besuchen, dasselbe Recht der Un-

gestörtheit haben die Leute, die das Bedürfnis in sich fühlen, zur Kirche zu gehen. Wir haben uns nur gewundert, daß Pastor v. B. sich nicht schon längst beschwert hat, da gerade die Lage seiner Kirche ihn viele Unannehmlichkeiten ertragen läßt." Das war wenigstens ohne Haß gegen die Kirche geurteilt, andere aber hielten meine Beschwerde für eine große Anmaßung. Dazu kam noch ein anderes. Der Deutsche liebt die Geselligkeit, die gewißlich ihre Berechtigung hat und sofern sie in den rechten Grenzen bleibt, ein schöner Zug im deutschen Charakter ist. Eines Tages erschien nun in dem Städtchen ein ziemlich heruntergekommener Schauspieler mit seiner Frau, um die Einwohner mit einem deutschen Theater zu beglücken. Er suchte sich seine Mitkräfte unter den jungen Leuten und gab in der Halle eines Gesangvereins Vorstellungen an den Sonntagabenden. Anfangs ging alles gut, als er aber durch sein hochfahrendes Gebaren und seine Schuldenmacherei sich viele Gegner gemacht hatte, wurde es für ihn immer schwieriger, Kräfte zur Besetzung der Rollen zu bekommen. Da versuchte er die Glieder meines Kirchenchors, der jeden Sonntag abend im Gottesdienst sang, auf sein Theater zu ziehen. Etliche ließen sich auch wirklich von ihm überreden, so daß der Chorgesang zu meinem und der Gemeinde Bedauern des öfteren ausfallen mußte. Da ich mir von andern Versuchen zur Abhilfe eines solchen Übergriffes auf mein Gebiet nichts versprach, so wandte ich das Mittel an, von dem ich Erfolg erhoffen konnte, ich bat den Bürgermeister, die Einstellung des Theaterspielens an den Sonntagabenden zu veranlassen. Ich war auf das höchste überrascht, daß meiner Bitte so schnell Gehör gegeben wurde, was sicherlich nicht geschehen wäre, wenn der Schauspieler sich nicht so mißliebig gemacht hätte. Nun folgte aber eine für das ganze Städtchen wie besonders für mich außerordentlich aufregende Zeit. Nicht allein, daß der Schauspieler

Ergüsse voll wütender Schmähungen gegen mich erscheinen ließ, auch der Herausgeber der der Kirche sowieso feindlich gesinnten Zeitung brachte Woche für Woche unsagbar rohe und gemeine Ausfälle gegen mich; außerdem traten sonst sehr ehrenwerte, aber unkirchliche Männer gegen mich auf, denen es weniger um ein Eintreten für die Person des Schauspielers, als um Wahrung eines Grundsatzes ankam und die in meiner Handlungsweise einen Mangel an deutscher Gesinnung sahen. Das tat mir weher als das gehässige Zeug des Schauspielers und des Zeitungsherausgebers. Ich ließ es natürlich an einer Verteidigung meiner Stellung und Gesinnung, die mit mir alle Glieder meiner und der übrigen Gemeinden teilten, in den Spalten des Blattes meines Freundes nicht fehlen, aber erreicht wurde in dem fast ein halbes Jahr lang dauernden Federkriege nur, daß sich ein tiefer Riß zwischen den kirchlich gesinnten und den unkirchlichen Deutschen offenbarte, ein Riß, den zu erkennen ich leider später des öfteren Gelegenheit haben sollte. Für mich war es aber eine gewisse Genugtuung und eine Rechtfertigung meiner Stellungnahme, als der Zeitungsherausgeber über den von ihm mir gegenüber erst so warm verteidigten Schauspieler bei seinem Wegzuge mit Hinterlassung unbezahlter Anzeigen schrieb: „Als diese beiden Vampyre, der Schauspieler und sein Weib, von Cincinnati, wo sich ebenfalls beide und voraus das Weib unmöglich gemacht haben, zum zweiten Male wieder nach Egg Harbor zum Theaterspielen kommen wollten, waren wir es, der ihnen abschrieb, wozu uns das skandalöse Betragen, das Schmarotzen der beiden und unsere Verluste bewogen; jedoch der Gesangverein hier ermunterte sie, sie kamen, und um das gesellschaftliche Leben hier zu fördern, opferten wir uns zum zweiten Male und bekamen von diesen Blutsaugern und mit uns ihre Wohltäter auf die niederträchtigste Weise unsern Lohn. Wie schamlos sich dieses

Ehepaar hier zu guter Letzt aufführte, wie beide sich öffentlich mit Schmutz beworfen, dieses Weib einen öffentlichen Straßenskandal hervorrief, der große Schauspieler R. als Popanz und gehörnter Ehemann, wie ein dummer Junge von diesem Satansweibe usw., wie er sie selbst titulierte, auf Nimmerwiedersehen nach Brooklyn eskapadierte, das Weib ihm nachlief und das Gesindel sich wiederfand; wie ihre Wohltäter und die Bewohner von dieser Zigeunerin dafür, daß sie ihnen das Geld noch zum Wohlleben in den Schoß warfen, beschimpft wurden, weiß die halbe Stadt . . . ." In dem Ton geht's noch weiter, aus dem Angeführten kann man aber zur Genüge ersehen, mit was für Leuten ich zu tun hatte.

Mir war es in der ganzen Angelegenheit nur um die Person des Schauspielers zu tun gewesen, aber mein Vorgehen gegen ihn hatte man so gedeutet, als ob ich gesonnen wäre, auf Einführung eines puritanischen Sonntags zu dringen, was mir nie in den Sinn gekommen ist.

In der Folge sollte eine andere, in ihrer Wichtigkeit nicht leicht zu überschätzende Sache einen Teil meiner Zeit in Anspruch nehmen. Der rastlose Pastor Wischan hatte in seinem Kirchenblatt folgenden Aufruf erlassen:

„Was tun wir Lutheraner für unsere Einwanderer? Herzlich wenig. Tausende sind aus dem lieben alten Vaterlande nach Amerika gekommen und den Landspekulanten in die Hände gefallen und haben schwer bluten müssen. Tausende sind in den fernsten Westen gelockt worden und sitzen auf unfruchtbaren Stellen und würden gerne fortziehen, wenn sie nur das Reisegeld hätten. Es wäre längst unsere Pflicht gewesen, für die Einwanderer zu sorgen. Wir wohnen schon so viele Jahre im Lande und hätten unsern Glaubensgenossen und Landsleuten die Hand reichen sollen. Das Versäumte sollten wir jetzt einholen. Darum wollen wir einen Kolonisationsverein ins Leben rufen, welcher

den Einwanderern sagt, da und da ist billiges, gutes Land in einem Staate mit mildem Klima zu haben. Die Einwanderer werden es uns Dank wissen.

Da ist zunächst der Staat New Jersey, welcher noch viele Tausende Acker Landes hat, die seit der Indianer Tagen noch nie besiedelt wurden. Laßt uns nun uns an den Ackerbauminister des Staates New Jersey wenden, um Pläne, Karten, Zirkulare, Preise und Auskunft zu erhalten. Dieses alles kostet nichts. Laßt ein Komitee an Ort und Stelle alles prüfen. Dann laßt die Einwanderer, die in Neuyork oder Philadelphia landen, an den Platz geführt werden und selber ihn besichtigen. In einer Stunde können sie dort sein. Da ist's nicht nötig, daß sie tagelang im Emigrantenzug sitzen und viel Geld verfahren. In New Jersey ist fruchtbarer Boden. Auch das Obst und der Weinstock gedeihen. Für seine Erzeugnisse hat der Farmer reiche Absatzgebiete in Neuyork, Atlantic City, Cape May, Philadelphia usw. Dann gibt es Länderstrecken in Maryland und Virginien mit billigem Land und mildem Klima. Auch dort wollen wir Kolonien gründen. Wer mit dem Plan übereinstimmt, der melde sich. F. Wischan."

Diesem Aufruf sind andere ähnlichen Inhalts gefolgt. Von vielen Seiten kamen Aufforderungen, mit der Gründung eines Vereins voranzugehen. Das geschah in einer zahlreich besuchten Versammlung, zu der auch ich mit etlichen Männern aus Egg Harbor erschienen war, in der St. Pauluskirche zu Philadelphia. Pastor Wischan wurde zum Vorsitzenden und ich zum Schriftführer erwählt. Nach verschiedenen begeisterten Reden, die alle die Notwendigkeit eines Kolonisationsvereins betonten, ernannte der Vorsitzende Komitees für die einzelnen Staaten; mich teilte er dem für den Staat New Jersey zu. Mit Eifer trat ich in einer Reihe von Aufsätzen für den Staat, in dem ich lebte und dessen Farmverhältnisse ich aus eigener

Anschauung kannte, ein. In dem daraus entstehenden weitverzweigten Briefwechsel wurde mir aber klar, daß die meisten Neuankömmlinge zu bereits in Amerika ansässigen Verwandten oder Bekannten ziehen und daß Neugründungen von deutschen Kolonien im Osten wenigstens und zumal in der Nähe großer Städte mit ihrer Anziehungskraft so gut wie unmöglich sind, jedenfalls nicht von Leuten, die sonst genug zu tun haben, ausgeführt werden können.

Ein Glied des Vorstandes, Pastor P., ließ sich durch einen Landagenten verleiten, nach Florida zu reisen, um dort ein für eine deutsche Ansiedlung geeignetes Stück Land in Augenschein zu nehmen. Er kam ganz begeistert zurück und auch er schrieb verschiedene Aufsätze, in denen er in den glänzendsten Farben die Vorzüge Floridas schilderte. Er ging noch weiter und leitete die Gründung einer deutschen Niederlassung, der er den Namen Dresden beilegte, in die Wege. Es kam unter andern Ansiedlern auch ein Pastor aus Württemberg mit seiner ganzen Familie. Natürlich fand er nicht das, was er nach den Schilderungen erhofft hatte und reiste daher kurz entschlossen nach der alten Heimat zurück. Dort machte er seiner Entrüstung über die ihm widerfahrene Enttäuschung Luft in einer Schrift, in der er Pastor P. als groben Schwindler hinstellte. Das war eine entschieden ungerechte Anschuldigung, denn Pastor P., ein treuer, aufrichtiger Mann, hatte in gutem Glauben geschrieben und gehandelt. Er nahm sich die Sache so zu Herzen, daß er, dessen Gesundheit sowieso schon angegriffen war, bald darauf starb. Damit fand auch der ganze Kolonisationsverein ein klägliches Ende.

In Amerika leidet man vielfach an einer Zersplitterung der Kräfte und Männer, die schon genug auf den Schultern haben, laden sich immer noch mehr auf und können dann entweder ihren Pflichten nicht so nachkommen, wie sie sollten, oder brechen unter der Last zusammen. Pastor Wischan ist ein Beispiel davon. Er

hat vieles unternommen, aber nur weniges erfolgreich durchgeführt und ist einer rastlosen, vielverzweigten Tätigkeit vor der Zeit erlegen.

Meine mehr und mehr erstarkte Gemeinde hatte mir eine Gehaltszulage bewilligt und auch sonst in aufopfernder Weise ihre Erkenntlichkeit für meine Arbeit gezeigt, dadurch wurde ich in den Stand gesetzt, zu meiner Erholung und Belehrung verschiedene Reisen zu machen. Die eine führte mich in den schönen Herbsttagen des Jahres 1893 nach Chicago und der Weltausstellung. Über Philadelphia, Harrisburg, die Hauptstadt Pennsylvaniens, in den mannigfachsten Schlangenwindungen durch die blauen Berge geht es nach der in Dunst eingehüllten Eisenstadt Pittsburgh. Nach kurzem Aufenthalt keucht das Stahlroß mit seiner kostbaren Last weiter hinein in die dunkle Nacht. Der Morgen graut, schlaftrunken schaue ich hinaus in die von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne wach geküßte Landschaft, die Berge sind verschwunden, weite Ebenen dehnen sich aus, wir fahren durch Ohio, immer rastlos weiter, wir kommen durch Indiana, überall flaches Land, hie und da noch ein kärglicher Bestand von Bäumen, viel Weidengebüsch, ausgedehnte Wiesen, auf denen große Viehherden friedlich weiden, in der Ferne zahlreich verstreute Farmen, dann und wann eine kleine Ortschaft, endlich die aufblühende Stadt Fort Wayne. Bald sind wir am Ziele, nur noch 148 Meilen. — Es ist gegen 2 Uhr nachmittags, da steigt eine mächtige Dunstwolke auf, von allen Seiten laufen Eisenbahnschienen zusammen, fast eine halbe Stunde geht es vorbei an Fabriken, Häusergruppen, verwahrlost aussehenden Plätzen, da — in einem unendlichen Gewirre von Eisenbahnen hält der Zug — Chicago ist erreicht. Chicago — klingt's nicht wie ein Zauberwort? Die Geschichte dieser Riesenstadt ist kurz, sehr kurz. Im Jahre 1801 ein Sumpf, 1811 ein kleiner Militärposten, 1831 ein Dorf von 12 Häusern, 1841 eine Stadt mit 5752 Einwohnern,

10 Jahre später durch ihren Getreidehandel schnell gewachsen mit über 34 000, 1861 durch Fleisch- und Holzhandel sich aufschwingend mit vervierfachter Einwohnerschaft, 1871 reich, stolz, mächtig und dann in einer Nacht in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt. Aber noch war der Schutt nicht erkaltet, da ging man mit unbeugsamem Willenseifer an die Arbeit und binnen Jahresfrist standen die bedeutendsten Geschäftshäuser wieder da. Gerade nach dem Brande, den ein Chicagoer das größte „Advertisement" nannte, das je eine Stadt erhalten hat, nahm Chicago einen in der Weltgeschichte beispiellosen Aufschwung. Angehörige fast aller gebildeten Völker der Erde kamen herbei, weit voran die des deutschen Volkes, und in wunderbarer Stammesverbrüderung reichten sie sich die Hände zu gemeinsamem Wirken in den Werken des Friedens. In dem heißen Wettkampfe der Städte, als Ort der kolumbischen Weltausstellung erkoren zu werden, ging die junge Riesin als Siegerin hervor, und wie sie sich ihrer Aufgabe entledigte, ist ein neues Wunder des neunzehnten Jahrhunderts gewesen. Es sind damals auch von Deutschland viele Besucher gekommen. Über die Ausstellung waren sie alle einig in ihrem Lobe, einig aber auch in ihrem vernichtenden Urteile über die Stadt selber. Das läßt sich verstehen, denn Chicago liegt in einer vollkommen reizlosen, flachen Gegend, ist unter den durch Reinlichkeit gerade nicht sehr sich auszeichnenden Großstädten Amerikas eine der schmutzigsten und macht Eindruck nur durch die Größe seiner Bauten, seines Handels, seiner Gewerbe und seines Lebens und Treibens, verletzt aber hundertfach das Auge des an Schönheit und Sauberkeit Gewöhnten. Für mich hatte auf der Ausstellung den Hauptreiz selbstverständlich die Abteilung des Deutschen Reiches, die einzig in ihrer Art war. Manche von den in ihrem Wissen Beschränkten, die Deutschland immer nur als ein Land des Sauerkrautes und Biers verschreien, sind hier eines Besseren belehrt worden. Höher schlug mir das Herz beim

Anblick des deutschen Hauses. Inmitten grüner Eichen lag das in mittelalterlicher Bauweise aufgeführte Prachtgebäude da, sich spiegelnd in den blauen Fluten des Sees, überragt von schlankem Turm und über dem Eingang den schönen Spruch:

Wahrhaft und nahrhaft,
Voll Korn und Wein,
Voll Kraft und Eisen,
Klangreich, gedankenreich,
Dich will ich preisen,
Vaterland mein.

O look that nice building, what building is that? so hörte ich hinter mir ausrufen, stolz hob sich meine Brust, als ich antworten konnte: „That's the German Building".

In meiner Heimat fragte einmal in einer Dorfschule der Lehrer, welches die drei größten Feste im Jahre wären. Da erhob sich ein kleiner Bursche und antwortete frank und frei: „Freischießen, Schulschluß und Schweineschlachten." Gewiß geschah über diese Antwort, wie einst über die des Kandidaten Jobses, ein Schütteln des Kopfes und doch, darin hatte der Knabe recht, der Schlachtetag ist für viele ein großer Festtag, und man redet deshalb auch geradezu von einem Schlachtefest. Ich mußte an diese Geschichte denken, als ich die weltbekannten „Union Stock Yards" besichtigte, wo im Jahre Millionen von Schweinen, Schafen und Rindvieh geschlachtet und nach allen Weltrichtungen hin versandt werden. Da kann von einem Fest nicht mehr die Rede sein. Es gibt wohl nur wenige Plätze der Welt, wo man so viel Leben und Tod zu Gesicht bekommt, wie in den „Union Stock Yards" in Chicago. Gewißlich ist hier wenig, was dichterisch veranlagte Menschen zu Lobreden zu reizen im stande wäre, auch musikalische Leute würden an dem Geschrei der „Cowboys" und Schweinetreiber keinen Gefallen finden, jedoch für den, der für Arbeit und Geschäfts-

lebendigkeit ein Auge hat, ist dieses ein unwiderstehlich bezaubernder Ort. Für viele mag die großartige Anhäufung von Zäunen, Ställen, Bahngeleisen, mit den schmutzigen Straßen und Nebenstraßen und dem starken, nicht mißzuverstehenden Geruch abschreckend sein, aber die, welche die Bedeutung und den Umfang dieser gewaltigsten aller amerikanischen Unternehmungen zu würdigen wissen, sind vor Wunder bei dem ersten Anblicke verstummt. Ausgenommen allein die „weiße Stadt" wurde kein Ort in Chicago während der Weltausstellung so viel besucht, wie diese „rote Stadt".

Jedenfalls anziehender für mich war eine Versammlung am Abend in der Kirche des bekannten Evangelisten Moody, wo kein Geringerer als der von ihm eingeladene Adolf Stöcker aus Berlin redete. Die tägliche „Illinois Staatszeitung" hatte in einem mit „Stöcker der Redner" überschriebenen Leitartikel folgendes gesagt: „Als der Evangelist Moody bei der Redaktion der „Illinois Staatszeitung" anfragen ließ, ob sie den früheren Hofprediger Stöcker, wenn er in Chicago öffentliche Vorträge halte, anfeinden oder freundlich behandeln würde, gaben wir den Bescheid: Falls Dr. Stöcker seine Agitation gegen die politische Gleichberechtigung der Juden auch nach hier verpflanzen wird, werden wir ihn aufs allerentschiedenste anfeinden; falls er aber verspricht, seine Judenfrage in seinen amerikanischen Vorträgen gänzlich aus dem Spiele zu lassen, werden wir ihn mit aller Rücksicht behandeln, welche einem so beredten und begabten deutschen Gaste und seinen religiösen und sonstigen Zuhörern in Chicago gebührt.

Noch vor Stöckers Ankunft wurde von Moody bekannt gemacht, daß sich Stöcker hier aller Angriffe auf die Juden sorgfältig enthalten und lediglich als evangelischer Prediger und deutsch-patriotischer Redner auftreten werde. Dennoch ergingen sich einzelne englisch-amerikanische Blätter in wütigen Schimpfereien

auf Stöcker und brachten von vereinzelten Juden Äußerungen desselben Inhalts.

Dr. Stöcker ist nun seit mehreren Tagen hier in Tätigkeit. Trotz der erwähnten Schimpfereien gegen ihn hat er sein Versprechen, die Judenfrage in keiner Weise zu berühren, gewissenhaft erfüllt.

Ein Bild von den religiösen, politischen und sozialen Anschauungen des Mannes erhielt man durch seine vor einer großartigen und sehr würdigen Zuhörerschaft, worunter auch jüdische Damen und Herren, gehaltene Sonntagsrede. Sehr viele unserer Leser teilen den Standpunkt Stöckers in diesen Fragen nicht. Aber mit seiner warmherzigen Liebe zum deutschen Vaterlande sind sie alle einverstanden. Wie machtvoll seine Beredsamkeit ist, das ersieht man auch daraus, daß englisch-amerikanische Zeitungen, die noch vor einigen Tagen gegen ihn rasten, ihn jetzt in e i n e Linie mit Amerikas größten Kanzelrednern stellen."

Drei Wochen weilte Stöcker in Chicago. Über sein Wirken während dieser Zeit schrieb er an die zurückgebliebene Gattin: „In der Evangelisation geht es Gott sei Dank gut. Die Versammlungen wachsen, die gestrige war doppelt so gut besucht als die vorgestrige; besonders kommen viele Geistliche und danken mir. Selbst ein Rabbiner war gestern da und sagte mir nach dem Schluß der Predigt, er glaube nicht das, was die Zeitungen sagten und dankte mir für meine Worte. Es sei Gottes Werk, daß ich gekommen sei, die Deutschen hätten eine geistige Auffrischung nötig. — Rührend ist mir, wie die deutschen Landsleute kommen und mir die Hand drücken wollen; Bekannte und Unbekannte, auch viele alte Christlich-Soziale, und Eltern, deren Kinder ich getauft, konfirmiert oder unterrichtet habe." In manchen Versammlungen waren über 4000 Deutsche anwesend. Ein alter deutscher Soldat, der den Krieg von 1870 mitgemacht, schrieb an Stöcker: „In Ihren Versammlungen war ich von

der ersten bis zur letzten. Ihre Worte waren Balsam für mein suchendes Herz. Der Same, den Sie in Chicago ausgestreut haben, wird große Frucht bringen für die Ewigkeit." Für mich war es ein hoher geistlicher Genuß, an dem Abend in gedrängt vollem Gotteshause einer geistvollen, schriftgemäßen, schlicht klaren Predigt zu lauschen, die mir so recht wieder den Unterschied zwischen deutscher und englischer Predigtweise und in weiterem Sinne zwischen deutschem und englischem Christentum klar machte.

Noch einen kurzen Abstecher machte ich auf einem Dampfer nach dem 80 Meilen entfernten Milwaukee, dieser Hochburg des Deutschtums in Amerika. Die Stadt liegt hart am Michigan-See auf steil ansteigendem Ufer und macht mit ihren aus gelblichen Backsteinen erbauten Gebäuden, entgegen dem ewigen Rot anderer Städte einen überaus freundlichen Eindruck. Prächtige deutsche Gotteshäuser zeugen von dem kirchlichen Sinn der Deutschen, reizende Villen von ihrem Wohlstand, die gewaltigen Geschäfte reden eine beredte Sprache von Handel und Wandel, die ansehnlichen Gasthöfe setzen einen starken Verkehr und die zahlreichen Brauereien, darunter die größten der Welt, einen nicht geringen Durst voraus, obschon das meiste Bier wie das von Papst, Schlitz und Baltz nach auswärts hin versandt wird. Einen gar stolzen Bau hat sich hier auch die „Germania", die in Amerika am weitesten verbreitete deutsche Zeitung, errichtet. Hochbefriedigt und voll bleibender Eindrücke kehrte ich von meiner Reise nach meinem lieben Egg Harbor, einer zweiten Hochburg des Deutschtums, zurück. —

Der Herbst des Jahres 1895 führte mich nach dem Süden. Über Philadelphia, Baltimore, die Stadt der Denkmäler, Washington, die einzig schöne Bundeshauptstadt der Vereinigten Staaten, durch das romantische Shenandoahtal und über Luray mit seinen weltbekannten Grotten fuhr ich nach Chattanooga, dem

Tor des Südens, wo mich ein Neger in deutscher Sprache begrüßte, dem ich dann vertrauensvoll zu einem guten Gasthofe folgte.

Um die Zeit möglichst auszunützen, war ich am andern Morgen schon vor fünf Uhr auf den Beinen. Mit der Elektrischen Straßenbahn fuhr ich bis hinaus nach dem Missionary Ridge, dem durch die weltgeschichtlichen Begebenheiten im Bürgerkriege so bekannten Höhenzuge. Zu Fuß verfolgte ich einen Weg, der nach dem Kamm hinaufführte, und erklomm hier einen eisernen Aussichtsturm. Noch breitete der frühe Herbstmorgen seinen Nebelschleier über die Gegend aus, vor mir lag's wie ein weites graues Meer, aus dem nur die Spitze des Lookout Mountain, einer Insel gleich, hervorragte. Über mir blaute ein wolkenloser Himmel, der einen schönen Tag verkündete, während im fernen Osten die Sonne trüb durch die feuchten Nebel sah. Höher stieg das Tagesgestirn und mehr und mehr senkten sich die Nebel. Nicht plötzlich wie mit einem Zauberschlage, nein, behutsam, zögernd wurde ein Stück nach dem andern sichtbar, bis endlich in entzückender Pracht die ganze Gegend vor mir lag — ein weites, fruchtbares Tal, durchzogen von dem vielfach sich windenden Tennesseefluß und begrenzt von mächtigen Gebirgszügen, vor allem von der wuchtigen Masse des Lookout Mountain — und in all der landschaftlichen Schönheit als Perle Chattanooga, angelehnt an sanft aufsteigende Hügel, bespült von den Fluten des Tennessee und umgeben von herbstlich bunten Wäldern und Feldern. Versunken in das liebliche Bild hätte mir alles andere näher liegen sollen als der Gedanke an Krieg und Kriegsgeschrei und doch ward gerade dieser in mir wachgerufen. Sechs große Schlachten wurden nahe Chattanooga im Bürgerkriege zwischen den Truppen des Südens und des Nordens geschlagen. Im Unionsheere zeichneten sich besonders viele Deutschamerikaner aus, so vor allem die Generäle Schurz,

Osterhaus, von Steinwehr und Willich. Um das ganze weite, zehn Quadratmeilen umfassende Schlachtfeld genau so zu erhalten, wie es gewesen ist, hat man dasselbe für einen Nationalpark erklärt, der auch den Nationalfriedhof einschließt, auf dem über 13 000 Unionssoldaten ruhen.

Es war Mittagszeit. Der Lookout Mountain hatte es mir angetan, ich verspürte in mir eine unbezähmbare Lust, wie einst in meinen schönen Harzbergen zu klettern. Ich verschmähte daher die Fahrstraße und die Drahtseilbahn, die zur Höhe des Berges führen, und nahm ohne Weg und Steg die Richtung schnurstracks hinauf. Zu dreiviertel war der 1700 Fuß hohe Berg von mir erstiegen, da ging's nicht mehr weiter, denn das letzte Viertel bildete eine steile Felswand. Nach langem Suchen fand ich endlich eine Stelle, wo man den Felsen durchsprengt hatte, um einen Weg für eine neu anzulegende Drahtseilbahn zu schaffen. Dort versuchte ich, weiter emporzukommen, was mir anfangs auch gelang, bis ich auf einmal festsaß, ich konnte nicht mehr höher, aber herunter erst recht nicht, denn da wäre ich ins Rutschen geraten, hätte allen Halt verloren und wäre in eine grausige Tiefe gestürzt. Mein ganzer Halt war ein kleiner, zur Hälfte aus dem Boden hervorstehender Stein, an dem ich mich krampfhaft festhielt. Was nun? Ich dachte an den Psalmisten, der da sagt: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt." Auch ich hob meine Augen auf zur Höhe des Berges. Siehe, da wurde ein Balken, der als Schwelle für die Bahn benützt werden sollte, an einem Seile heruntergelassen, er glitt an mir vorbei, um weiter unten losgekoppelt zu werden. Als das Seil wieder hinaufgezogen wurde, durchzuckte mich der Gedanke: — das Seil ist deine Rettung. — Wieder dachte ich an den Psalmisten, wieder hob ich meine Augen auf zu der Höhe des Berges; dort gewahrte ich einen Neger, der das Seil in seiner Hand hielt. Ich

rief, so laut ich vermochte und bedeutete ihm, das Seil nach mir hin zu leiten. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen gelang es ihm. Ich faßte es mit beiden Händen, langsam zog er mich nach oben, wo sich natürlich schon eine Anzahl Neugieriger versammelt hatte, — ich war gerettet.

Die Höhe des Lookout Mountain bildet eine weite Ebene, bestanden mit dem schönsten Wald. An verschiedenen Stellen hat man einen freien Blick ins Land hinein. Ein unbeschreiblich großartiges Bild entrollt sich dem Auge des Beschauers, besonders von dem Sunset Rock, einem weit vorspringenden und Hunderte von Fuß jäh aus der Tiefe emporsteigenden Felsen. Es ist Abend geworden, die Sonne sinkt, noch läßt ein Vöglein im hohen Baum sein Liedlein erschallen, noch wiegt sich ein Aar in schwindelnder Höhe, noch erglänzen die Höhen in weiter Ferne in goldigem Schein. Die Sonne sinkt tiefer, dunkle Schatten legen sich auf die Täler, jetzt hat der Glutball den Rand des sich scharf vom Himmel abhebenden Höhenzuges erreicht, jetzt ist er nur noch zur Hälfte sichtbar, jetzt noch ein kleines Stück — nun ist auch das verschwunden. Noch einmal leuchtet's auf, wie ein letzter Scheidegruß, purpurrot erglänzt der Westen, auch das erlischt, die Nacht schlägt ihren dunkeln Mantel über all die Herrlichkeiten der Gottesnatur, auch über so manches Erdenleid und Erdenweh. Das Vöglein ist verstummt, der Aar hat sich gesenkt zu seinem Horst — tiefes Schweigen ringsum — ein stilles Nachtgebet der Natur. Traumverloren stand ich da, ich gedachte der Heimat, ich gedachte meiner Lieben und gedachte der Pforte der Ewigkeit, an der ich vor kurzem gestanden.

Am folgenden Tage fuhr ich noch weiter nach dem Süden. Es ging durch sanft hügeliges Land, teilweise mit dem schönsten Eichenwald bestanden. Die Besiedelung schien noch sehr dünn zu sein. Ab und zu kamen Felder in Sicht, die in einem schneeigen Weiß prangten

— es waren Baumwollpflanzungen. Gegen Mittag erreichten wir Atlanta im Staate Georgia, das Endziel meiner Reise. Man hat die Stadt wegen ihres raschen Wachstums wohl das Chicago des Südens genannt. Unter den Einwohnern befinden sich zahlreiche Neger, auch ein Häuflein Deutscher, die sich zu einer deutsch-lutherischen Gemeinde zusammengeschlossen haben. Mich hatte nach Atlanta die dortige Ausstellung der Südstaaten gelockt, die des Sehenswerten außerordentlich viel bot, aber leider noch lange nach der Eröffnung nicht fertig war.

Im Jahre 1896 wurde mir die Gelegenheit geboten, eine Reise nach Deutschland zu machen in Begleitung meiner Frau und meiner zwei Kinder, die uns Gott geschenkt hatte, eines dreijährigen Knaben und eines 1½jährigen Mädchens.

Zuvor jedoch unternahm ich einen wichtigen Schritt — ich wurde amerikanischer Bürger. Ich hatte die Absicht, in Amerika dauernd zu bleiben und gewißlich löste ich mich durch das Aufgeben der Reichsangehörigkeit nicht innerlich los von dem Volke, dem ich der Geburt, der Sprache, der Erziehung, der Gesinnung, ja dem Herzen nach angehörte. Als amerikanischer Bürger aber fielen mir Rechte zu, die mich in den Stand setzten, in ganz anderer Weise, wie es mir sonst möglich gewesen wäre, für berechtigte deutsche Bestrebungen einzutreten. Mir sind später solche Deutsche begegnet, die es für einen Mangel an deutscher Gesinnung hielten, wenn man seine Reichsangehörigkeit aufgab, die jedoch durch ihr ganzes sonstiges Verhalten bewiesen, daß ihre deutsche Gesinnung sehr viel zu wünschen übrig ließ.

Die Eindrücke, die ich von Deutschland nach siebenjähriger Abwesenheit erhielt, waren überwältigende. An Fortschritt in Amerika gewöhnt, setzte mich doch der Deutschlands in Erstaunen. Ich benutzte das halbe Jahr, das mir zur Verfügung stand, fleißig zu For-

schungen und Beobachtungen auf allen möglichen Gebieten des deutschen Lebens und berichtete darüber später in deutsch-amerikanischen Zeitschriften zu Nutz und Frommen solcher, die eine Auffrischung ihres deutschen Bewußtseins nötig hatten.

Bald nach meiner Rückkehr von Deutschland erhielt ich eine Einladung zu einer Gastpredigt in der zurzeit predigerlosen deutschen ev.-luth. Zionskirche zu Harrisburg, der Hauptstadt des Staates Pennsylvanien, der ich Folge leistete. Einige Tage darauf bekam ich folgenden Brief:

Geehrter Herr Pastor!

Zuerst unserem Gott die Ehre. Mit Freuden benachrichtige ich Sie von der am 24. November dieses Jahres einstimmig auf Sie gefallenen Wahl zum Pastor und Seelsorger unserer deutschen ev.-luth. Zionsgemeinde. Die einstimmige Wahl folgte auf die erste Abstimmung hin und dauerte nur zehn Minuten. Der Ruf folgt in einigen Tagen. Seien Sie so gut und benachrichtigen Sie mich sofort, ob Sie den Ruf annehmen. Mit herzlichem Gruß Ihr

ergebener G. D., Sekretär.

Es folgten für mich schwere Tage. So ehrenvoll auch der Ruf für mich war, so konnte ich mich doch nicht mit dem Gedanken vertraut machen, meine mir ans Herz gewachsene Egg Harbor-Gemeinde verlassen zu sollen. Nach langem innerem Kampfe beschloß ich, den Ruf nach Harrisburg anzunehmen. Es ist mir selten in meinem Leben etwas so nah gegangen als die Erklärung des Niederlegens meines Amtes an meiner bisherigen Gemeinde und selten habe ich größere Liebe und Anhänglichkeit erfahren als in den Tagen des Abschiednehmens. Ein Zeichen des Vertrauens der Gemeinde zu mir bestand auch darin, daß sie sofort den von mir empfohlenen Pastor zu meinem Nachfolger erwählte. Die Zukunft lehrte, daß sie eine gute Wahl getroffen hatte.

V.

Am 1. Januar 1897 trat ich mein Amt an der Zionsgemeinde in Harrisburg an. Der Frauenverein bereitete uns einen freundlichen Empfang und hatte das von mir gemietete Haus mit Lebensmitteln und Kohlen versorgt.

Die Gemeinde, eine Tochter der alten, gleichfalls rein deutschen, in einem anderen Stadtteil gelegenen Michaeliskirche, war nicht groß, aber die Glieder befanden sich fast alle in guten Verhältnissen und opferten so reichlich, daß die laufenden Ausgaben stets ohne Schwierigkeiten gedeckt werden konnten. Die Sonntagsschule besuchten etwa 80 Kinder. In der Kirchenordnung der Gemeinde hieß es unter § 7: Deutscher Gottesdienst. Der Gottesdienst und alle Verrichtungen des Predigers in der Kirche sollen ausschließlich für immer, solange in dieser Welt Gras wächst, in deutscher Sprache gehalten werden, so lange als noch drei Glieder es verlangen; und wer einen Vorschlag macht, daß der Gottesdienst in einer anderen als in der hochdeutschen Sprache soll verrichtet werden, verliert vom Augenblicke an die Rechte als Gemeindeglied, so lange, bis er seinen Vorschlag zurücknimmt. — Aus den Worten erkennt man jedenfalls die Absicht, die Gemeinde deutsch zu erhalten. Leider sorgte man aber nicht immer in den Familien dafür, daß der Nachwuchs der deutschen Kirche erhalten blieb und eine ganze Anahl Eltern ließen ihre Kinder eine englische Sonntagsschule besuchen. Um den Kindern Gelegenheit zur Erlernung der deutschen Sprache zu geben, richtete ich sofort eine Samstagschule von 9—12 Uhr morgens ein, wozu sich annähernd 30—40 einfanden.

Das aus Backsteinen erbaute stattliche Gotteshaus erhob sich an einer Ecke und wies einen nicht ausgebauten Turm mit Glocke auf. Die Gottesdienste

wurden auch hier stets gut besucht. Leider gab es in der Gemeinde zwei Parteien, die durch das Verhalten meines Vorgängers hervorgerufen waren. Es bedurfte großer Vorsicht und Weisheit, um die Kluft allmählich auszufüllen. Hausbesuche standen als Erstes auf dem Arbeitsplan. Sie wurden mir aber dadurch erleichtert, daß ein Glied des Kirchenvorstandes mich begleitete und mir die Wege wies. Mancherlei Erfahrungen durfte ich auf diesen Gängen sammeln. An einem schönen Sonntagnachmittag galt es, einen deutschen Gärtner zu besuchen. Die eigentliche Stadt hatten wir bald hinter uns. In einem Vorstadtbezirk näherten wir uns einem englischen Methodistenkirchlein. Eine Anzahl junger Leute beiderlei Geschlechts kam gerade aus dem Gotteshause. Plötzlich sonderte sich eine Gestalt — ein junges Mädchen — von der Gruppe ab und kam auf uns zu.

„Hallo, Pap", so wurde mein Begleiter begrüßt, der dann zu mir sagte: „Herr Pastor, ich mache Sie bekannt mit meiner Tochter, sie ist von Ihrem Vorgänger in unserer Kirche konfirmiert und kam fleißig zum Gottesdienst und zur Sonntagsschule, seit sie aber hier draußen wohnt, ist das vorbei."

„Wo gehen Sie denn jetzt hin?" fragte ich das Mädchen.

„O, da drüben in die Methodistenkirche."

„Ihr Vater hat mir doch eben gesagt, daß Sie in der lutherischen Kirche aufgezogen und konfirmiert wurden."

Da lachte das Mädchen hell auf und rief mit der unschuldigsten Miene von der Welt: „Well, I jumped over the fence." (Ich sprang über den Zaun.)

Ich hätte bald mitgelacht, so drollig kamen mir die Worte vor und ich muß gestehen, daß ich im ersten Augenblick nichts darauf zu erwidern wußte. Ich erhielt auch den Eindruck, als ob das Mädchen eigentlich gar nicht recht wußte, was es getan hatte, und daß es

ihr wenig Kopfzerbrechen machen würde, bei der nächsten Gelegenheit wieder über die „fence“ zurück- oder sonst wohin zu „jumpen“. Später dachte ich weiter über die Geschichte nach, und da zeigte sie sich mir von einer ernsteren Seite. Es ist ja recht erfreulich, wenn jemand solche Geschmeidigkeit des Leibes oder Geistes hat, daß er über irgend ein Hindernis leicht hinwegsetzen kann; bedenklich wird die Sache aber, wenn es sich um einen Zaun handelt, der mir mein besonderes Gebiet anweist, das ich als mein Eigentum zu bewahren und zu pflegen habe. Die „Fencejumper“ sind keine Leute der Überzeugung und leider finden sich deren auch unter den Deutschen nicht wenige. Diese und ähnliche Erfahrungen weckten in mir den Gedanken, mich in einem Aufsatze an weitere deutsche Kreise zu wenden und sie an ihre Pflichten und Aufgaben zu erinnern. Ich sandte den Aufsatz an die weitverbreitete „Germania“ in Milwaukee ein und erhielt bald darauf folgendes Schreiben:

Geehrter Herr Pastor!

Ihr Artikel über die Erhaltung der deutschen Sprache im deutsch-amerikanischen Familienkreise hat mir ganz außerordentlich gefallen und bin ich sicher, daß er auch den Beifall unserer Leser haben wird. Es wäre mir sehr lieb, wenn Ihre Zeit es Ihnen erlaubte, uns gelegentlich wieder einmal einen Beitrag dieser Art zu schicken. Skizzen aus dem amerikanischen bzw. deutsch-amerikanischen Familienleben, Erziehung deutsch-amerikanischer Kinder usw. Alle solche Sachen würden uns jederzeit hoch willkommen sein, besonders wenn sie so gehalten wären, daß die deutsche Zeitung als Hort der deutschen Sprache dabei zu ihrem Rechte käme.

Mit der Versicherung meiner ganz besonderen Hochachtung, unterschreibe ich mich als Ihr ergebenster

Emil von Schleinitz.

Der Aufsatz lautete:

Das Geheimnis der Erhaltung der deutschen Sprache liegt im Schoße der Familie.

(Nach etlichen einleitenden Worten fuhr ich fort:) Nach meiner Meinung ist die Frage, wie erhalten wir unseren Nachkommen die deutsche Sprache, kurz dahin zu beantworten, daß man sich selbst und damit Haus und Familie deutsch erhält, und zwar nicht nur deutsch in der Sprache, sondern auch in guten Sitten und Gewohnheiten und in der Erziehung.

Ich bin seit Jahren Pastor, stehe jetzt an meiner dritten deutschen Gemeinde und bin schon in viele deutsche Häuser gekommen; in den meisten sprachen die Kinder mit den Eltern nicht deutsch, ja antworteten nicht einmal deutsch, wenn die Eltern deutsch fragten. Ich machte die Beobachtung, daß solche Kinder überhaupt wenig ehrerbietig zu den Eltern sprachen und der strengen deutschen Zucht entbehrten.

Ich kam einst zu einem deutschen Amtsbruder, der an einer deutschen Gemeinde stand und dessen Gattin auch eine von Deutschland „importierte" war, aber gleichwohl sprachen die Kinder nur englisch, ja die Mutter selber „radebrechte" englisch, und nur, wenn sie ihre Kinder nicht recht verstand, sagte sie: „Sprecht deutsch". Dann hieß es aber bei den Kindern in einem eigensinnigen Tone: „No I won't." Als ich den Vater der natürlich auch ungezogenen Kinder darauf aufmerksam machte, daß es doch nicht recht sei, wenn er als deutscher Pastor seine Kinder im Hause englisch sprechen lasse, da meinte er: „Ja, ich sage es oft genug, sie sollen deutsch sprechen, aber sie wollen nicht und dann — sie lernen es ja auch, wenn sie größer sind." — Da haben wir's, nicht der Wille des Vaters, sondern der der Kinder herrscht so oft, und mit dem „Später-es-lernen" ist es eitel Wind.

Was nützen alle schönen Worte: pflegt die deutsche Sprache, bleibt deutsch usw., wenn man selber nicht darnach handelt. Auf einer Sonntagsschulfeier hörte ich einen deutschen Pastor sich in seiner Ansprache mächtig für das Deutsche ins Zeug werfen und vernahm dann seine Klage: „Aber, das ist ja das Traurige, daß unsere Sonntagsschulkinder nicht mehr deutsch sein wollen, und das Traurigste ist, daß so viele Familien nicht mehr deutsch sein wollen." Bei diesen Worten konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren, denn es war jedermann bekannt, daß in des Redners Hause fast gar kein Deutsch gesprochen wurde und der deutsche Pastor in seiner eigenen deutschen Gemeinde seinen Sohn englisch konfirmieren mußte. Daß aus solchen Familien keine Frauen und Männer hervorgehen, die das Deutsche hegen werden, ist klar. Es mag nun mancher fragen: „Wie steht es bei dir selber?" Ich will es gern beantworten, nur verzeihe man mir, wenn ich da von meinem eigenen Ich ein wenig rede. Obschon ich von Anfang an empfänglich war für das Gute unseres großen, herrlichen Landes und mich auch der Erlernung der englischen Sprache befleißigte, habe ich doch stets das Feuer der Liebe zu meiner lieben Heimat und meinem alten Vaterlande im Herzen brennend erhalten und — konservativer Natur, wie ich nun einmal bin — stets meine alten Sitten und Gewohnheiten zu bewahren gesucht. Als ich ein Jahr im Lande war, heiratete ich die Tochter deutscher Eltern, aber freilich, wie gewöhnlich hatte auch sie nie deutsch zu Hause gesprochen. Nun lag für mich die Verführung nahe, durch meine Frau bald der englischen Sprache mächtig zu werden. Ich widerstand der Versuchung, denn ich wollte mir als Deutschem ein deutsches Heim gründen. So mußte sich denn meine Frau dazu verstehen, deutsch zu sprechen, so gut es eben ging. Anfangs fiel es ihr schwer, aber nach und nach überwand sie die Schwierigkeiten und es bereitete ihr große

Freude, als sie merkte, wie das Deutschsprechen ihr immer geläufiger wurde. Nun ist es ihr zur zweiten Natur geworden und sie hat mir öfters erklärt: „Es ist mir, als läge etwas Fremdes zwischen uns, wenn ich zu Dir einmal englisch spreche." Zu gleicher Zeit habe ich auch meine Frau für deutsche Sitten und Gewohnheiten zu interessieren gesucht und sie ist dafür empfänglich gewesen. Wir führen deutsche Küche, meine Frau bäckt das Brot — natürlich kräftiges Roggenbrot — selber, sie strickt Strümpfe, macht für die Kinder Kleider usw. Das alles hat sie erst nach unserer Verheiratung gelernt, aber sie ist glücklich, daß sie es kann und macht auch mich damit glücklich. Ich habe ihr manches über mein Vaterland erzählt, aber nie etwas Nachteiliges. Ich gebe ihr passende deutsche Bücher in die Hand, halte eine deutschländische Zeitschrift, ein hiesiges Familienblatt, wie die „Abendschule", und eine Zeitung wie die „Germania", alles dazu angetan, sie für das Deutsche zu interessieren. Vor einigen Jahren reiste ich dann mit ihr nach Deutschland und habe mich, und zwar mit Erfolg, bemüht, ihr die schönsten und angenehmsten Seiten deutschen Lebens zu zeigen, habe sie in Familien eingeführt, wo sie deutsche Gastfreundschaft und Herzlichkeit kennen lernte, habe mit ihr Wanderungen durch den herrlichen, tannenreichen Harz gemacht und ihr prächtige deutsche Städte und geschichtlich bedeutsame Stätten gezeigt — zu meiner Freude war sie entzückt von meinem Vaterlande.

Der liebe Gott hat uns vier Kinder geschenkt, von denen eins bereits im himmlischen Vaterhause weilt.

Die Erziehung der Kinder geschieht gleichfalls streng nach deutschem Muster und da meine Frau selber deutsch sprechen und fühlen gelernt hatte, konnte sie mich darin erfolgreich unterstützen. Es würde meiner Frau nie einfallen, englisch zu den Kindern zu sprechen und andererseits würden die Kinder mit den

Eltern nie englisch reden. Man hatte mir gesagt: „Warten Sie nur ab, wenn Ihr Junge in die öffentliche Schule geht, wird er schon mit dem Englischsprechen zu Hause anfangen." Nun, ich habe abgewartet, aber mein Söhnlein spricht nur deutsch zu Hause, trotzdem er das Englische in der Schule fabelhaft schnell gelernt hat und einer der besten Schüler in seiner Klasse ist. Ja, es ist oft rührend, wie er schon sein jüngeres Schwesterchen sprachlich erzieht und ihr sagt: es heißt nicht „yes", es heißt „ja" usw. Freilich lasse ich mich's Mühe kosten und achte auf meine eigene Sprache, sowie die meiner Frau und Kinder, damit sie sich rein hält von englischen Wörtern und Redewendungen. Es ist das nicht leicht, aber der Preis ist der Mühe wert. Allerdings würden meine Kinder ebenso wenig deutsch sprechen wollen, wie die anderer deutscher Eltern, wenn ich nicht auf deutsche Zucht hielte. In meinem Hause herrscht nicht der Wille des Kindes. Das Erste, was bei mir ein Kind zu lernen hat, ist Gehorsam. Ich habe meine Kinder oft nicht gestraft, wo andere Eltern dieselben vielleicht geschlagen hätten, wenn sie z. B. eine Tasse zerbrachen, aber auf das Gehorchen aufs Wort habe ich stets streng gehalten. Das haben sie gelernt, bevor sie drei Jahre alt waren. Das Kind muß es gar nicht anders wissen, als daß es zu gehorchen hat. Beharrlichkeit ist freilich von Anfang an nötig, hat man einmal etwas befohlen, so muß es befolgt werden. Natürlich müssen dabei Mann und Frau Hand in Hand gehen, damit nicht die Mutter das gerade Gegenteil von dem des Vaters befiehlt, wie es oft genug geschieht. Gott sei Dank, habe ich in der Hinsicht nicht zu klagen, wie ich auch in keiner Weise mich über meine Kinder zu beklagen habe — sie gehorchen, und zwar gern und willig. Bei Tisch essen sie schön sittsam und sprechen nur, wenn sie gefragt werden, sie essen alles und keines würde sagen: „Ich mag das nicht." Ab und zu bekommen sie zu ihrer

Milch auch einmal ein Stück trockenes Brot, damit sie wissen, wie das schmeckt. Abends um halb acht Uhr geht's zu Bett und da gibt's kein Weinen und Widerreden, fröhlich geht's hinauf an der Hand der Mutter, es wird gebetet und dann flugs eingeschlafen. So wachsen denn die Kindlein gesund und munter unter Gottes Gnade in trautem deutschem Familienkreise auf zur Freude der Eltern, und wie ich betend hoffe, zur Ehre Gottes und zum Segen unseres Landes, und das weiß ich gewiß, so Gott weitere Gnade gibt und meine Kinder werden groß, so werden sie nicht zu jenen „Abgefallenen" gehören, die nicht einmal ihren ehrlichen deutschen Namen beibehalten mögen, sondern sie werden stets in Liebe des deutschen Vaterhauses gedenken und im stillen den Eltern danken für das köstliche Gut der deutschen Sprache, die ihnen von Vater und Mutter überkommen ist, sie werden stets ein Interesse haben für gute deutsche Bestrebungen in diesem ihrem Geburtslande und sie werden da auftreten, wo man das Land ihres Vaters schmäht. Und wenn sie selbst dann ihren Hausstand gründen, so weiß ich, daß sie auch für deutsche Erziehung ihrer Kinder sorgen, weil sie an sich selber erfahren haben, wie gut sie ist. Die Beobachtung bestätigt es, daß, wenn die Kinder deutscher Eltern gut deutsch erzogen sind, sie selber bei ihren eigenen Kindern viel mehr auf die deutsche Sprache halten, als oft Deutsche, die eben von Deutschland gekommen sind. — Darum — das Geheimnis der Erhaltung der deutschen Sprache auf Geschlechter hinaus liegt im Schoße der Familie. —

Da meine wohlgeordnete Gemeinde keine allzu großen Anforderungen an meine Arbeitskraft stellte und daher manche freie Stunde mir verblieb, so benutzte ich diese teilweise zum Unterrichtgeben in der deutschen Sprache. Es stellten sich nach und nach gegen dreißig amerikanische Damen und etliche junge Männer ein, die mit großem Eifer und schönem Erfolg sich der

Erlernung der für sie nicht leichten Sprache befleißigten. Es machte mir helle Freude, auch in diesen Kreisen für die deutsche Sprache zu wirken, dabei wurde ich selber in der englischen Sprache gefördert und erzielte recht nette Nebeneinnahmen. Übrigens war ich nicht der einzige in Harrisburg, der deutsche Stunden gab. Ein Herr D. v. W., ehemaliger Offizier im deutschen Heere, der in Amerika schon schwere Zeiten hatte durchmachen müssen, war von seinem Vetter M. v. K. nach H. gerufen, um an seiner Stelle den deutschen Unterricht bei Schülerinnen aus den feinsten amerikanischen Familien fortzuführen. Er kam bald nach meiner Übersiedlung nach H. an und machte gleich den ersten Abend mit seinem Vetter einen Besuch bei mir. Er schildert ihn in seinen „Per aspera ad astra" überschriebenen im Verlag von Schwetschke u. Sohn in Berlin erschienenen Erlebnissen mit folgenden Worten: „Den Abend verbrachten Max und ich außer dem Hause; wir machten einen Besuch bei P. v. B., dem Geistlichen einer der beiden hiesigen deutschen Gemeinden. Es war mir natürlich sehr wohltuend, gleich den ersten Abend in einer deutschen Familie zu verbringen und mit einem guten Glas Rotwein bewirtet zu werden, was besonders hier in Harrisburg hoch anzurechnen ist, hier, wo der Temperenz- und Abstinenzteufel in potenzierter Form sein Wesen treibt; darauf hatte mich Max schon aufmerksam gemacht, und ich habe seitdem das Unglaublichste darin erlebt. Außer gutem Getränk und einem soliden deutschen Abendessen fehlte es auch nicht an geistiger Anregung. Herr v. B. ist ein echter Deutscher geblieben; deutsche Art, Sprache und Sitte gehen ihm über alles und er ist ein glühender deutscher Patriot. Er schwärmt für unseren jungen Kaiser, auf dessen Wohl wir manches Glas leerten. Er hat als Einjähriger bei den Braunschweigern gedient und noch jetzt bewahrt er die Uniform als kostbares Andenken auf."

Der Herr v. W. war ein äußerst feingebildeter, liebenswürdiger Mann, dem man in seinem ganzen Auftreten und Benehmen den Offizier anmerkte, nur fehlte es ihm an dem rechten Ernst und inneren Halt, was wohl mit die Ursache seines wechselreichen Lebens gewesen sein mag. Folgendes von ihm selbst in seinem Buche erzählte Erlebnis bestätigt das. Er schreibt: „Letzten Sonntag war ich mit dem größten Teil meiner Schüler, 24 an der Zahl, in der deutschen Kirche bei Pastor v. B. Wie ich selbst durch gute englische Kanzelredner viel für die Sprache profitiert habe, so halte ich es auch für meine Schüler sprachlich für lehrreich, von Zeit zu Zeit in eine deutsche Kirche zu gehen. Dieser erste allgemeine Kirchgang gestaltete sich sehr amüsant. Punkt 10 Uhr versammelten wir uns an dem verabredeten Treffpunkt vor dem ‚Kapitol', dem Abgeordnetenhause. Ich selbst hatte Miß Sarah Mary Brown, eine meiner besten und liebsten Schülerinnen, Tochter eines Generals, zu diesem Kirchgang abgeholt; jede meiner Schülerinnen erhielt dann ein paar weiße Nelken, was natürlich großes Entzücken hervorrief und dem Ganzen ein festliches Gepräge verlieh. Dann ging's in die Kirche.

Ich mußte innerlich lachen bei dem Gedanken, wenn ich so in meiner früheren Garnison mit zwanzig blumengeschmückten jungen Mädchen durch die Straßen gezogen wäre, aber — safety lies in numbers!

In der Kirche meines Freundes erregte unsere feierlich-vergnügte Prozession Aufsehen. Da er von unserem Kommen gewußt hatte, so waren die ersten vier Reihen für uns reserviert worden. Wir machten uns gut! Wieviel meine Mädels und Jungens von der guten Predigt verstanden haben, vermag ich nicht zu sagen. Sarah Mary machte jedenfalls die größten Anstrengungen, mit mir aus demselben Gesangbuch den schönen deutschen Choral zu singen. Neben dem erzieherischen Moment hatte ich auch Freund B. eine

große Freude bereitet. Weißt du, liebes Muttchen, er war nämlich etwas eifersüchtig, weil ich der englischen Presbyterian Church beigetreten war. Das klingt vielleicht komisch, ist aber bei den hiesigen Verhältnissen verständlich. Er sprach damals gleich seine Verwunderung darüber aus, daß ich mich nicht einer deutschen Kirche angeschlossen hätte, aber sieh mal, mein Interesse liegt zunächst im englischen Amerikanertum, erstens der Sprache wegen, zweitens, weil ich mich hier zum erstenmal in feingebildeten amerikanischen Familien bewege, die mir nur durch die Kirche zugänglich sind, und — last but not least — weil aus diesen Kreisen meine Schüler hervorgehen."

Das sind Gründe, die wohl einleuchtend sein mögen, aber eine Verleugnung des Glaubens und Volkstums war es trotzdem und leider ist der Fall nicht ein vereinzelter. Übrigens blieben wir gute Freunde, zumal ihn sein Herz doch dann und wann zu dem deutschen Gottesdienste in meiner Kirche trieb.

Leider bestand zwischen den deutsch-lutherischen Gemeinden in Harrisburg und dem benachbarten Steelton kein gutes Einvernehmen, was sehr zu beklagen war, da die Deutschen im Auslande es nötig haben, daß sie sich gegenseitig stützen und stärken. Um sie einander näher zu bringen, plante ich ein großes gemeinsames Missionsfest. Nachdem ich die Amtsbrüder der beiden anderen Gemeinden dafür gewonnen hatte, ging es frisch an die Arbeit. Wir arbeiteten eine Festordnung aus, luden treffliche Redner ein, bildeten aus den jungen Leuten der drei Gemeinden einen Massenchor, richteten verschiedene Aufrufe an die deutschen Glaubensgenossen in der „Pennsylvanischen Staatszeitung", einem deutschen in Harrisburg herausgegebenen Wochenblatte und ließen es auch sonst an herzlichen Einladungen zur Beteiligung nicht fehlen. Endlich brach der Festsonntag mit herrlichem Wetter an. Drei Gottesdienste fanden statt, am Morgen in

der Kirche der Muttergemeinde, am Nachmittag in der zu Steelton und am Abend in meiner Zionskirche. Jedesmal war das betreffende aufs schönste geschmückte Gotteshaus bis auf den letzten Platz gefüllt. Am Montag nachmittag wurde das Fest bei lieblichem Sonnenschein in einem Parke fortgesetzt und in solchen Scharen kamen die Deutschen herbei, wie man sie vorher nie zusammengesehen hatte. Unter den ausgezeichneten Reden gab es auch eine in pennsylvanisch-deutscher Mundart. Nachher erquickten die lieben Frauen der drei Gemeinden die Anwesenden mit Kaffee und Kuchen. Noch lange Zeit blieb man in fröhlichem Geplauder beisammen, alle begeistert von dem schönen Erfolge des Festes. Nicht nur der Missionssinn, auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den Deutschen war erweckt worden. Und das war hochnötig gerade zur damaligen Zeit, als während des spanisch-amerikanischen Krieges das Volk durch künstlich aufgebauschte Siegesberichte berauscht, nur zu willig Hetzblättern, wie dem New York Journal Gehör schenkte und sich in jungenhaftem Schimpfton gegen Deutschland erging, worunter die Deutschamerikaner natürlich mit zu leiden hatten. Wohl erließ damals ein Karl Schurz in Harpers Weekly einen Warnungsruf an das amerikanische Volk, in dem es unter anderem hieß: „Der Durchschnittsamerikaner glaubt, unsere nationale Ehre erheische es, daß diese große Republik herausfordernd unter den Nationen der Welt umhertaumelt, ihre Faust unter jedermanns Nase hält und der Welt bei jeder sich bietenden Gelegenheit verkündet, daß wir imstande sind, irgend eine Macht, der dies nicht gefällt, „zu verhauen" und daß es uns nur Freude machen würde, eine solche Gelegenheit zu erhalten." Das leidenschaftlich erregte, von den „großen" Siegen trunkene Volk hatte auf die Stimme eines solchen Mannes, der sich seine Ruhe und seinen klaren Blick bewahrt hatte, nichts als wüste Schmähungen. Er,

der seinem Adoptivvaterlande als Senator, als Diplomat, als Minister und als Soldat selbstlos und treu gedient hatte, so selbstlos und treu wie nur irgend einer, der mußte sich sagen lassen, daß er ein schlechter Patriot sei, kein Verständnis für den Geist der öffentlichen Einrichtungen des Landes besitze und trotz seines langjährigen Aufenthaltes in Amerika doch in seinem ganzen Fühlen und Denken ein „Foreigner" geblieben sei.

Geradezu widerlich war die Vergötterung Deweys, der als der größte Seeheld aller Zeiten gepriesen wurde und über dessen angebliches forsches Auftreten dem deutschen Admiral Diedrichs gegenüber man vor Freude ganz aus dem Häuschen kam. Ich selber hörte einen Geistlichen öffentlich sagen: „Wir Amerikaner haben die feinsten Schiffe und auf den feinsten Schiffen die feinsten Soldaten, befehligt von den feinsten Offizieren. Solch ein Seesieg wie der Deweys ist noch nie errungen worden, wir machen jetzt Geschichte und wenn Deutschland uns entgegentritt, dann schießt Dewey die deutschen Schiffe gerade so in Grund und Boden, wie die spanischen." Auf Deweys Bild und Namen stieß man überall, da gab es Dewey-Kragen, Dewey-Hüte usw., sogar ein Kind hatte ich zu taufen, das den Namen George Dewey erhielt. Es war eine schwere Zeit für jeden, der sein altes Vaterland noch lieb hatte, und mir persönlich der Aufenthalt in Amerika gänzlich verleidet. Der einzige Lichtblick für den Deutschamerikaner bestand damals in dem einmütigen Zusammenstehen der gesamten deutschen Presse der Vereinigten Staaten für das böswillig verleumdete Deutschland und gegen das brunnenvergiftende England. Etwas wie eine Genugtuung empfand man dann, als später nach einem Empfang Deweys ohne gleichen ein plötzlicher gewaltiger Umschwung in dem öffentlichen Urteil über den Abgott des Volkes eintrat, weil er das Haus, das ihm als eine

nationale Gabe für seinen Sieg geschenkt war, seiner erst angetrauten Gattin als Hochzeitsgeschenk überschreiben ließ.

Unter den Rednern bei unserem Missionsfeste hatte sich auch der Rektor des prächtigen Diakonissenmutterhauses in Philadelphia, Pastor Goedel (jetzt in Montreux), befunden. Wir traten uns näher und als Folge davon erhielt ich eine Einladung zu dem Jahresfest des Diakonissenhauses, das von dem aus Bremen stammenden J. D. Lankenau im Jahre 1888 als erstes in Amerika erbaut worden ist, mit der Bitte, bei der Gelegenheit eine Ansprache zu halten. Ich kam der Bitte gern nach. Meine Ansprache lautete:

Etliches über Innere Mission und Diakonissen in Deutschland.

In dem herrlich gelegenen Blankenburg am Harz besaßen meine Eltern ein altes, großes Haus. Da wir nun nicht alle Räume gebrauchten, so vermieteten wir etliche an sogenannte „Sommerfremde". Eines Tages kam ein Herr zugereist, der sich als Freiherr v. Wagner, Professor der Ingenieurwissenschaften, vorstellte und einige Wochen bei uns blieb. Diese Wochen sind mir — ich war damals 17 Jahre alt — unvergeßlich geblieben. Professor v. Wagner gehörte nicht zu jener Sorte von Gelehrten, die sich selber für sehr weise und gelehrt halten und dabei zu Narren werden, sondern er war ein treuer, festgegründeter Christ, der unter dem Decknamen Johannes Renatus das deutsche Volk mit trefflichen, von echt christlichem und vaterländischem Geist durchwehten Schriften beschenkt hat. Kein Wunder, daß ein solcher Mann einen tiefen, nachhaltigen Einfluß auf mich ausübte. Als er damals in Blankenburg Abschied nahm, schrieb er mir unter anderem die Worte in mein Gedenkbuch: „Aber darauf läuft alles hinaus: ‚Es ist in keinem andern Heil' usw." und dann schenkte er mir ein Buch, welches, wie er

bekannte, ihn sehr in seinem christlichen Glauben gefestigt hatte, ein herrliches, köstliches Buch — Professor Luthardts „Apologie des Christentums".

So herrlich und köstlich aber diese Apologie ist, eine noch viel herrlichere und köstlichere lernte ich bei meiner Reise vor zwei Jahren in Deutschland kennen — und das ist die Innere Mission, jenes Kind, geboren aus den Notständen der christlichen Kirche, freilich so alt wie die Kirche, aber doch bis vor einigen Jahrzehnten kaum dem Namen nach bekannt und auch jetzt noch vielfach falsch verstanden — jenes praktische Christentum, das sich der Armen, Kranken, Gebrechlichen, Gefangenen, Blinden, Blöden, der Elenden, Gefallenen, Verkommenen, Heimatlosen, der Unversorgten, kurz aller derer annimmt, mit denen eine wohlorganisierte Gemeinde oder der Staat wenig oder nichts anzufangen weiß, und welche in den Augen der Welt als unnütze Glieder der menschlichen Gesellschaft gelten. Die Innere Mission ist die rettende Bruderhand, die sich dem in der Tiefe Liegenden entgegenstreckt und ihn zu Jesu führt, dem Sünderheiland, sie ist der barmherzige Samariter, der nicht vorübergeht, sondern sich gerade des in den Kämpfen der Welt Gefallenen annimmt und ihn hegt und pflegt, leiblich wie geistlich.

Auch ich hatte schon manches über die Innere Mission gehört und gelesen, aber erst seitdem ich das Wort des Philippus an Nathanael befolgt (Evang. Joh. 1, 46), seit ich die verschiedenen Stätten der Inneren Mission selbst besucht und manches aus eigener Anschauung kennen gelernt habe, erst seit der Zeit weiß ich, was die Innere Mission leistet und welche überzeugende Apologie sie der Welt gegenüber ist. Öffentlich wird heutigentags zum Abfall von der Kirche aufgefordert, ganze Schichten stehen dem Herrn ferne, viel Zersplitterung und Kampf ist in den Reihen der Christen selber, manche gefährliche Feinde, die mit

ihren feinen oft versteckten Irrlehren die Fundamente der christlichen Lehre unterwühlen, — aber in der Inneren Mission — da blüht das Christentum herrlich auf und zeigt seine alte und doch ewig junge Kraft.

Unsere Zeit wird bewegt von manchen brennenden Fragen, namentlich der sozialen, an Ratschlägen und Plänen fehlt es nicht, auch nicht an Schimpfen und Hetzen, aber die Innere Mission ist es allein, welche so manchen Schaden wirklich heilt, welche die kostbare Zeit nicht mit langen Reden vergeudet, sondern handelt; die Innere Mission ist eine Tat, und zwar die schönste, die es gibt — eine Liebestat. Viel wird jetzt in oft überschwenglichen Worten geredet von Menschenrechten, Menschenfreiheit und Menschenwürde, aber bei alledem, was gilt ein Menschenleben? Man kann das oft hören, wenn wieder jemand dahingerafft ist und schnell geht man zur Tagesordnung über; stehen doch genug andere bereit, die Lücken auszufüllen. Und was fragt man darnach, ob Tausende untergehen im Pfuhl der Sünde und des Lasters, und nicht nur dem Leibe, sondern auch der Seele nach verderben! Aber siehe, die Innere Mission will retten, retten das Menschenleben, das Leben des Leibes und das Leben der Seele, und dann zeigt sie dem einem neuen Leben Wiedergeschenkten die wahre Menschenfreiheit, nämlich die Freiheit von der Knechtschaft der Sünde, die wahre Menschenwürde, nämlich die Würde, ein Gefäß der Gnade Gottes zu sein, das wahre Menschenrecht, nämlich das Recht, ein Miterbe der Güter des Himmels zu sein. Fünf Fragen sind es nun, die vor allem beantwortet werden müssen, wenn man die ganze Art und Weise und das Wesen der Inneren Mission kennzeichnen will.

1. Welches ist der Endzweck der Inneren Mission? Die Rettung oder Bewahrung der unsterblichen Seele.

2. Wer nimmt sich all der Unglücklichen, Verlassenen usw. an? Die Innere Mission hat diese Frage gelöst,

indem sie für diesen Zweck besonders ausgebildete Brüder und Schwestern (Diakonen und Diakonissen) in ihren Dienst stellt.

3. Wohin mit all denen, die man retten oder bewahren will? Die Innere Mission hat Besserungsanstalten, Heime, ja ganze Kolonien gebaut, um die ihr Zugewiesenen dort unterzubringen.

4. Woher all das Geld zu diesen Unternehmungen? Die Innere Mission wendet sich an das christliche Herz — und die Mittel kommen.

5. Welches ist die treibende Kraft der ganzen Inneren Mission? Die Liebe zu Christo und damit auch die Liebe zu dem Nächsten; im letzten Grunde aber die Quelle all dieser Liebe, die Liebe Christi.

Gerade in dem ersten und in den letzten zwei Punkten unterscheiden sich die Anstalten der Inneren Mission von ähnlichen des Staates oder von Privatunternehmungen himmelweit, indem letztere meist nur selbstischen Zweck verfolgen.

Wie nun schon im Leben und Leiden des Herrn die Frau als eine liebliche Erscheinung vielfach in den Vordergrund tritt und die Frau auch später in der christlichen Kirche mit Märtyrertum, Glaubensmut und Werken der Liebe und Barmherzigkeit meist unzertrennbar verbunden ist, so ist auch die Arbeit der Inneren Mission mit einer Frauengestalt eng verbunden — mit der Diakonisse. Ich möchte fast sagen, die Diakonisse ist die Verkörperung der Inneren Mission. Die ruhige, stille Liebesarbeit der Diakonissen kennzeichnet die ganze Innere Mission. Mit der Ausdehnung der Inneren Mission ging deshalb auch Hand in Hand die der Diakonissensache und in allen Teilen Deutschlands findet man jetzt Diakonissenhäuser.

Es ist ein schönes Zeichen für unser deutsches Volk, daß gerade in ihm sich so viele junge Mädchen gefunden haben, welche sich in diesen Liebesdienst stellten und es ist ein weiteres erfreuliches Zeichen in Deutschland,

daß wenigstens die Diakonissen selbst bei der Welt geehrt und geachtet werden, während man ja bekanntlich über die armen Pastoren meist recht unbarmherzig herfällt. Daß es sogar recht vorteilhaft ist, in der Gesellschaft einer Diakonisse eine Wanderung zu machen, habe ich auf meiner Reise durch Deutschland erfahren. Ich war auf dem Wege nach Bielefeld, um dort die Bodelschwinghschen Anstalten zu besuchen, stieg aber an der Porta Westphalica aus, um mir das neue prächtige Kaiserdenkmal, welches auf der Bergeshöhe erbaut ward und seiner Vollendung entgegenging, anzusehen. Meinen Weg nahm auch ein Diakonisse, und, wie das ja ganz selbstverständlich zwischen Christenleuten ist, wanderten wir nicht kalt nebeneinander, sondern als Unbekannte und doch Bekannte eifrig plaudernd miteinander. Die Diakonisse erzählte mir von Bielefeld und den dortigen Anstalten und wie sie nun auf einer Erholungsreise in die Heimat begriffen sei, sich aber doch erst das Kaiserdenkmal in der Nähe betrachten wolle. Ich berichtete ihr manches aus Amerika und daß wir auch in Philadelphia ein Diakonissenhaus hätten, erbaut durch die hochherzige Gabe eines einzelnen Mannes, und daß auch in der neuen Welt nun schon manche Schwester in demselben Liebesdienste stände. Freilich mit der Zeit wurde das Sprechen schwerer und schwerer, denn der Weg war steil und der Tag recht heiß. Meine liebe Gefährtin konnte kaum weiter. Nun, höflich, wie ich doch auch manchmal sein kann, reichte ich der müden Pilgerin meinen Stock. Sie faßte fest an, und während ich das andere Ende ergriff, zog ich sie den steilen Weg empor. So bin ich denn auch einmal ein Förderer, wenn auch nicht des ganzen Diakonissenwerkes, so doch einer Diakonisse geworden. Der Lohn meiner Liebestat, die allerdings manchen Schweißtropfen gekostet hatte, folgte auf dem Fuße. Plötzlich befanden wir uns vor einer Tür und — o weh! auf der Türe stand mit großen Lettern

geschrieben: „Das Betreten des Bauplatzes ist streng verboten." Das war ein kalter Wasserstrahl auf unsere heiße Wanderung und unsere Freude, am Ziele angekommen zu sein. Doch als einer, der von Amerikas Freiheit schon ein wenig beleckt war, ließ ich mich nicht so leicht ins Bockshorn jagen, sondern erklärte meiner Diakonisse: „Hören Sie, ich komme aus Amerika, bin eigens hier ausgestiegen und den Berg heraufgeklettert, um das Denkmal zu sehen, ich lasse mich durch das Verbot nicht abhalten, ich besehe mir das Denkmal in der Nähe und Sie sollen mein Schutzengel sein." Meine Freundin sah sich den Amerikaner groß an und machte ein recht bedenkliches Gesicht, denn sie wußte wohl, daß man bei Übertretungen von Verboten in Deutschland nicht lange fackelt, gleichwohl kam sie schließlich aber doch mit und — o Wunder — wir beide spazierten auf dem Bauplatz umher, sahen uns alles in der Nähe an und wurden in keiner Weise behelligt. Ich wußte warum, und stolz auf meinen Schutzengel ging es wieder bergab und zog nach herzhaftem Händedruck jeder seine Straße fröhlich, wie weiland der Kämmerer aus Mohrenland. Mit gutem Vorgeschmack von den Bielefelder Diakonissen kam ich nach Bielefeld selber und sah mir die Liebesanstalten an, die ihresgleichen suchen. Bemerkenswert an ihnen ist unter vielem andern, daß nächst der Zionskirche das hervorragendste und zentral gelegenste Gebäude das Diakonissenhaus ist, um gleichsam schon durch die Lage anzudeuten: hier liegt die Kraft, hier liegen die Erfolge der Inneren Mission.

Die Anfänge des Diakonissenwerkes sind nun auch in unserem Amerika vorhanden, ein edler Mann hat die Tür geöffnet, und wahrlich, sie soll nicht wieder zugemacht werden, nein, noch mehr Türen sollen geöffnet werden und unter all den hastenden und jagenden Menschenkindern soll man auch hier jene Gestalt sehen, die still und bescheiden umhergeht und, von Liebe

gedrungen, Liebesdienste tut an den Armen und Kranken, Elenden und Verlassenen, eine lebendige Predigt, die da zeugt von Glaubensmut, Liebesglut und Hoffnungsfreudigkeit, die da zeugt von der Wahrheit des Wortes: „Siehe, ich habe die Welt überwunden."

Es sei hier auch der Ausspruch angeführt, den ein Geistlicher über das von Deutschland aus in Amerika eingeführte Diakonissenwerk getan hat: „Made in Germany to the Glory of God in America." —

Es wurde mir in Harrisburg auch die Gelegenheit geboten, einen der bekanntesten und erfolgreichsten Evangelisten zu hören — Moody, der im Verein mit seinem geistlichen Sänger und Gesangleiter Sankey in allen größeren Städten der Vereinigten Staaten gewirkt hat. Die von mir besuchte Versammlung fand an einem Sonntagnachmittag um drei Uhr im Opernhause statt, und zwar nur für Männer. Über 2000 waren anwesend, die jeden verfügbaren Platz einnahmen. Die von Sankey angestimmten Lieder mit ihren äußerst lebendigen Singweisen wurden von allen kräftig mitgesungen. Wie bei den Deutschen das Volkslied, so ist bei den Amerikanern das geistliche Lied — die hyms — ein Gemeingut des Volkes, das in den Gottesdiensten, in den Sonntagsschulen, bei der Arbeit in den Fabriken, in Gesellschaften, Versammlungen, kurz bei allen möglichen Gelegenheiten gesungen wird. Es ist viel leichte Ware darunter und manche seichte Melodie und fast alle suchen auf das Gefühl einzuwirken, etliche jedoch sind sehr schön in Wort und Tonweise. Nach dem Gesang sprach einer der anwesenden Pastoren ein Gebet, während dessen seine Hände auf einer Stuhllehne ruhten und die übrigen den Kopf beugten und die Augen mit der rechten Hand bedeckten. Nach verschiedenen Bekanntmachungen begann Moody, ein Mann von gedrungener, recht behäbiger Gestalt, seine Rede auf Grund von

Gal. 6, 7—9. Denn was der Mensch säet, das wird er ernten usw. Was er bot, war nichts Außergewöhnliches, wie Moody überhaupt kein großer, hinreißender Redner gewesen ist, aber er sprach mit tiefem Ernste und verstand es, durch viele aus dem Leben gegriffene Beispiele seine Hörer zu fesseln und ihr Herz zu erfassen. Zum Schluß forderte er eindringlich zur Bekehrung auf, dem eine ganze Anzahl Männer Folge leisteten. Im Gegensatz zu dieser Versammlung, die auch nach unseren deutschen Begriffen durchaus würdig verlief, stand eine andere von mir besuchte, die der Heilsarmee, in der geradezu widerliche Auftritte vorkamen, so gebärdete sich ein junges Frauenzimmer wie eine Wahnsinnige, sprang mit aufgelöstem Haar umher, schrie in den höchsten Tönen, fuchtelte mit den Armen in der Luft herum und wälzte sich schließlich auf dem Boden. Das war mir doch zu stark und ich verließ diese unwürdige Versammlung. Übrigens sah ich in einer größeren Stadt auch einmal eine deutsche Abteilung der Heilsarmee. Diese Nachäffung einer englischen Erscheinung, begründet im englischen Charakter und berechnet für englische Verhältnisse, hatte für mich gleichfalls etwas Widerliches und Abstoßendes.

Nach deutscher Art machte ich des öfteren Fußwanderungen in die weitere Umgebung der Stadt, die selber malerisch an dem breiten, inselreichen aber flachen Susquehannafluß liegt, überragt von dem auf einem Hügel erbauten Kapitol. Besonders zog mich eine mächtige bewaldete Gebirgskette an, die sich etwa fünf Meilen westlich von Harrisburg erhob. Was allerdings aus der Ferne gesehen Hochwald zu sein schien, war in der Nähe betrachtet nichts als Gebüsch und schöne Fußwege gab es auch nicht. Für Wanderungen hat der Amerikaner im allgemeinen keine Zeit und keinen Sinn. Nur ein amerikanischer Verein ist mir bekannt geworden, dessen Zweck ausgedehnte Fuß-

wanderungen sind und der sich den deutschen Namen „Wanderlust" beigelegt hat.

Eines schönen Tages fuhren meine Frau und ich nach Gettysburg. Durch weites, welliges Gelände ging es über das durch seine Indianerschule bekannte Carlisle nach der Stadt, deren Namen eingegraben ist im Buch der Weltgeschichte. Hier war es, wo im Bürgerkrieg die Südlichen unter Lee und die Nördlichen unter Meade in dreitägiger furchtbarer Schlacht miteinander rangen. Es kämpften hier auch auf seiten der Union die deutschen Generäle Schurz, Sickles und Steinwehr, der sich mit seiner deutschen Division besonders auszeichnete.

Um das Schlachtfeld von Gettysburg zu besichtigen, kann man einen Wagen mieten, das ist das Teuerste, oder zu Fuß gehen, das ist das Billigste, oder man kann sich in der Mitte halten und die elektrische Bahn nehmen. Mit Rücksicht auf meine Frau wählte ich die goldene Mittelstraße. Wir fuhren längs der Linie, die damals von den Südlichen eingenommen wurde, stiegen dann aus und gingen zu Fuß auf dem seinerzeit von den Nördlichen besetzten drei Meilen langen Höhenzug entlang. Ein wundervolles Rundbild bot sich unseren Blicken. Ruhig lag die Gegend da — ein Bild des Friedens! Aber die zahlreichen, weithin zerstreut dastehenden weißen Denkmäler verkündeten, daß jeder Schritt breit Landes mit Blut getränkt war. Von den einfachsten bis zu den kostbarsten erheben sie sich zu Hunderten, gestiftet von Freunden der Gefallenen, von Vereinen, Regimentern oder ganzen Staaten. Dazwischen sieht man Standbilder von Generälen und überall Gedenktafeln, welche die Stellung eines jeden Regimentes und einer jeden Batterie angeben mit den Namen der Befehlshaber und der Zahl der Gefallenen. und Verwundeten. In der Nähe von Gettysburg liegt auch der Soldatenfriedhof, bei dessen Einweihung am 19. November 1863 Lincoln am Schluß seiner kurzen

aber eindrucksvollen Rede die berühmten weissagenden Worte sprach: „Diese Nation wird unter Gottes Führung eine neue Geburt zur Freiheit erleben und diese Regierung des Volkes, durch das Volk, für das Volk wird nicht vom Erdboden vertilgt werden."

Eine etwas weitere Reise brachte mich nach Scranton in Pennsylvanien zum Besuch eines mir befreundeten Amtsbruders. Scranton ist eine jener amerikanischen Wunderstädte, die über Nacht gewachsen sind, ihre Lage ist wunderschön. In dem weiten Lackawannatale, vom Flusse gleichen Namens durchzogen, baut sie sich äußerst malerisch auf verschiedenen Hügeln auf, streckt und dehnt sich nach allen Seiten und klimmt kühn die beiden das Tal begrenzenden Höhenzüge hinan. Bezeichnend sind die an vielen Stellen inmitten der Stadt und in der Nachbarschaft hoch aufragenden schwarzen Kohlenbrecher (breakers), wo die Kohlen durch Maschinen zerkleinert werden und die anzeigen, daß wir uns in der Gegend der Kohlenbergwerke befinden. Es ist noch gar nicht so sehr lange her, da gab es dort, wo Scranton heute steht, ausgedehnte Farmen. Die Bauern plagten sich ab im Schweiße ihres Angesichts und klagten wohl auch damals, wie die meisten es heute noch tun. Dabei waren sie unermeßlich reich, denn die mächtigen Lager der ausgezeichneten Glanzkohle unter der Oberfläche ihres Besitzes gehörten ihnen gleichfalls. Aber sie wußten nichts von dem Reichtum, auf dem sie saßen. Da stieß eines Tages ein Farmer beim Graben eines Brunnens auf Kohle, doch beachtete er es nicht weiter. Die feinen Nasen unternehmungslustiger Leute jedoch witterten das Gute, kauften dem Farmer und all den anderen umwohnenden für eine verhältnismäßig geringe Summe ihr Land und damit die schwarzen Diamanten ab, legten Bergwerke an und beuteten die Kohlenlager aus, die noch heute unversiegbar zu sein scheinen. Selbstverständlich besichtigte ich unter Führung eines Deutschen ein Berg-

werk. — Das Deutschtum Scrantons ist sehr groß. Was nicht von den Kirchen in Gemeinden gesammelt ist, gehört meist zu sozialistischen Vereinen. Mein Freund, der als Pastor an einer der drei deutsch-lutherischen Kirchen stand, erzählte mir folgende Begebenheit: In einer Familie, in der der Mann auch zu den Sozialisten gehörte, die Frau aber eine liebe stille Christin war, starb ein Kind. Die Mutter, die es seinerzeit hatte taufen lassen, drang darauf, daß es auch christlich beerdigt würde. Der Mann wollte jedoch davon nichts wissen. Schließlich gab er unter der Bedingung nach, daß der sozialistische Gesangverein, zu dem er gehörte, *seine* Lieder im Hause und am Grabe sänge. Mein Freund kam auf die Bitte der Mutter hin zur festgesetzten Zeit zum Begräbnis, wer aber nicht kam, war der Gesangverein. Es fand nämlich an dem Tage irgendwo ein Picknick statt und da hatte es der löbliche Verein vorgezogen, dorthin zu gehen, anstatt seinem Genossen in seiner Trauer einige Lieder vorzusingen. Diese Gleichgültigkeit des Vereins auf der einen und die herzlichen Trostworte eines treuen Pastors auf der andern Seite brachten bei dem verstockten Manne eine Sinnesänderung zuwege und während der Fahrt zum Friedhof erklärte er meinem Freunde: „Ich bin gestern das letztemal in der sozialistischen Halle gewesen, fortan wird mein Platz in der Kirche sein und ich werde mich Ihrer Gemeinde als Glied anschließen.“ Bei diesen Worten zuckte es wunderbar auf in seines Weibes Augen, die noch naß waren von den Tränen um des Kindes Tod — es war der Schimmer der Freude über den wiedergefundenen Mann.

Die Begräbnisplätze in Amerika, die gewöhnlich im Besitze von Gesellschaften sind, tragen mit Ausnahme der katholischen und teilweise der deutsch-lutherischen Gottesäcker keinen christlichen Charakter. Auf den Grabsteinen, den abgebrochenen Säulen oder sonstigen

nichtssagenden, aber meist aus kostbarem Stein hergestellten Denkmälern steht nur der Name des Verstorbenen mit Angabe des Tages und Jahres seiner Geburt und seines Todes. Ein Gotteswort oder einen christlichen Vers sucht man vergebens. Wo ein Deutscher begraben liegt, findet sich wohl noch hie und da ein „Hier ruht in Gott" oder ein Sprüchlein, so zeigte mir mein Freund einen solchen Grabstein, dessen Inschrift mir noch aus einem anderen Grunde merkwürdig war und die ich mir deshalb wörtlich abgeschrieben habe, sie lautete:

Haer
ruht in Gott
Henry Cuby
geb. 8. Dec. 1862
gest. 2. March 1897
Frida Sina Ashe.

Der Verfasser war jedenfalls ein Deutscher oder ein Abkömmling von Deutschen, der noch deutsch sprechen, aber nicht deutsch schreiben konnte und bei einem Versuch es nach englischen Regeln tat, ein Fall, der gar nicht so selten vorkommt.

Ein erfahrener Amtsbruder hat einmal gesagt, daß zwei Dinge einen Pastor an einer Gemeinde in Amerika um seine Stelle bringen können — Heirat und Kirchbau. Darin liegt etwas Wahres. Ein Pfarrhausbau ist jedoch nicht so gefährlich, und da meine Zionsgemeinde keines besaß, wohl aber einen freien Bauplatz neben der Kirche, so betrieb ich den Bau eines solchen und bereits nach etlichen Monaten stand es fertig da. Die lieben hilfsbereiten Frauen sorgten für mancherlei bei der Einrichtung, namentlich für Teppich, der nicht fehlen darf, auch taten sie sich zu einem Nähverein zusammen, machten Hausschürzen, die sie verkauften und von deren Erlös sie nach und nach die Schuld abtrugen, die auf dem

Pfarrhaus lastete. Allzu lange sollten wir freilich nicht darin wohnen.

Eines Tages erhielt ich einen Brief mit der Anfrage, ob ich geneigt wäre, die große deutsche Gemeinde in J., Pennsylvanien, deren bisheriger Pastor sein Amt niederlegen wolle, zu übernehmen. Man würde in dem Falle eine Einladung zu einer Gastpredigt senden und mir darauf sofort einen Ruf ausstellen. An mich hätte man wegen meiner gut deutschen Gesinnung gedacht.

Fast zu gleicher Zeit langte folgendes Schreiben aus Buffalo bei mir an:

Lieber Bruder v. B.!

Ein Brief von mir, und zwar in einer bestimmten Angelegenheit wird Dich vielleicht überraschen, aber ich bitte Dich herzlich, der Sache die Aufmerksamkeit zu schenken, die sie verdient. Am 1. Mai werden unsere Waiseneltern das Waisenhaus zu Sulphur Springs verlassen und wir werden vor die ernste Frage einer Neuberufung gestellt. Von berufener Seite ist uns Dein Name genannt worden, und zwar in einer so ehrenden und nachdrücklichen Weise, daß unser Verwaltungsrat mich einstimmig ersuchte, bei Dir anzufragen, ob Du einem etwaigen Rufe nach hier Folge leisten würdest. Am nächsten Montag abend haben wir Sitzung. Man würde Dich gern persönlich sehen und sprechen, bzw. Dir ein Komitee nach Harrisburg schicken, wenn Dir das lieber wäre. In der Hoffnung, umgehend von Dir zu hören, mit herzlichem Gruß

Dein J. A. W. K...

Es wird einem im Leben manchmal recht schwer, eine Entscheidung zu treffen. Hier boten sich mir zwei grundverschiedene Arbeitsfelder. Eines davon wollte ich wählen, denn ich fühlte die Kraft in mir, größeren Anforderungen gerecht zu werden, als wie sie in

Harrisburg an mich gestellt wurden. Von einem Aufblühen meiner Zionsgemeinde konnte eben keine Rede sein, da der Zuzug fehlte und alles an Deutschtum Vorhandene schon gesammelt war. Nach stillem Gebet mit meinem Gott und nach eingehender Rücksprache mit meiner Frau entschied ich mich für das Feld, das entschieden ernstere Schwierigkeiten bot und mich aus meinem eigentlichen Beruf herausriß — ich nahm die Stelle eines Leiters und Waisenvaters an der Waisenheimat zu Sulphur Springs bei Buffalo an. Man brachte mir überall großes Vertrauen entgegen und ich nahm mir vor, mit Gottes Hilfe das Vertrauen zu rechtfertigen. Das kostete aber angestrengteste vielseitige Arbeit und ungeahnt schwere Kämpfe, galt es doch eine durch und durch verwahrloste Anstalt wieder zu heben und eine Schar zuchtloser amerikanischer Kinder zu ordentlichen gesitteten heranzubilden. Ein tieferer Einblick in die Mißstände des Waisenhauses erfüllten mich geradezu mit Grauen und ich sah Dinge, die ich nicht für möglich gehalten hätte. Von Anfang an aber war mein Grundsatz, nichts von alledem, was ich entdeckte, an die große Glocke zu hängen, sondern alles in der Stille durchzukämpfen.

Das Waisenhaus wurde von dem Pastor der deutsch-lutherischen St. Johannes-Gemeinde in Buffalo, Christian Volz, aus Walddorf, Württemberg, gebürtig, nach dem Bürgerkriege im Jahre 1865 gegründet, um den Kindern von im Kampfe gefallenen deutsch-lutherischen Männern ein Heim zu bieten. Als ich mein Amt antrat, hatte man gerade außerhalb der Stadtgrenze in weiter, fruchtbarer Ebene ein mächtiges, kasernenartiges, weithin sichtbares Gebäude aufgeführt, das unter seinem Dache 55 Knaben und 40 Mädchen barg. Mit der Anstalt war eine Landwirtschaft verbunden, die das meiste für Küche und Keller Nötige lieferte. Außer einem Farmer, einer Köchin, einer Nähterin und zwei Lehrerinnen, von denen die eine den deutschen, die

andere den englischen Unterricht erteilte, hatte der aus Gliedern der verschiedenen deutsch- und etlichen englisch-lutherischen Gemeinden bestehende Verwaltungsrat Waiseneltern angestellt. Der Pastor der St. Johannesgemeinde versah das Amt eines Direktors und kam dann und wann heraus, um nach dem Rechten zu sehen. Eine starke, leitende Hand hatte bisher gefehlt.

Das Erste, was ich vornahm, war im Verein einer Anzahl Knaben eine gründliche, hochnötige Reinigung aller Räume und Stallungen. Ich half bei allem tüchtig mit und sah mit Freuden, daß meine Helfer an der Ordnung und Sauberkeit Gefallen fanden. Dann kam eine weit schwierigere Reinigung. Es galt, die Pestilenz, die im Finstern schleichet und die mancherlei sich zeigenden sittlichen Schäden einzudämmen und womöglich auszurotten. Lügen, Stehlen, Zuchtlosigkeit und Unbotmäßigkeit hatten sich in erschreckender Weise eingenistet. Mit guten Worten war da vorläufig nichts anzufangen. Gleich im Anfang kam für mich eine Kraftprobe, von deren Bestehen für meine spätere Wirksamkeit unendlich viel abhing. Ein Knabe war während der Nacht in den Keller eingebrochen, hatte den Hahn des Syrupfasses angedreht und sich verschiedene Gläser gefüllt. Durch irgend ein Geräusch jedenfalls verscheucht, ließ er den Hahn offen. Als die Küchenmädchen am andern Morgen in den Keller kamen, fanden sie den ganzen Boden mit dem Saft bedeckt, das Faß aber leer. Wer war der Täter? Ich ließ die Knaben antreten und fragte jeden einzelnen, ob er es getan, worauf ich jedesmal ein entschiedenes Nein erhielt. Ich entließ sie, ohne ein Wort weiter zu sagen. Als es zum Frühstück ging, fand jeder ein Stück trockenes Brot auf seinem Platze. Ich erklärte, sie würden solange trocken Brot erhalten, bis der Täter sich gemeldet habe. Wie auf Verabredung rührte keiner das Brot an. Mittags fanden sie es wieder vor. Hunger tut weh, verstohlen griff doch einer danach, was schließ-

lich alle andern auch taten. Nach dem Essen steckten die Knaben die Köpfe zusammen und ich merkte an ihren lebhaften Bewegungen, daß etwas im Gange war. Dann redeten sie auf einen besonders ein und es dauerte nicht lange, da kam der Betreffende zu mir und gestand, daß er die Tat verbrochen hätte. Ich redete ernstlich unter vier Augen mit ihm und ließ ihn für diesesmal ohne Strafe gehen. Ich hatte gewonnenes Spiel. Und wenn auch einer sagte: „we cool him down" (wir werden ihn schon runterkriegen), und ein anderer mir ganz offen erklärte: „I wished you never came here" (ich wünschte, Sie wären nie hierhergekommen), so war das für mich nur ein Beweis, daß sie in mir ihren Meister gefunden hatten. Die Probe auf das Exempel sollte bald kommen. Eine Fensterscheibe war eingeschmissen. Ich ließ die Knaben wieder antreten und fragte, wer es getan. Sofort meldete sich einer. Ich ging auf ihn zu und klopfte ihm auf die Schulter mit den Worten: „Es freut mich, daß du es sofort eingestanden hast. Wegen des Zerbrechens der Fensterscheibe bestrafe ich dich nicht, das kann schon einmal passieren, aber ein andermal nimm dich mehr in acht." Alle machten darob recht verwunderte Augen. Natürlich gab es auch Fälle, wo ich strafen mußte und bei einem unverbesserlichen Jungen veranlaßte ich die Entfernung aus dem Heim.

In ihrer freien Zeit ließ ich die Kinder sich nach Herzenslust tummeln und schränkte ihre Freiheit nicht durch unnütze Verbote ein. Ich hatte sie aber so eingeübt, daß sie auf einen schrillen Pfiff von allen Seiten herbeikamen und sich in Reih und Glied aufstellten, so daß ich sie jederzeit etwaigem Besuch vorstellen konnte. Von Grüßen war früher nie die Rede gewesen. Ein Glied des Verwaltungsrates, ein prächtiger deutscher Mann, der bei all seinem Reichtum, der ihm durch sein Geschäft zugeflossen, doch einfach und schlicht geblieben war, und dessen ganzes Herz am Waisenhaus

hing, zu dem er häufig herauskam, sollte noch den ersten Gruß bekommen. Da schaffte ich Wandel, und wie glänzte sein Auge, als er zum ersten Male aus dem Munde der ihm begegnenden Kinder den deutschen Gruß vernahm: Guten Tag Herr Klink. Er war mir besonders zugetan und bei ihm fand ich in meinen Unternehmungen stets ein offenes Herz und eine offene Hand.

Obschon das Waisenhaus von Deutschen als ein deutsches gegründet war, die Kinder auch in der deutschen Sprache unterrichtet und anfangs die Andachten und die Gottesdienste am Sonntag in deutscher Sprache abgehalten wurden, so hatte mein Vorgänger, von Deutschland gebürtig, doch neben den deutschen englische Andachten eingeführt und fast nur englisch mit den Kindern geredet. Die Folge war, daß sie so gut wie gar kein Deutsch sprachen und wenn sie es einmal taten, sich in dem bei Deutschamerikanern so beliebten Mischmasch ausdrückten. Auch da hieß es Wandel schaffen. An meiner Frau, die doch in Amerika geboren ist, hatte ich dabei eine verständnisvolle Helferin. Wir beide sprachen deutsch mit den Kindern und versuchten ihnen ein gutes Deutsch beizubringen. Da gerade damals ein Aufsatz in der Germania von jemand erschien, der einem Mischmasch das Wort redete, so wandte ich mich dagegen in folgender Entgegnung:

Über die Sprache der Deutschamerikaner.

(Nach einigen einleitenden Worten hieß es:)

Ich gebe zu, daß die deutsche Sprache sehr geeignet ist, fremde Wörter und Redensarten mit großer Geschicklichkeit aufzunehmen; ich gebe zu, daß der Deutsche infolge seiner Anpassungsgabe sehr leicht sich Fremdes aneignet; ich gebe zu, daß wir Deutschamerikaner gar oft die in der Geschäftssprache üblichen englischen Ausdrücke, zumal häufig der deutsche Ersatzwert dafür

fehlt, beizubehalten haben, wenn wir deutsch sprechen oder schreiben — aber das alles gibt uns noch lange kein Recht, die schöne deutsche Sprache in der entsetzlichsten Weise zu verunstalten, englische Wörter zu gebrauchen, wenn man gute deutsche dafür hat, englische Redewendungen einfach wörtlich ins Deutsche zu übertragen oder gar deutsche Wörter, die eine gewisse Ähnlichkeit mit englischen haben, nun dem englischen und nicht dem deutschen Sinne nach zu gebrauchen.

Die Sprache ist etwas Heiliges; in der Sprache spiegelt sich der Charakter eines ganzen Volkes wieder und eine der Hauptarbeiten in der Schule sollte die sein, die eigene Muttersprache voll und ganz beherrschen und die Schönheit und Eigenart derselben kennen zu lernen. Darin liegt mit das große Verdienst der klassischen Literatur, daß sie uns nicht nur tiefe Gedanken gibt, sondern zugleich eine Sprache in mustergültiger Form.

Nun mag es ja sein, daß man im alltäglichen Verkehr, in der sogenannten Umgangssprache, sich mehr gehen läßt, und, wie der Volksmund sagt, spricht, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Aber auch das muß seine Grenzen haben; man hat auch im alltäglichen Leben auf seine Sprache zu achten, sonst kommt man eben zu dem Kauderwelsch, das wohl ganz unterhaltend unter der Aufschrift: „Heiteres und Scherzhaftes" zu lesen ist, aber sonst jeden, der auf seine Sprache noch etwas hält, abstoßen muß. Es ist eine Tatsache, daß unsere jungen Leute deutscher Abstammung gerade deshalb nicht gern deutsch sprechen, weil sie wissen, daß sie von den Eltern ein Deutsch gelernt haben, das zu sprechen sie sich schämen.

Als ich während meiner Amtstätigkeit in Harrisburg deutschen Privatunterricht erteilte, kam auch ein junges Mädchen meiner Gemeinde zu mir mit der Absicht, gleichfalls deutschen Unterricht zu nehmen. Ich freute mich natürlich darüber von Herzen. Als sie aber

ihren Eltern davon sagte, kam sie schön an. „Was," hieß es, „deutschen Unterricht nehmen und noch Geld dafür ausgeben? Sprich nur bei uns hier zu Hause deutsch, da hast du die beste Gelegenheit, es zu lernen." — Aber solch ein Deutsch, wie da gesprochen wurde, wollte sie nicht lernen.

Leider ist das Übel schon sehr eingerissen. Eine Frau meiner früheren Gemeinde suchte mich auf und da sie hustete, fragte ich sie, ob sie sich erkältet hätte. „Was?" Ich wiederholte meine Frage und wieder fragte sie: „Was?" Als ich sie dann notgedrungen fragte: „Haben Sie ein Kalt?" da antwortete sie schnell: „Yaes". In meiner früheren deutschen Samstagsschule zeigte ich einst auf verschiedene Gegenstände, ließ mir die englische Bezeichnung dafür angeben und dann die deutsche. Ich wies auf einen Eimer. „Wie heißt das auf englisch?" „Bucket." „Wie heißt das auf deutsch?" „Bucket!" tönte es wie aus einem Munde zurück. „Nein, es heißt Eimer", belehrte ich die Kinder. Das Wort hatten sie natürlich noch nie gehört, aber ein kleiner aufgeweckter Knabe behielt es sofort. Als er nach Hause kam, fragte er gleich seine Mutter, indem er auf einen Eimer wies: „Wie heißt das auf deutsch?" „Bucket", erwiderte die Mutter. „Nein, so heißt es ja auf englisch." „Ach, dummer Junge, auf deutsch heißt es auch so." Der „dumme" Junge sagte dann: „Auf deutsch heißt es Eimer." Na, da ging denn der Frau ein Talglicht auf und das Wort längst vergangener Tage tauchte in ihrer Erinnerung wieder auf.

Soll man solchen Tatsachen gegenüber sich ruhig verhalten oder gar mitmachen, um gleich verstanden zu werden? Sollte es einem als Deutschen wirklich ganz einerlei sein, daß die schöne deutsche Sprache, wo sie überhaupt noch gesprochen wird, so verunstaltet wird? Soll man sich's gefallen lassen, wenn selbst der ehrliche deutsche Familienname, den man von seinen Vorfahren überkommen hat, der Verangliſierung zum

Opfer fällt? Ich sage nein, und abermals nein. So sehr wir zu kämpfen haben für die Erhaltung unserer deutschen Sprache in Haus und Kirche, so sehr haben wir auch zu kämpfen für die Reinheit und Unverfälschtheit dieses köstlichen Kleinods. Das ist nicht leicht, ich gebe es zu, aber soll uns die Größe und Schwere der Aufgabe abschrecken, wo es sich um so Wichtiges handelt? Gewißlich nicht.

Aber wie bei allem andern, so heißt es auch hier: Fang bei dir selber an. Wenn du deutsch sprichst, sprich deutsch, und wenn du englisch sprichst, sprich englisch! Wenn es in dem Aufsatz, auf den ich hier Bezug nehme, heißt: „Alle Deutschamerikaner sagen regelmäßig: Ich kann es nicht erfordern usw., so ist das nicht ganz genau, denn ich und mancher andere auch, wir gehören nicht zu diesen allen.

Daß man etwas in dieser Sache erreichen kann, wenn man nur selber zielbewußt ist, habe ich an meinen 94 Waisenkindern gesehen. Als ich vor etwa anderthalb Jahren die Stellung als Waisenvater hier übernahm, konnten die Kinder so gut wie gar kein Deutsch sprechen und das bißchen, das sie noch sprachen, war auch danach. Es wurde geredet von „Bell ringen", „aufhitschen", „swiepen" usw. Ich schaffte bald Änderung. Jetzt wird geläutet, angespannt, gefegt. Die Kinder haben nun auch größere Freude am Deutschsprechen, denn sie wissen, sie lernen ein Deutsch, dessen sie sich nicht zu schämen brauchen.

Ich reiche dir im Geiste die Hand und rufe dir zu: Hilf mit, daß unsere deutsche Sprache erhalten bleibe in unserem deutschen Heim, in unserer deutschen Kirche, in unserem deutschen Gesang, in unserer deutschen Presse, und laß es nicht genug damit sein, daß sie als Sprache erhalten bleibe, nein, sorge auch an Deinem Teile dafür, daß sie erhalten bleibe in ihrer Reinheit und ihrer Schönheit. Sie ist es wahrlich wert. —

Als uns die deutsche Lehrerin verließ, stellte der

Verwaltungsrat auf meine Vorstellungen hin einen in Deutschland ausgebildeten tüchtigen Lehrer an, der ganz in meinem Sinne arbeitete.

An Besuch, namentlich von Verwandten der Kinder, fehlte es im Waisenhaus nicht, doch schränkte ich die Besuchszeit möglichst ein. Alle paar Monate erschienen Damen von verschiedenen Gesellschaften, welche die Anstalt „inspizierten". Das Herumführen besorgte meist meine Frau, die ausgezeichnet mit ihnen fertig wurde. Gewöhnlich verstanden sie nichts von der Arbeit, aber mit „guten" Ratschlägen und unangebrachten Ausstellungen waren sie stets bei der Hand. So erklärte z. B. eine Dame, daß jedes Kind bei Tisch eine Serviette haben sollte, und eine andere, die gerade dazukam, als die Kinder Brot mit Bratenschmalz darauf erhielten, fand es schrecklich, den Kindern so etwas zu geben. Noch eine andere hatte bei allem Lobenswerten doch einen Fehler gefunden — The orphanshome ought to be entirely english — meinte sie — das Waisenhaus sollte durchaus englisch sein. Natürlich leuchtete meine Frau diesen Damen tüchtig heim. Ein gar lieber Besuch für uns war das Leipziger Quartett für Kirchengesang unter Leitung von Bruno Röthig, Kantor der St. Johanniskirche in Leipzig. Es hatte in allen größeren Städten gesungen und ungeahnte Erfolge erzielt. In Buffalo sangen sie an zwei Abenden zum Besten des Waisenhauses, den einen in einer deutschen, den andern in einer englischen Kirche. Über der deutschen Versammlung lag eine ernste Weihe und unter dem Eindruck des vollendet vorgetragenen geistlichen Volksliedes entfernte man sich still; die englische Versammlung — man höre! — klatschte nach dem Vortrag des Gesanges „O Haupt voll Blut und Wunden" in die Hände! Im Waisenhaus erfreute uns das Quartett durch verschiedene Gesänge, die so ergreifend und herrlich schön vorgetragen wurden, daß eines der größeren Mädchen, das in früheren Jahren nach seiner eigenen

Aus der Waisen-Heimat.
„Hast du uns was mitgebracht, Papa?“

Aussage wenig Gutes von Deutschland gehört hatte (wie das gar oft der Fall ist), mit leuchtenden Augen sagte: „O, es muß doch schön sein in Deutschland, wo solche Sänger herkommen" und mit berechtigtem Stolze konnte ich erwidern: „Ja, da hast du recht, mein Kind." In einem Buche „Von Kontinent zu Kontinent" hat Herr Röthig die Konzertreise des Quartetts nach Rußland, Deutschland und den Vereinigten Staaten im Spätherbst 1900 beschrieben und auch in anerkennender Weise des „musterhaft eingerichteten, den Stempel der peinlichsten Sauberkeit tragenden Waisenhauses" gedacht. Eines Tages erhielt ich drei Besucher aus dem fernen China. Der eine war ein deutscher Offizier, der andere der deutsche Konsul in Nanking und der dritte — o Freude! — ein Jugendfreund von mir. Wir besuchten seinerzeit beide das Gymnasium in Blankenburg. Er verließ als Sekundaner die Schule und trat bei einem Apotheker in H in Dienst. Natürlich verliebte er sich sofort sterblich in das holde Töchterlein des Apothekers und da hieß es — das Bündel wieder schnüren und weiterziehen. Seit jener Zeit hatte ich nichts mehr von ihm gehört. Wie er mir nun erzählte, versuchte er sein Glück in Rußland, dann wieder in Deutschland und endlich in Afrika. Im Jahre 1896 traf er in Berlin mit Wißmann, damaligem Gouverneur von Deutsch-Ostafrika zusammen und von diesem wurde er auf den Gedanken gebracht, ein Ausrüstungsgeschäft für alle die, welche nach den Kolonien gehen, zu gründen. Aus kleinen Anfängen heraus hat sich das Unternehmen zu einem großartigen entwickelt. Schon früher war ein Zweiggeschäft in Afrika gegründet worden und nun ein solches in Deutsch-Kiautschou. Mit Einrichtung des letzteren fertig, wollte er sich mit den obengenannten Herren auf die Heimreise über Amerika machen. Da erinnerte er sich, daß ich, sein Jugendfreund, irgendwo in den Vereinigten Staaten stecken mußte; er erfuhr

meinen Wohnungsaufenthalt von meinem damals bei Tientsin als Offizier stehenden Bruder, kam nach San Franzisko und von dort nach Buffalo und dem Waisenhause. „Nun, wie ich sehe," so leitete er auf mich über, „bist du ein wohlbestallter Pastor und Waisenvater geworden. Das freut mich, aber sag einmal, gehörst du denn nun zu den ganz Frommen?" Dabei blickte er mich ein wenig bang von der Seite an. Es stand ihm jedenfalls solch ein Zerrbild vor Augen, wie man es fast ohne Ausnahme in den modernen Romanen findet und wohl auch hie und da im Leben trifft, vielleicht dachte er auch an die armen Orthodoxen, die für viele ein wahrer Schrecken sind. Ich erklärte ihm unumwunden folgendes: „Was man ist, soll man voll und ganz sein — aus tiefster Überzeugung. Ich bin ein Christ und freue mich, daß ich es durch Gottes Gnade bin, damit ist nicht gesagt, daß man den Kopf hängen lassen muß. Der Apostel Paulus selber ruft uns ja zu: Freuet euch in dem Herrn allewege und wahrlich, wer seinen Heiland gefunden hat und in ihm Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit, der kann sich auch wahrhaft freuen. Weiter bin ich ein Lutheraner, und zwar mit Leib und Seele. Ich glaube fest an die Lehren unserer teuren lutherischen Kirche, weil sie sich decken mit dem, was die Heilige Schrift sagt, die für mich unumstößlich Gottes Wort und lautere Wahrheit ist. Doch, lieber Freund, wenn ich nun auch nach deiner Meinung zu den „ganz Frommen" zu rechnen bin, so hoffe ich, daß es dich nicht gereut hat, mich besucht zu haben und daß du einen guten Eindruck von meiner Waisenheimat mit fortnimmst." Er reichte mir die Hand, drückte die meine warm und sagte: „Es hat mich gefreut, dich einmal wiedergesehen zu haben und ich nehme einen ganz andern Eindruck von der Anstalt mit fort, als ich zu bekommen vermutete. Der frohe, heitere Ton und die munteren Lieder der Kinder haben mir sehr wohl getan; ich glaube, du hast mit

dem, was du sagtest, recht, aber du weißt ja, ich war von jeher wenig religiös angelegt gewesen."

Jeden Sommer fand in dem schönen Obstgarten der Anstalt das Jahresfest mit Reden, Gesang, Musik und leiblichen Genüssen statt, zu dem Tausende von Deutschen aus Buffalo und der näheren Umgebung herauskamen, und das sich zu einem wahren deutschen Volksfeste gestaltete. Eine neue Anziehung boten meine Knaben, die ich zur größten Freude aller nach deutschem Kommando turnen, exerzieren und Freiübungen machen ließ. Zum Jahresfest erschien der in deutscher und englischer Sprache gedruckte Jahresbericht, der auf dem Platze zu haben war und an eine große Anzahl von Gemeinden zur Verteilung gesandt wurde. Auch die vom Staate angestellten Inspektoren der Anstalten erhielten einen englischen Bericht. Einer derselben schrieb mir: „Ihren Bericht erhalten, wie gewöhnlich bei derartigen Berichten wollte ich ihn flüchtig durchsehen und dann beiseite legen. Als ich aber anfing zu lesen, hörte ich nicht auf, bis ich ihn aufmerksam bis zu Ende durchgelesen hatte. Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem Bericht von ganzem Herzen."

Auszugsweise möge hier folgendes angeführt sein: „Was, Sie wollen Ihre Gemeinde verlassen und sich in einem Waisenhause mit einem großen Haufen Kindern abplagen?" — „Nun, wie ist das nur möglich, daß Sie es in einem Waisenhause aushalten!" — „O, es muß ja ein entsetzlicher Spektakel sein bei den 80 oder 90 Kindern, ich habe an meinen zwei Kindern schon genug."

Das sind Äußerungen, die ich schon hören mußte. Was die erste anbelangt, so schwebte mir das schöne Wort vor: „Kommt, laßt uns den Kindern leben." Mit dem Aushalten im Waisenhause ist es nicht so schlimm, wer Kinder lieb hat und versteht mit Kindern umzugehen, der fühlt sich recht wohl unter der muntern Schar und wer sie in guter Zucht und Ordnung hält,

wird auch über entsetzlichen Spektakel nicht zu klagen haben, sich aber freuen können über fröhliche Spiele und heiteren Gesang.

Ich bin nun bald zwei Jahre unter meinen „Neunzigen" und ich muß gestehen, es macht mir helle Freude, unter ihnen zu weilen. Dieselben Ideen und Neigungen, die ich als Junge hatte, finde ich bei den mir anvertrauten Kindern oft zu meiner großen Überraschung wieder. Seit zwanzig Jahren hatte ich keinen „Drachen" gemacht, von meinen Knaben lernte ich es wieder und als ich nach etlichen vergeblichen Versuchen einen großen Drachen zusammengekleistert hatte, da ging's mit allen aufs Feld und wir ließen ihn steigen und ich freute mich darüber wie in meiner Kindheit. Als Junge stöberte ich in Feld und Wald die Verstecke aller möglichen Tiere auf und hatte zu Hause eine richtige Menagerie, allerdings nicht zur großen Freude meiner Mutter, denn manchmal brachen all die wilden Bestien wie Schlangen, Molche, Salamander usw. aus und verbreiteten überall Furcht und Schrecken und ich als Besitzer einer durchgebrannten Menagerie hatte keinen leichten Stand. Jetzt finde ich einen solchen „Tierfänger" unter meinen Knaben wieder, und er versteht's noch besser, als ich einst, er brachte schon zwei prachtvolle große Eulen heim, mehrere Schlangen und anderes Getier.

Manche meiner Knaben zeigen großes Geschick für dieses und jenes und das brachte mich auf den Gedanken, eine Industrieschule ins Leben zu rufen. Der Anfang ist gemacht, liebe Freunde haben mich dabei unterstützt, und will's Gott, folgt auf den guten Anfang ein gesegneter Fortgang. So leben wir denn recht nett zusammen. Freilich auf Zucht und Ordnung wird streng gesehen. Ein Kind muß in erster Linie gehorchen lernen, es muß wahr sein, es muß ordentlich sein. Jedes Kind und jedes Ding muß seinen bestimmten Platz haben. So ist ein System ein- und

durchgeführt, das eine Übersicht sehr leicht ermöglicht. Das Kind z. B., das im Bett Nr. 1 schläft, sitzt auch am Eßtisch auf Platz Nr. 1, hat beim Antreten in Reih und Glied die Stelle Nr. 1, beim Reinigen den Besen Nr. 1 usw. Es wird ferner darauf gesehen, daß die Kinder Lebensart lernen, daß sie, wenn Besuch kommt, ihn nicht angaffen und kein Wort der Begrüßung haben, sondern daß sie hübsch freundlich und bescheiden ihr „guten Tag" sagen. Ein Inspektor aus Albany äußerte sich nach einer Besichtigung mir gegenüber: „Es ist eines der schönsten Waisenhäuser, die ich gesehen habe." Ja, wir können stolz auf unsere Anstalt sein, wir wollen aber auch stolz auf unsere Kinder sein, das ist unser Streben — unser Herz gehört der Sache und Lust und Liebe zum Werke macht uns die Arbeit leicht und läßt uns die Dornen nicht fühlen, die es natürlich auch gibt. Unsere Kinder genießen eine gute Schulbildung und werden in der deutschen wie der englischen Sprache gleich gründlich unterrichtet. Die Knaben lernen nach ihrer Konfirmation ein Handwerk, sollte einer besonders gute geistige Fähigkeiten besitzen, so werden diese weiter ausgebildet. Unsere Kleinsten stehen unter der treuen Aufsicht von Schwester Emma. Sie haben ihr Reich in zwei geräumigen Spielzimmern, die das Entzücken aller Besucher sind. Die ganze Einrichtung ist von einer lieben deutschen Wohltäterin geschenkt. In Küche und Keller schaltet und waltet unsere sparsame Köchin, die nicht nur das Kochen versteht, sondern auch die Koch k u n s t. Diese besteht darin, daß man nichts umkommen läßt, sondern alles in der rechten Weise verwertet. Drei Mädchen, die alle Monate durch andere ersetzt werden, stehen der Köchin zur Seite. Sie sollen einmal gute Hausfrauen werden und das ist viel wert, denn wir Männer wissen, daß an dem etwas materiell klingenden Sprichwort — die Liebe geht durch den Magen — doch etwas Wahres daran ist. Unser Keller kann sich sehen lassen,

denn an Eingemachtem wie Sauerkraut, Bohnen und dergleichen fehlt es nicht. Außerdem haben wir gegen 1000 Gläser eingemachte Früchte. Es war ein guter Gedanke der Waisenmutter, an etliche Frauenvereine der uns befreundeten Gemeinden die Bitte zu richten, jede Frau möchte beim Einmachen für den eigenen Bedarf auch mit ein oder zwei Glas der Waisenheimat gedenken und die lieben deutschen Frauen haben es getan — die Gläser sind gekommen und ihr Inhalt läßt sonntäglich die Gesichter der Kinder erglänzen. Da wir keinen Grüneberger Wein haben, der bekanntlich die Eigenschaft besitzt, daß er, in einen löcherigen Strumpf geschüttet, durch seine Säure alle Löcher zusammenzieht, so sind die Hände unserer größeren Mädchen mit Nadel und Zwirn geschäftig, um all das Zerrissene kunstrecht wieder zurechtzuflicken, wobei von den Anfängern dieser Kunst auch manchmal ein wenig Fleisch mit eingenäht wird, was nicht sehr angenehm sein soll. Es ist viel wert, daß wir unsere eigenen Kühe, Pferde und Hühner haben und auf dem Felde alles, was wir bedürfen an Futter, Gemüse u. dgl. selber ziehen können.

Man sagt im Deutschen: „Das dicke Ende kommt gewöhnlich nach" und jetzt kommt auch ein recht dickes Ende in Gestalt einer recht dicken Schuld von 36 000 Dollar. Doch ist uns nicht bange, wir haben so viel treue opferwillige Freunde, daß die Schuld bald verringert sein wird. Letzthin kam ein einfacher Arbeitsmann zu mir und drückte mir zwei Scheine in die Hand, es waren 40 Dollar. Noch manche andere köstliche Erfahrung könnte der erwähnten zugefügt werden. Wenn es sich um Waisen handelt, da stehen unsere Deutschen nie zurück, sondern zeigen stets eine offene Hand. —

Da ich aus dem Gebiete der pennsylvanischen Synode fortgezogen war, so ließ ich mich von ihr entlassen und schloß mich der Schwestersynode vom Staate

Neuyork an, als deren Glied ich der Rocheſter Konferenz zugeteilt wurde. Auf den Verſammlungen der Neuyork-Synode ſowie aller ihr zugehörigen Konferenzen bis auf eine war die Geſchäftsſprache faſt ausſchließlich die deutſche. Verſchiedenen engliſch Geſinnten, darunter der Sohn eines deutſchen Profeſſors, war das nicht recht, da ſie aber merkten, daß es mit der Verdrängung der deutſchen Sprache nicht ſo leicht gehen würde, ſchieden ſie aus und gründeten eine engliſche Synode und die deutſche blieb deutſch. Für mich galt es natürlich, die Sache des Waiſenhauſes vor der Synode und beſonders vor der Rocheſter Konferenz, in deren Gebiet die Anſtalt lag, zu vertreten, wozu mir ſtets bereitwilligſt Gelegenheit gegeben wurde. Um ſich gegenſeitig geiſtig und geiſtlich zu fördern, hatte jedes Glied der Konferenz der Reihe nach eine wiſſenſchaftliche Arbeit oder einen Vortrag über ein gegebenes Thema zu liefern, dem eine Beſprechung folgte. Ich erhielt den Auftrag über Kindererziehung zu reden und ſagte folgendes:

Unſer Konferenz-Präſes hat mich gebeten, über Kindererziehung zu reden, vielleicht, weil ich ſo viel Kinder zu erziehen habe und er deshalb vorausſetzt, ich müßte darüber vieles zu ſagen haben. Nun, geſagt und geſchrieben iſt über Kindererziehung ſchon übergenug, es gibt ſogar eine eigene Wiſſenſchaft, die Pädagogik, die ſich mit der Kindererziehung beſchäftigt. Wenn alles das, was da an guten Ratſchlägen und Regeln geboten wird, befolgt würde, müßten wir wahre Prachtexemplare heranziehen, aber — manche Vorſchriften leſen ſich ganz gut, jedoch mit dem Durchführen im Praktiſchen iſt es oft ganz etwas anderes. Jean Jaques Rouſſeau hat in ſeinem Buche „Emil“ Treffliches über Kindererziehung geſchrieben, aber ſeine eigenen Kinder konnte er nicht recht erziehen. Das Kind iſt eben keine Maſchine, die man nach ganz gleichen, beſtimmten Regeln oder einem Syſteme zu

behandeln hat. Ein bedeutender Schriftsteller der Neuzeit (Bettex) sagt: „Neben dem Gesetz sollen wir in dieser Schöpfung auch die Freiheit lernen. Wie hat doch der Schöpfer beides darin zur herrlichen Einheit gebracht! Es schäumt nicht ein Tröpflein in der Brandung, es keimt nicht ein Blättlein am Baum, du und ich bewegen nicht den kleinen Finger oder sprechen ein Wort, es geschieht alles in der Erfüllung und in der Kraft von großen, schönen, ewigen, göttlichen Gesetzen. Und doch — wie frei rollt und flutet das Wasser und segelt und baut sich auf die Wolke am Himmel und wächst und blüht die Pflanze und singt so sorglos der Vogel auf dem Zweig. Darum wird's uns mit Recht wohl in der freien Natur. Ein jeder Baum hat seine mathematische Gleichung und Formel, schon im Eiweiß der Eichel und des Buchkerns enthalten, weshalb die Eiche nicht und nie zur Buche wird. Aber wo sind zwei Eichen oder zwei Buchen, die völlig gleich wären? Wie anders bei Menschenwerken; bei Aufwendung aller Mühe und Kunst und allen Witzes verfallen wir immer der unfreien Schablone. Große, eherne Gesetze spricht Gott in der Schöpfung aus und — macht überall Ausnahmen, ist kein Pedant! So, anstatt Tier und Pflanze zu scheiden, spielt er auf der Grenze in allerlei rätselhaften Formen, nicht Tier und nicht Pflanze und spottet der Klassifikation. Weil die Erde sich von West nach Ost dreht, wenden alle Schnecken auch in den Tiefen der Ozeane ihr Gehäuse, ihre Muschel von links nach rechts; aber unter Zehntausenden findet sich je und je eine, die sich nach links gerollt hat. Warum?" Und an einer anderen Stelle heißt es: „Auch die Wiedergeburt machte den Petrus in Ewigkeit nicht zu einem Johannes oder Paulus, und will es nicht; nur der kleinliche Mensch, der kurzsichtige Erzieher und Christ will andere nach sich modeln. Gott achtet alle Rechte und liebt die Individualität." — Das ist wahr. Man bleibe nur fort mit bestimmten Systemen,

nach denen man ein Kind erziehen will, denn jedes Kind ist anders geartet und will anders behandelt sein. Man suche nur nicht ein liebes, fröhlich aufwachsendes Kind mit all seiner Eigenart nach einer bestimmten Schablone zu formen, sonst erhält man Menschen gleich Bäumen und Sträuchern, die nach englischer Weise zugestutzt sind und eine bestimmte schablonenartige Form annehmen, bei denen aber alles krüppelhaft und unnatürlich ist. Wie verkehrt, wenn man z. B. einem heiter angelegten Kinde, gemäß der Salonschablone beibringen will, nicht so herzhaft zu lachen, weil das wider den Anstand sei! Wie verkehrt, wenn man ein ernst geartetes Kind veranlassen will, ein fröhliches Gesicht zu machen, weil das der gute Ton erfordert. O, laßt das Kind wachsen, wie die Blume und den Baum in Gottes freier Natur, laßt es wachsen mit all seiner Eigenart, zwingt es nicht hinein in eine Schablone, wollt nicht aus einem Kinde machen, was ihr gerne aus ihm haben möchtet, sagt nie: du mußt einmal Pfarrer oder Lehrer oder Arzt oder dieses oder jenes werden.

Nicht da liegt der Kernpunkt der Erziehung, aus dem Kinde einen solchen Menschen zu machen, der später bestimmten Anforderungen genügt, die man im allgemeinen an einen sogenannten gebildeten und wohlerzogenen Menschen stellt. Der Kernpunkt liegt ganz wo anders, er liegt im Kampf gegen die Sünde im Kinderherzen. Eine solche Erziehung beruht aber nicht auf allerlei Menschenwort und menschlichen Regeln und Systemen, sondern allein auf Gottes Wort. Daher muß dem Kinde schon früh eingeprägt werden das: „Es stehet geschrieben." Als etliche meiner Kinder etwas Unrechtes begangen hatten, rief ich sie zusammen und fragte mit ernster und doch freundlicher Miene: „Wie heißt das und das Gebot?" Die Antwort wurde richtig gegeben, dann fragte ich weiter: „Wer hat das Gebot gegeben?" „Gegen wen

habt ihr euch also in erster Linie versündigt?" — Kurz, ich hielt eine kleine praktische Katechismusstunde und ich glaube, ich habe damit mehr erreicht, als mit vielem Schimpfen und Strafen. — Das führt mich nun zu einem weiteren Punkte. Wollen wir den Kampf gegen das Böse im Kinderherzen aufnehmen, wollen wir das Kind nach dem Gotteswort erziehen, so müssen wir selbst gegen das Böse in unserem Herzen kämpfen und müssen selber dem Gotteswort gemäß leben.

Da liegt nun die Schwere der Erziehung, denn so ein wenig herumkommandieren und schöne Ermahnungen geben, ist leicht, aber damit ist es nicht getan. Das Vorleben ist die beste Erziehung. Was soll man dazu sagen, wenn ein Vater auf seinen Jungen einhaut und mit einem Fluche ausruft: „Du Bengel, ich habe dir doch gesagt, du sollst nicht fluchen." Wie viele verlangen von ihren Kindern, und mit Recht, daß sie nicht lügen, jedoch sie selber lügen wie gedruckt und das noch dazu in Gegenwart der Kinder. Auf einer meiner Reisen wollte ich mir an einer Station eine Fahrkarte lösen; eine Frau mit einem Kinde stand vor mir am Schalter, sie wurde gefragt, ob ihr Kind schon fünf Jahre alt wäre, sie sagte: „Nein", denn so brauchte sie noch nichts für dasselbe zu bezahlen. Das Kind aber zupfte die Mutter am Kleide und sagte: „Mutter, ich bin doch schon fünf Jahre." Welche Anklage gegen die Mutter! Wo bleibt da die Erziehung? Wie kann da ein Kind zu einem aufblicken und einen zum Vorbilde nehmen! Und hat das Kind erst verlernt, uns als Autorität anzusehen, dann ist es geschehen um all unsere noch so wohlgemeinten Mahnungen und Erziehungsmethoden. Nein, leben wir so, daß die Kinder zu uns aufsehen können, man glaube nur ja nicht, ein Kind wäre noch zu einfältig, das merke noch nichts — o ein Kind hat oft eine feinere Beobachtungsgabe, als

mancher Erwachsene, und ich muß bekennen, daß ich, seit ich meine eigenen und die Waisenkinder zu erziehen habe, selber durch sie in mancher Beziehung erzogen bin. Wir blicken gewöhnlich mit einer selbstherrlichen Verachtung auf die Kinder herab und sagen geringschätzig: „es ist ja noch ein Kind", wir dünken uns so sehr erhaben über die Kinder und brüsten uns mit unseren Erziehungsmethoden und sind oft selber nicht erzogen.

Laßt mich nun noch auf die Stätte kommen, wo wir unseren Kindern vorleben können. Es ist das Haus. Im Schoße der Familie liegt unsere Hauptarbeit. Vaterhaus — Heim, Mutterlaut — o welch traute Worte! Das Gedeihen der einzelnen Familien beruht auf dem durch Gottes Wort geheiligten Ehebunde zwischen Mann und Frau und wie sie selber als das höchste Ziel die himmlische Glückseligkeit anzusehen haben, so müssen sie auch ihre Kinder auf dieses Ziel hin erziehen, und wenn sie als das Schönste ein Zusammenleben bei Jesu im Himmel, wo es keine Trennung mehr gibt, ansehen, so müssen sie, um dieses zu erlangen, schon hier auf Erden so zusammengelebt haben, daß es als ein Vorgeschmack des himmlischen Zusammenlebens gelten kann. Welch schöne Zeit, die Zeit im Elternhause, welch schöne Stunden, die Abendstunden, die alle vereinigt nach des Tages Arbeit. Hier ist eine Welt, da darf mir keiner hineingreifen, hier darf mir keiner hineinreden; hier darf mir keiner eine Sprache aufdrängen, die vielleicht draußen im Getriebe der Welt gesprochen wird, hier hören die Anrechte, die andere an mir haben mögen, auf, und während draußen Sorgen und Nöte, Kummer und Verdruß, Kämpfen und Ringen, Laufen und Rennen — hier ist noch ein Stück des verlorenen Paradieses, hier ist meine Erholung, hier mein Glück. — Doch wo ist noch heutigen Tages die Familie? Wo sind die schönen trauten Stunden? Tönt es nicht aus manchem Kinder-

herzen bang heraus: „Vater, Mutter — wo seid ihr?“ Hört man nicht oft aus des Vaters oder der Mutter Mund das alte Kainswort: „Soll ich meines Kindes Hüter sein? Ich habe keine Zeit, mich um mein Kind zu kümmern, ich habe anderes zu tun.“ Letzthin war ein „Sozial“ bei einer Dame, die lange Jahre Präsidentin eines Vereins gewesen und erst kürzlich wiedergewählt war. Eine Frau fragte nun auf dem „Sozial“ den siebenjährigen Knaben der Präsidentin: „Freust du dich nicht, daß deine Mutter wiedergewählt ist?“ „Ach nein,“ erwiderte der Knabe traurig, „denn seit sie Präsidentin ist, bleibt sie fast keinen Abend zu Hause und ich bin mir immer selbst überlassen und muß ganz allein zu Bette gehen.“ Ist dies der einzige Klagelaut eines nach der Liebe der Mutter sich sehnenden Kinderherzens? Gott sei's geklagt — nein. Diese ewigen Versammlungen, diese Vereine, diese „Sozials“, diese „Entertainments“! Jeden Abend etwas anderes, der Mann hierhin, die Frau dorthin, und die Kinder? Wo ist da ein Familienband?

Vor kurzem wurde ein Kirchenzensus in Buffalo vorgenommen, auf die Frage an eine Mutter, ob ihre Kinder eine Sonntagsschule besuchten, folgte eine bejahende Antwort, welche denn? „Ja das weiß ich nicht.“ Also so wenig Interesse für das eigene Kind, daß man sich nicht einmal darum bekümmert, wo es sich seine Seelenspeise holt. Wird man sich da auch darum kümmern, was es sonst treibt? — Kein Familiensinn mehr, das ist eins der schlimmsten Zeichen unserer Zeit. Man wütet gegen das Trinken, selbst mit dem Beil in der Hand, aber wie viele Frauen haben ihre Männer erst dazu gebracht, weil sie es nicht verstanden, ihren Männern, die müde und matt von der Arbeit kamen, ein kosiges Heim zu bieten — ein freundliches Wort — eine wohlzubereitete Mahlzeit. Wie viele Frauen suchen Zerstreuung außer dem Hause und vernachlässigen den Haushalt, weil der Mann sich abends im

Klub, in den Vereinen oder sonstwo vergnügt und sich um sein Weib nicht bekümmert. Wie viele Kinder treiben sich spät am Abend noch auf der Straße umher in wer weiß was für Gesellschaft, weil Vater und Mutter ja auch nicht zu Hause sind, und was sollen sie allein daheim. Ich frage, was nützen da die besten öffentlichen Schulen? Was nützen Sonntagsschulen? Was nützen Gemeindeschulen? Was nützen all die Vereine wie Christian Endeavor, Epworth League, Luther League usw. Was nützen all die tiefdurchdachten Reden und Vorträge über Erziehung und deren Methoden? All das nützt wenig, wenn die Grundlage einer guten Kindererziehung fehlt — das christliche Haus, die christliche Familie. Wie kann man das aber erwarten, wenn Kinder als ein schrecklicher Trubel angesehen werden und wenn man bei einem Kinde schon sagt: „Das ist genug, ich will keine ‚Kids' mehr." Liebe Freunde! Ich bin am Ende. Was ich geboten habe, waren keine Regeln und Methoden über Erziehung, wie vielleicht erwartet, was ich geboten, war vielmehr ein Erguß meines deutschen Herzens, das brennt in der Liebe zu den Kindern, und das nichts lieber möchte, als den Kindern das wieder zu verschaffen, wonach sich ihr Herzchen sehnt — ein Heim, ein trautes christliches Heim, die Hauptstätte rechter Erziehung, ein Bollwerk gegen die Versuchungen der Welt, eine schöne Erinnerung in den Tagen des Alters und eine Vorstufe der himmlischen Heimat. —

Wenn die Zeit es erlaubte, hielt ich auf freundliche Einladungen meiner Amtsbrüder hin in ihren Gemeinden Predigten oder Ansprachen, um zu den alten Freunden des Waisenhauses neue zu gewinnen. Selbst nach Pennsylvanien und nach Kanada hin führten mich meine Reisen, von denen ich stets mit Gaben reichlich versehen zurückkam. In Kanada fand ich überall ein in Gemeinden gesammeltes außerordentlich kirchliches und opferwilliges Deutschtum, das unter der Pflege

treu deutscher Pastoren, die zum großen Teil aus dem Predigerseminar in Kropp hervorgegangen waren, weitergedieh. An angenehmen Unterbrechungen des sonst so geregelten Anstaltslebens fehlte es auch für die Kinder nicht. An schönen Tagen machten wir wohl einen Ausflug, bei dem das so gesunde Marschieren geübt wurde. Mit den größeren Knaben und Mädchen ging es manchmal weiter. So besuchten wir die 23 Meilen von Buffalo entfernten Niagarafälle zu verschiedenen Jahreszeiten. Auch die im Jahre 1901 in Buffalo abgehaltene Pan-American-Ausstellung besichtigten wir, und zwar an einem Tage, an dem nach Beschluß der Ausstellungsbehörde die Kinder aller Waisenhäuser der Stadt und Umgegend freien Eintritt hatten. Die Zeitungen brachten darüber spaltenlange Berichte, die besonders das gute Aussehen und das gesittete Benehmen unserer Waisenkinder hervorhoben. Große Freude brachte im Herbst das Erntefest, das in der mit Früchten des Feldes reich geschmückten Anstaltskapelle durch einen Gottesdienst gefeiert wurde. Die vielen dazu erschienenen Freunde richteten später den Kindern ein reichhaltiges Festessen her, das freilich bei manchen nicht sehr angenehme Magenbeschwerden im Gefolge hatte. Den Höhepunkt aller Freude bildete natürlich das liebe Weihnachtsfest, bei dem der deutsche Christbaum nicht fehlte.

Wichtige Ereignisse, wie der Burenkrieg — selbstverständlich standen wir alle auf seiten der Buren —, Mc. Kinleys Tod, den er in Buffalo durch die Kugel eines Anarchisten erlitten, Prinz Heinrichs Reise, die ihn auch nach Buffalo führte, blieben nicht unbeachtet.

Die schwersten Zeiten waren überwunden, Gottes Segen ruhte sichtbarlich auf der Anstalt und die Anerkennung für den blühenden Zustand blieb nicht aus. So schrieb ein Amtsbruder: „Meine liebe Frau ist so begeistert vom Waisenhause und so entzückt von Deinen Kindern, daß ich nicht umhin kann — facere non

possum quin — Dir und Deiner lieben Frau noch einen schriftlichen Dank auszusprechen für die genossenen Stunden." Ein Mädchen, das eine Stelle angenommen hatte, erfreute mich mit folgenden Zeilen: Ich möchte Ihnen nochmals danken für alles, was Sie für mich getan haben, als ich noch im Heim war, ich werde die Zeit nie vergessen. Ein Knabe, der in ein Geschäft eingetreten war, schrieb an seine in der Anstalt noch zurückgebliebene Schwester: „Ich habe Heimweh nach dem Heim, die Waiseneltern waren so gut gegen mich, sage dem Bruder, er soll in der Schule fleißig lernen und brav sein."

Gott sei Dank ist mir eine gute Körperbeschaffenheit verliehen, aber die anfangs so schweren Kämpfe, die verantwortungsvolle Stellung, die vielseitige, aufreibende Arbeit ließen mit der Zeit doch ihre Folgen spüren. Dazu kam die Entbehrung eines eigenen Heims, der Verdruß mit verschiedenen Angestellten und das unerquickliche Verhältnis mit einigen Gliedern des Verwaltungsrates, das alles mir die zur Arbeit nötige Freudigkeit raubte. So faßte ich denn den Entschluß, nach dreijähriger Wirksamkeit als Waisenvater wieder eine Gemeinde zu übernehmen. Die Gelegenheit dazu bot sich in Liverpool, Neuyork. Nach einer Gastpredigt wurde ich einstimmig als Pastor der deutsch-lutherischen Sankt Paulus-Gemeinde gewählt. Das Losreißen vom Waisenhause brachte noch Tage tiefen Wehs, besonders auch meiner Frau, der die Arbeit gleichfalls ans Herz gewachsen war und die sich namentlich in den Kreisen der die Anstalt unterstützenden Frauen viele Freundinnen gemacht hatte. Für mich war es eine Beruhigung, daß der deutsche Lehrer nach mir die Leitung übernahm, da ich wußte, er würde in demselben Sinn und Geist das Werk fortführen. Er steht noch heute im Segen an der Sankt Johannis-Waisenheimat zu Sulphur Springs bei Buffalo.

V.

Liverpool ist ein lieblich am Onondagasee gelegenes Städtchen, etwa drei Meilen von dem 140 000 Einwohner zählenden Syracuse entfernt, mit dem es durch Eisenbahn, elektrische Bahn und einen Kanal verbunden ist. Es gilt mit seinen Parkanlagen und den mit mächtigen Bäumen eingefaßten Straßen als eine der schönst angelegten Städte im Staate Neuyork. Bei ungefähr 1200 Einwohnern besitzt es fünf Kirchen, darunter eine deutsch-lutherische, eine deutsch-katholische und eine kleine deutsche Methodisten-Kirche. In früheren Jahren war die Hauptbeschäftigung im Städtchen das Salzkochen, d. h. über Holzfeuern wurde in großen Pfannen das aus der Tiefe heraufgepumpte stark salzhaltige Wasser verdunstet und so das Salz gewonnen. Der Verdienst der fast durchweg deutschen Arbeiter war ein sehr guter. Durch Holzmangel jedoch und Preisfall des Salzes ging diese Art Industrie gänzlich ein. Sämtliche „Salzblocks", jeder im Werte von 10 000 Dollar, sind nur noch Ruinen. An Stelle des Salzkochens trat dann die Gewinnung des Salzes durch Vertrocknen des Wassers an der Luft. Viele der arbeitslos gewordenen Leute riefen nun eine neue Industrie ins Leben, die sie in ihrer Heimat Hamm, Gimbsheim und Eich im Kreise Worms ausgeübt hatten, nämlich die des Korbmachens. Durch sie ist Liverpool weithin als die Korbmacherstadt bekannt geworden. Die Weiden werden zum Teil in der Umgegend gezogen, da sie den Bedarf aber nicht im entferntesten decken, kommen ganze Wagenladungen von auswärts, selbst von Kanada. Die Zahl der das Jahr hindurch verfertigten Waschkörbe beträgt über 20 000 Dutzend, die durch Händler aufgekauft und über die ganzen Vereinigten Staaten hin versandt werden.

Die ersten Deutschen ließen sich hier im Jahre 1839

nieder. Bereits 1842 entstand eine deutsch-lutherische Gemeinde. Von einer englischen Episkopalgemeinde, die sich wieder auflösen wollte, kaufte sie zu einem billigen Preise die Kirche. Wie gewöhnlich, fehlte es anfangs nicht an mancherlei Kämpfen und Spaltungen, bekenntnistreue Pastoren halfen aber immer wieder durch die schweren Zeiten hindurch, und als neuer Zuzug aus Stolp und Denzin in Pommern kam, wuchs die Gemeinde so, daß sie sogar ein Pfarrhaus kaufen und später an Stelle des alten Gotteshauses ein neues bauen konnte.

Mein Vorgänger hatte dank seines Organisationstalentes die Gemeinde mit ihrer Sonntags- und Samstagsschule sowie ihren Vereinen in dem denkbar besten Zustande zurückgelassen, so daß meine Aufgabe vor allem darin bestand, das bereits Bestehende zu bewahren. Die Gottesdienste waren zu meiner Freude außerordentlich gut besucht und die Glieder so opferwillig — entrichtete doch jedes im Durchschnitt alles in allem gegen 25 Dollar das Jahr —, daß ohne Schwierigkeiten die laufenden Ausgaben gedeckt werden konnten. Da fast alle Familien ihr eigenes Haus besaßen, von einem Fort- oder Umziehen also nicht die Rede war, so machte mir das Besuchemachen weiter keine Mühe. Gewöhnlich fand ich in einem neben dem Wohnhause stehenden Schuppen die ganze Familie beim Korbmachen beisammen. Die Kinder hatten, falls sie nicht in der Schule waren, die Weiden zu „strippen", d. h. abzuschälen, die Frauen machten die Böden und die Männer vollendeten den Korb. Ich war natürlich stets ein gern gesehener Gast, zumal beim Plaudern die Arbeit ruhig fortgesetzt werden konnte. Die liebe deutsche Heimat bildete gar oft den Gegenstand unseres Gespräches. Statt der sozialen Übel, wie sie sonst die Industrie zeitigt, fanden sich hier durchaus gesunde Verhältnisse, vor allem aus dem Grunde, weil die Familienglieder nicht auseinander-

gerissen wurden. Man lebte zusammen, man arbeitete zusammen, sang zusammen bei der Arbeit und ging zusammen auch am Sonntag ins Gotteshaus.

Die Gemeinde hatte sich in all ihren Teilen stets rein deutsch erhalten. Ein in Amerika geborener und ausgebildeter Pastor führte freilich einmal das Englische ein, aber der erhoffte Erfolg blieb aus, und so ließ man es wieder fallen.

Von außen her wurde die Gemeinde so gut wie gar nicht beunruhigt, selbst die Bekehrungsversuche einer Methodistenfrau, die behauptete, die lutherischen Pastoren hätten es wohl im Kopfe aber nicht im Herzen, scheiterten an dem bekenntnistreuen Sinn der Glieder.

In dem benachbarten Syracuse stand es mit den deutschen Gemeinden nicht so günstig. Dort konnte man an dreien von den vier Ecken zweier sich kreuzender Straßen drei lutherische Kirchen sehen, von denen zwei sogar zu derselben Synode gehörten. Sie waren durch Spaltungen infolge von Streitigkeiten entstanden. In einer von ihnen wurde der Pastor jeden Januar neu gewählt und als man ihn das eine Jahr hinauswählte, gründete er mit einer Anzahl seiner Anhänger ganz in der Nähe eine vierte Gemeinde, die sich der evangelischen (unierten) Synode anschloß. Durch die Spaltungen geschwächt, hatte jede große Schwierigkeiten, die laufenden Ausgaben zu bestreiten, und Picknicks, Socials, Entertainments, Bazare, Konzerte u. dgl. waren zur Aufbringung der nötigen Gelder an der Tagesordnung.

Natürlich wurde in einer nach der anderen neben dem deutschen englischer Gottesdienst eingeführt, um, wie man sagte, die Jugend anzuziehen. An der einen Kirche stand ein junger in Amerika geborener und ausgebildeter Pastor, der darauf aus war, möglichst schnell alles englisch zu machen. In der Sonntagsschule fing er damit an. Ein in der Sonntagsschularbeit ergrauter

treu deutscher Mann gab ihm zu verstehen, daß die Sonntagsschule eine deutsche sei und deutsch bleiben solle, doch kehrte er sich nicht daran und nannte in einem Gespräch mir gegenüber den ehrwürdigen Alten einen „old dutch crank"!

Um das Deutsche in meiner Gemeinde bei der Jugend zu erhalten, legte ich viel Wert auf die Samstagschule, die ich von 9—12 Uhr morgens hielt. An schönen Tagen zog ich wohl mit meinen Schülern hinaus ins Freie, ließ sie Freiübungen machen und lehrte sie hübsche deutsche Spiele und Lieder; das machte ihnen Freude und sie kamen immer gern wieder. Meine eigenen Kinder nahmen selbstverständlich an dem Unterrichte teil. Sie besuchten nun die öffentliche Schule in Liverpool. Bei fast allen Kindern von Deutschen beginnt dann das Englischsprechen zu Hause. Wenn die Eltern da nicht aufpassen und den Anfängen widerstehen, ist es um das Deutsche geschehen. Von meinen drei Kindern war es das ältere Töchterlein, das bereits nach dem ersten Schulgang in meiner Abwesenheit zur Mutter englisch sprach. Meine Frau erteilte ihr aber einen so ernsten Verweis, daß sie es nie wieder versucht hat. Es ist nicht selten, daß die Kinder in Gegenwart des Vaters deutsch sprechen, sobald er aber den Rücken kehrt, anfangen unter sich und mit der Mutter englisch zu reden. Daß die Meinen es nicht getan und auch heute nicht tun, verdanke ich ganz meiner Frau.

Auch im Glauben unserer teuren evangelisch-lutherischen Kirche zogen wir unsere Kinder auf und von dem Herumlaufen von einer Sonntagsschule zur anderen war keine Rede. An Sonntagen und allen Feiertagen gingen wir stets alle zusammen zum Gotteshause. Das hätte mich beinahe einmal in einen Widerstreit mit der öffentlichen Schule verwickelt. Der Karfreitag ist nämlich im Staat Neuyork kein gesetzlicher Feiertag und daher die öffentliche Schule nicht geschlossen. Ich gab nun meinen Kindern die Weisung,

statt in die Schule in die Kirche zu gehen. Darüber gab es eine kleine Auseinandersetzung, da ich jedoch fest auf meinem Standpunkt verblieb, so ließ man mich in Frieden.

Da die in Liebe mir zugetane Gemeinde darauf bedacht war, der Pfarrfamilie den Aufenthalt in Liverpool so angenehm wie möglich zu machen, so benützte sie eine günstige Gelegenheit und kaufte nach Veräußerung des alten Pfarrhauses ein prachtvolles, von einem großen Garten umgebenes Gebäude von einem reichen Manne, der sich in Boston niedergelassen hatte. Eine Liebe ist der anderen wert und so sann ich darüber nach, wie ich der Gemeinde eine Freude machen könnte. Die Gelegenheit dazu bot sich bald.

Im Mai des Jahres 1903 beging die Gemeinde auf meine Anregung hin die fünfzigjährige Jubelfeier. Sie verlief, vom schönsten Wetter begünstigt, in erhebender Weise. Berufene Redner, darunter der Präsident der Neuyorker Synode, kamen bei den verschiedenen Festgottesdiensten zu Worte. Die Gemeinde hatte eine große Jubiläumsgabe aufgebracht, von einzelnen Gliedern waren Stiftungen gemacht und von mir erschien ein Jubiläumsbüchlein mit der Geschichte der Gemeinde. Nun kam noch eine Überraschung. In aller Stille hatte ich mich in einer Eingabe an den deutschen Kaiser gewandt und für meine Paulusgemeinde um eine Altarbibel gebeten als Anerkennung des Festhaltens an der Väter Glaube und der Muttersprache während der fünfzig Jahre ihres Bestehens. Die Bitte wurde huldvollst gewährt. Welche Freude für uns alle, als ich der Gemeinde die Prachtbibel überreichen konnte, ein wahrhaft kaiserliches Geschenk, mit silberbeschlagenem Deckel und eigenhändig eingetragenem Spruch 2. Kor. 12, 9: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig."

An mancherlei Erfahrungen sollte es mir auch in

meinem jetzigen Wirkungskreise nicht fehlen. Auf einer Hochzeit bei Gemeindegliedern traf ich einen Mann, der eine hervorragende Stellung im Staate Neuyork einnahm. Im Laufe des englisch geführten Gespräches erfuhr ich, daß der Betreffende von deutscher Abstammung war. Als ich meine Verwunderung darüber ausdrückte, daß er, wie er mir erklärt hatte, kein Deutsch könne, erwiderte er: Ich bin früh von zu Hause fortgekommen, habe mich stets in angloamerikanischen Kreisen bewegt und hatte so nie Gelegenheit zum Deutschsprechen, so daß ich es verlernte; aber jeden Abend beuge ich mich im Gebete vor Gott und da bete ich das Gebet, das mich meine deutsche Mutter gelehrt hat und das ist ein deutsches Gebet.

In Syracuse gab es außer den deutschen Kirchen natürlich auch eine Anzahl deutscher Vereine, deren hervorragendste ein Gesang- und ein Turnverein waren. Nichts hat bei dem Amerikaner solchen Anklang gefunden wie das deutsche Lied. Mit der deutschen Turnerei steht es nicht so günstig. Sie wurde von den Achtundvierzigern begründet. Neben dem körperlichen pflegte man das geistige Turnen, das gewöhnlich in einen Angriff auf die Kirche hinauslief. Durch Eindringen junger Kräfte verlor das geistige Turnen mehr und mehr an Bedeutung, leider fehlte es dann auch nicht an Versuchen, an Stelle der deutschen Sprache die englische einzuführen. Der Turnverein in Syracuse hatte gleichfalls seine Sprachenfrage, und da es stets gut ist, die Deutschen aufzurütteln, so sandte ich folgendes kurze Mahnwort an die in Syracuse erscheinende deutsche Wochenzeitung:

„Zu unserer größten Verwunderung lasen wir in der vorigen Nummer der ‚Syracuse Union', daß auch im Syracuser Turnverein die Sprachenfrage zu spuken anfängt. Wir sind kein Glied des Vereins und stehen den Angelegenheiten desselben somit fern, aber als Deutschem, dem die Pflege und Erhaltung der deutschen

Sprache am Herzen liegt, kann es einem doch nicht einerlei sein, wenn ein deutscher Verein, der soeben sein goldenes Jubiläum gefeiert hat, nun auch auf einmal in die widerwärtige Sprachenfrage hineingezogen wird. Wir fragen, wie ist es möglich, daß in einem deutschen Verein eine Sprachenfrage aufkommen kann? Wie in so mancher deutschen Kirchengemeinde, sind es auch hier die ‚jungen Leute', die das Deutsche durch das Englische ersetzt haben wollen. Ist ihre Forderung berechtigt? Wir sagen ‚nein'. Wer zu einer deutschen Kirche oder einem deutschen Verein gehören will, der hat sich deren Satzungen zu fügen und sich der Erlernung der deutschen Sprache zu befleißigen, falls er dieselbe noch nicht versteht. Das ist freilich nicht leicht, denn das Deutsche ist eine schwere Sprache und mancher, dem Begabung oder Lust und Fleiß fehlen, wird sie nicht erlernen. Da man aber doch zu der Gemeinde oder dem Verein gehören will, so kommt man mit der ziemlich unverfrorenen Forderung, einfach das Englische einzuführen. Von dem Wert der deutschen Sprache, von der herrlichen deutschen Literatur, von der gewaltigen deutschen Kulturarbeit haben solche jungen Leute natürlich keine Ahnung. Woher sollen sie dieselbe auch haben? Wo ist nun die Stätte, da sie mit der deutschen Sprache und mit der deutschen Literatur bekannt gemacht werden sollen? Es ist in erster Linie das Haus. Wir haben unsere deutschen Kirchen, unsere deutschen Sonntagsschulen, unsere deutschen Vereine, aber alle zusammen vermögen nicht das zu leisten, was das deutsche Haus leisten kann, wenn es rechter Art ist, aber leider wird da am meisten gefehlt. Ich spreche hier nicht als einer, von dem es heißen könnte: ‚Tut nach meinen Worten und nicht nach meinen Taten.' Ich würde dieses nicht schreiben, wenn es auch bei mir in der Beziehung so übel stünde. Mit gutem Gewissen darf ich behaupten, daß mein Haus und die

Erziehung meiner Kinder durchaus deutsch sind. Darin lasse ich mich auch durch niemanden irre machen. In meinem Hause bin ich Herr und es regiert nicht etwa eine ‚neue Frau' oder der Wille des Kindes. Meine Frau ist in Amerika geboren, aber sie spricht zu mir und den Kindern nur deutsch, meine Kinder besuchen eine rein englische Schule, aber zu Hause sprechen sie zu den Eltern und unter sich nur deutsch, da gibt es auch kein yes und no, sondern ein ja und nein, denn wie ich darauf halte, daß sie ein gutes Englisch lernen, so lasse ich mir's auch angelegen sein, daß sie ein reines gutes Deutsch lernen. Fast jeden Tag nehme ich sie vor und unterrichte sie in Deutsch Lesen und Schreiben, sowie deutscher Literatur und Geschichte. Mein elfjähriger Junge ist in der deutschen Geschichte gerade so gut beschlagen, wie in der amerikanischen. ‚Ja', mag mancher sagen, ‚du hast dazu Zeit, ich nicht.' So? Hätte der Vater oder die Mutter wirklich nicht soviel Zeit übrig für die Kinder, um ihnen täglich einige Minuten zu opfern? Unsere Kinder haben so viel freie Zeit, daß sie oft nicht wissen, wie sie dieselbe totschlagen sollen, und dann im Sommer die beinahe drei Monate währenden Ferien, für die Mütter oft eine Zeit der Qual, könnte man da die Kinder nicht anhalten, daß sie sich ein oder zwei Stunden den Tag üben in Deutsch Lesen und Schreiben? Tausendfach würden die Kinder es später den Eltern danken und es würde ihnen nicht im Traume einfallen, einen Antrag auf Abschaffung der deutschen Sprache in einer deutschen Gemeinde oder einem deutschen Vereine zu stellen. Aber ach, die schöne Jugendzeit, in der die Kinder so leicht lernen, wird nicht ausgenützt, und was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr — und so haben wir junge Leute, die auf Einführung des Englischen dringen, weil sie Deutsch nicht verstehen. Ach, daß unsere deutschen Väter und Mütter sich auf ihre heilige Pflicht besinnen würden!

Ich hoffe, daß im Turnverein jetzt noch genug deutsche Männer sind, um die jungen Leute mit ihrer Forderung abzuweisen, aber die Forderung wird wieder gestellt werden, so sicher wie die Sonne am Himmel steht, wenn eben nicht jeder Deutsche es sich zur Pflicht macht, zu Hause in seinem engeren Kreise mit der Pflege des Deutschtums anzufangen."

Auf mein Mahnwort hin schrieb mir ein deutscher Amtsbruder: „Sie können reden und schreiben, was Sie wollen, das nützt alles nichts, das Deutschtum geht mit Riesenschritten seinem Untergang entgegen, da ist kein Aufhalten." Auch sonst vernahm ich solche Unkenrufe. Das veranlaßte mich zu Neujahr 1904 einen längeren Aufsatz an die Germania einzusenden, der mir manche anerkennende und zustimmende Worte eintrug und der folgendermaßen lautete:

„Ist das Deutschtum in den Vereinigten Staaten wirklich im Niedergang begriffen?

Das ist eine Frage, die man bei der Wende eines Jahres wohl stellen mag. Es wird Tausende geben, die mit einem unbedingten Ja darauf antworten. Sie sagen, der Verangliſierungsprozeß geht langsam, aber unaufhaltsam und sicher vor sich, sie weisen hin auf die vielen Deutschen, die ihre schöne Muttersprache drangegeben haben, sie weisen hin auf die Kinder deutscher Eltern, die fast durch die Bank nichts von der deutschen Sprache wissen wollen, ja teilweise mit großer Abneigung gegen die Sprache und das Land ihrer Eltern erfüllt sind, sie weisen hin auf das Eindringen des Englischen in ehemals rein deutsche Gemeinden und Vereine. In deutschen Zeitungen, in Kirchenblättern, in Reden und Gesprächen kann man es wieder und wieder lesen und hören, daß es mit dem Deutschtum in den Vereinigten Staaten reißend

abwärts geht und man prophezeit, daß in absehbarer Zeit das Ende des Deutschtums kommen müsse, wenn die Einwanderung von Deutschland sich nicht wieder heben sollte. Manchen ist der Niedergang des Deutschtums ganz recht; sie sagen, wir sind von Deutschland fort und haben mit dem Lande nichts mehr zu schaffen, in den Vereinigten Staaten gilt nun einmal die englische Sprache und es ist ganz verkehrt und töricht, neben der englischen noch die deutsche gebrauchen zu wollen — eine Sprache ist genug; anderen, deren Herz noch am alten Vaterlande hängt, tut es leid, die deutsche Sprache ist nun einmal ihre Muttersprache und es wäre ihnen ganz lieb, wenn sie auch in Amerika erhalten bliebe, da aber nach ihrer Ansicht keine Aussicht dazu vorhanden ist, so fügen sie sich ohne Murren in das Unvermeidliche und machen den Verangliesierungsprozeß mit; noch andere haben für Erhaltung der deutschen Sprache gekämpft, sie haben in Wort und Schrift die Schönheit und den Wert der deutschen Sprache gepriesen, aber da sie vermeintlich sehen, daß es doch nichts nützt, so haben sie den Kampf allgemach eingestellt und entmutigt die Flinte ins Korn geworfen. Nun, wer nicht an den Erfolg seiner Sache, für die er ficht, glaubt, der ist zu dem Kampfe ungeschickt und wird auch gerade deswegen keinen Erfolg haben.

Ich muß gestehen — und ich weiß mich darin mit manchen anderen eins — daß ich trotz allem, was vom Niedergang des Deutschtums vorgebracht wird, nicht an einen solchen Niedergang glaube. Ich kann es mir einfach nicht denken, daß einst, früher oder später, eine Zeit kommen soll, wo die deutsche Sprache in Amerika ausgerottet sein wird, wo es keine deutsche Kirche mehr gibt, keine deutsche Zeitung, kein deutsches Familienblatt, kein deutsches Kirchenblatt und wo kein deutsches Lied mehr erklingt.

„Ja", mag man mir entgegnen, „ob du dir das

denken kannst oder nicht, das ist einerlei, die Zeit wird doch kommen." So? Woher denn solche Weisheit? Unser Land ist nicht nur ein Land der unbegrenzten, sondern auch der unberechenbaren Möglichkeiten, und vielleicht gewinnt die deutsche Sprache und damit das Deutschtum überhaupt in Zukunft mehr Einfluß und Aufschwung, als wir selber ahnen. Die Anzeichen dafür sind vorhanden.

Ohne Frage nimmt das Deutschtum in den Vereinigten Staaten heute eine ganz andere Stellung ein, wie noch vor zwanzig oder dreißig Jahren, von der Stellung vor dem Kriege 1870—71 ganz zu schweigen. Viele Amerikaner reisen jetzt nach Deutschland, manche bleiben dort längere Zeit Studien halber und sie alle kommen zurück mit ganz anderen Ansichten von dem „Fatherland", wie das in ihren Reden und Aufsätzen zum Ausdruck kommt. Auch uns besuchen tüchtige Männer von Deutschland, nicht um hier zu bleiben, sondern um uns und unsere Einrichtungen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und auch sie werden meistens von ihren Vorurteilen gründlich geheilt. Durch alles das wird ein Freundschaftsverhältnis angebahnt, das schließlich auch uns Deutschamerikanern zugute kommt und wodurch für unsere Bestrebungen bei dem Amerikaner nichtdeutscher Abstammung mehr Verständnis erweckt wird. In den englischen Zeitungen und Magazinen findet man heutzutage manchen recht freundlich gehaltenen Aufsatz über Deutschland und den Deutschen Kaiser. Was berichteten sie denn früher über Deutschland? Herzlich wenig, und was über den Deutschen Kaiser, den „War Lord", wie ein einfältiger Berichterstatter Kriegsherr wörtlich übersetzt hat? Nichts Schmeichelhaftes. Das ist jetzt anders geworden. Infolge dieser engeren Beziehungen wird auch die deutsche Sprache von den Amerikanern mehr gepflegt. In unserer Nachbarstadt Syracuse haben Amerikaner sogar einen deutschen Klub gebildet, in dem nur deutsch

gesprochen und nur deutsche Literatur getrieben wird. In vielen der größeren Städte unseres Landes wird jetzt in den öffentlichen Schulen deutscher Unterricht erteilt und der Zudrang zu demselben immer größer. In Cleveland belief sich die Zahl der an ihm teilnehmenden Schüler vor einigen Jahren auf 12 000, im letzten Jahre aber auf 19 500 und dieses Jahr noch um 2000 höher, so daß die Zahl der deutschen Lehrer bedeutend vermehrt werden mußte. Auf unseren Hochschulen und Universitäten wird dem Deutschen ein immer weiteres Entgegenkommen gezeigt, weil man eben anfängt, den Wert der Kenntnis der deutschen Sprache zu schätzen.

Wie beschämend ist es doch da solchen Bestrebungen gegenüber für Deutsche, wenn sie teilweise den Verenglisierungsprozeß bei sich selber und in ihrem Kreise beschleunigen, oder wenn sie verzagend und mutlos den Kampf für die deutsche Sprache aufgeben. Wie beschämend, wenn ein deutscher Pastor einer deutschen Gemeinde einem jüngeren deutschen Amtsbruder den ‚guten' Rat erteilt, möglichst schnell englisch zu werden und alles englisch zu machen. Wie beschämend, wenn der Sohn desselben Pastors auf einer rein deutschen Konferenz als einzigster englisch spricht, und, auf das Ungehörige aufmerksam gemacht, sich damit entschuldigt, er könne sich nicht deutsch ausdrücken und der da meint, es verlohne sich nicht, Deutsch zu lernen, da doch alles schnell englisch werde. Ja, wenn das geschieht am grünen Holz, was will am dürren werden?

Doch mögen diesen beschämenden Beispielen noch viele andere hinzugefügt werden können, wir verzagen deshalb nicht. Es gibt auch noch viele andere, die nicht so denken und handeln und gerade weil wir das wissen, glauben wir an keinen Niedergang des Deutschtums hierzulande. Mögen auch alle die, welche nur so lose an unserem Deutschtum drum und dran hängen, abgestoßen werden, ein Kern wird doch zurückbleiben und aus ihm mag sich ein Geschlecht entwickeln, das kräftig

für die Erhaltung der deutschen Sprache eintritt. Es mag da gehen wie bei der Gemeinde, die wir besonders im Auge haben. Sie wurde vor hundert Jahren als rein deutsche Gemeinde gegründet, aber schon bald nach der Gründung wurden Stimmen laut, die das baldige Aussterben des Deutschen verkündeten und rieten, beizeiten für das Englische zu sorgen.

So wurde denn dem deutschen Pfarrer ein englischer Hilfsprediger zugesellt. Als der deutsche Pfarrer starb, wurde der englische Hilfsgeistliche Hauptpastor und ihm ein deutscher Hilfsgeistlicher beigegeben. Auf die Dauer ließ sich das Verhältnis nicht halten, man sagte, ein Pastor ist genug und da ja doch alle Englisch verstehen, so geben wir dem deutschen Hilfsgeistlichen den Laufpaß und machen die Gemeinde ganz englisch. Nun wachten aber die guten Deutschen auf, sie protestierten, doch das half nichts, schließlich mußten sie abziehen, ohne daß ihnen ein Cent von der Kirche, die sie gebaut hatten, ausbezahlt wurde. Sie gründeten nun eine neue Gemeinde mit dem deutschen Pfarrer, dem man den Stuhl vor die Tür gestellt hatte. Durch Erfahrung klug gemacht, trugen sie dafür Sorge, daß die deutsche Sprache bei der Jugend erhalten blieb und gründeten zu dem Zweck eine Gemeindeschule. Heute steht die Gemeinde da als eine der größten deutschen, sie besitzt eine prachtvolle Kirche, ein Schulhaus, einen eigenen Gottesacker mit Kapelle und von Einführung des Englischen ist gar keine Rede. Aus dem guten Kern heraus hat sich ein großer, starker Baum entwickelt. So mag's auch im großen mit dem Deutschtum gehen.

Lassen wir alle die Halben und Lauen — wenn nur die, welche ein Herz für die Sache haben, sich enger zusammenschließen und um so mehr an ihrem Teile für die Erhaltung der deutschen Sprache eintreten, vor allem im eigenen Hause. Haben unsere Kinder zu Hause die deutsche Sprache gelernt, so wird es ihnen

später gar nicht einfallen, in der Gemeinde auf Einführung des Englischen zu dringen.

Nun wohlan denn, ihr lieben Leser, laßt uns beim Anbruch eines neuen Jahres geloben, mehr noch als bisher unsere schöne deutsche Sprache in unserem Kreise zu pflegen. Wir sind Amerikaner, Bürger dieses Landes, das uns gastlich seine Tore geöffnet hat und an dessen Segnungen auch wir teilnehmen; auch wir befleißigen uns der immer besseren Beherrschung der englischen Sprache, die hier als Landessprache gilt und ein Bindeglied aller ist — aber darüber wollen wir unsere alte Heimat nicht vergessen und nicht vergessen die Sprache unserer Mutter, die Sprache des Volkes, dem wir entstammen, die Sprache der Kirche, in der wir aufgewachsen sind, und was Amerikaner nichtdeutscher Abstammung in ihren Kreisen tun, das wollen wir nicht unterlassen. Auch wir wollen in unseren Kreisen, wenn wir unter uns sind in der Familie, in den Gemeinden, in den Vereinen, unsere deutsche Eigenart und unsere deutsche Sprache pflegen und danach streben, aus unseren Kreisen heraus einen guten und heilsamen Einfluß auszuüben auf das Gesamtleben unseres Volkes. Und so in Bewahrung berechtigter Interessen laßt uns die Propheten mit ihren Unkenrufen von einem Niedergang des Deutschtums in den Vereinigten Staaten zuschanden machen."

Kurz darauf hatte ich wieder zur Feder zu greifen, um mich gegen eine diesmal von ganz unerwarteter Seite kommende Verkehrtheit zu wenden. Im lutherischen Kirchenblatt war ein „Schulmeisterlicher Erguß" überschriebener Aufsatz von dem Lehrer einer Gemeindeschule erschienen, in dem gleichfalls die Sprachenfrage erläutert wurde; in welcher Weise, kann man aus meiner Entgegnung sehen. „Sonst," schrieb ich, „ruft man den Deutschen immer zu: ‚Sorgt für das Deutsche' und nicht oft genug kann dieser Ruf erhoben werden, da es am Tage ist, daß in diesem Punkte recht

viele Deutsche ihre heilige Pflicht versäumen. Hier ermahnt nun ein deutscher Lehrer eindringlich: ‚Sorgt für das Englische', da er, wie es scheint, in Vernachlässigung des Englischen manche Gefahr für unsere Kinder und sogar für unsere deutschen Gemeinden sieht und da er glaubt, nur durch gleiche Berechtigung beider Sprachen in unseren Gemeinden das Deutsche noch eine Zeitlang erhalten zu können. Ob eine solche Mahnung bei unseren Deutschen, deren Kinder das Englische fabelhaft schnell lernen und die selber nur zu leicht die deutsche Sprache durch die englische ersetzen, angebracht ist, möchte ich bezweifeln, und ebenso die Richtigkeit der Annahme, daß das Deutsche in unseren Gemeinden nur durch gleiche Berechtigung beider Sprachen noch etwas zu erhalten sei. Die Erfahrung lehrt, daß da, wo man erst einmal dem Englischen die Tür geöffnet hat, das Deutsche meist bald an die Wand gedrückt wird und nur ein sehr kümmerliches Dasein fristet. Es ist eben sehr schwer, einen Pastor zu finden, der beiden Sprachen in gleicher Weise gerecht wird. Ich kenne einen Amtsbruder, der zwölf Jahre im Land ist, sich mit einem wahren Feuereifer an die Erlernung der englischen Sprache gemacht und vor einem Jahre englischen Gottesdienst in seiner bis dahin rein deutschen Gemeinde eingeführt hat. Seine englischen Gottesdienste ziehen aber nicht an, da seine Aussprache des Englischen noch recht viel zu wünschen übrig läßt. Ein anderer, der hier geboren ist und an einer deutsch-englischen Gemeinde steht, bekannte mir gegenüber ganz offen, daß ihm eine rein englische weit lieber wäre, da ihm das Predigen in deutscher Sprache zu schwer falle, was ihm jeder, der ihn einmal gehört hatte, gern glaubte. Wenn der Lehrer sagte, der Grund, daß so viele junge Leute unserer lutherischen Kirche verloren gehen, liege in dem Festhalten der deutschen Sprache als der alleinigen bei den Gottesdiensten, so ist der Grund nicht stich-

haltig. Es gibt fast überall englisch-lutherische Gemeinden, denen sich solche junge Leute, die nicht imstande sind, einer deutschen Predigt zu folgen, anschließen können. Es ist nicht so, daß man durch Einführung englischer Abendgottesdienste alle jungen Leute bei der Kirche erhält. In meiner Nachbarstadt haben drei deutsch-lutherische Gemeinden englischen Abendgottesdienst eingeführt, er war aber in allen drei Kirchen so schwach besucht, daß man beschlossen hat, gemeinsame englische Gottesdienste abwechselnd in den drei Kirchen abzuhalten. In den rein englischen Kirchen wird auch vielfach über schlechten Besuch geklagt. Das junge Volk, und nicht nur das junge, strömt eben dahin, wo „was los ist" und einer „tüchtig in Sensation macht". Für nichts und wieder nichts werden nicht die verlockendsten Themata in den Zeitungen angezeigt.

Was nun die Gemeindeschulen anbelangt, so sind sie durchweg deutsch-englisch. Der Staat verlangt natürlich, daß die Kinder auch in der Landessprache unterrichtet werden und dem ist Rechnung zu tragen. Gerade unsere deutsch-englischen Gemeindeschulen leisten aber in beiden Sprachen Anerkennenswertes. Die Missourisynode, der Hort der Gemeindeschule, hatte auf der Weltausstellung in St. Louis ein anschauliches Bild von der Leistungsfähigkeit der Gemeindeschulen in deutschen und englischen Fächern geboten und erhielt dafür eine Auszeichnung. Von einer Gefahr für das Englische kann bei einer Pflege der deutschen Sprache gar keine Rede sein.

An eine Erhaltung der deutschen Sprache glaubt der Lehrer nicht. Er sagt: „Der Übergang von der deutschen zur englischen Sprache wird und muß einmal kommen." Nun, solche Prophezeiungen hat man schon oft genug gehört, bereits vor hundert und mehr Jahren wurden sie ausposaunt, und doch erfreut sich die deutsche Sprache heute einer Pflege wie selten zuvor. Meine feste Überzeugung ist, daß nie die

Zeit kommen wird, wo das Evangelium in unserem Lande zum letztenmal in deutscher Sprache verkündigt wird, wo der letzte deutsche Ton im Lied verklingt und wo die letzte deutsche Zeitung zum letztenmal erscheint. Es werden sich immer wieder treue deutsche Pastoren finden, die eintreten für Erhaltung der deutschen Kirche, es werden sich immer wieder treue deutsche Lehrer finden, die die ihnen anvertrauten Kinder einführen in die Schönheit der deutschen Sprache, es werden sich immer wieder deutsche Väter und Mütter finden, die ihren Kindern als köstliches Gut die deutsche Sprache vermachen und es werden sich immer wieder solche Männer finden, die nach dem Grundsatz handeln: Sorgt für das Deutsche, das Englische sorgt für sich selbst."

So lieblich das Städtchen Liverpool auch war, die Heimat konnte es nicht ersetzen. So ließ ich mir im Jahre 1903 einen mehrere Monate langen Urlaub von meiner Gemeinde geben, sorgte für einen zuverlässigen Stellvertreter und zog diesmal ohne Begleitung meiner Familie über Schottland nach meinem geliebten alten Vaterlande, meinen Angehörigen, meinen Jugendfreunden und meinen Harzbergen. Wieder mußte ich staunen über den gewaltigen Fortschritt im Deutschen Reiche auf allen Gebieten. Bei meiner Rückkehr empfing mich meine Familie und meine dankbare Gemeinde aufs herzlichste. In Reiseberichten, die in einer deutschen Zeitung erschienen, sowie in Vorträgen schilderte ich meine Erlebnisse und Eindrücke und setzte dadurch nicht wenig die in Erstaunen, welche vor vielen Jahren ausgewandert waren und noch das Bild der Heimat von damals vor sich hatten.

Im folgenden Jahre besuchte ich die Weltausstellung in St. Louis. Natürlich hatte für mich wieder die größte Anziehungskraft die Ausstellung Deutschlands, die mein Herz vor Stolz höher schlagen ließ. Der bekannte Journalist Curtis, ein Stockamerikaner, schrieb

darüber: „Niemals hat irgend ein Land derartigen Geschmack in Aufstellung der Gegenstände, in Schmückung des Platzes, niemals derartige Geschicklichkeit in der Wahl dessen, was anziehend, neu und wissenschaftlich belehrend ist, bekundet als Deutschland."

Ganz besonders rühmt Curtis die Ausstellung in Hausgegenständen und Haushygiene. „Jedes Kind Deutschlands," sagt er, „scheint nach den Methoden der Wissenschaft genährt und erzogen zu werden. Wissenschaft, Methode, Gründlichkeit überall." — John Brisbey Walker äußerte sich in der trefflichen Weltausstellungsnummer seines Magazins „The Cosmopolitan" folgendermaßen: „Zuerst überkam mich Überraschung, dann tiefes Erstaunen, endlich Demütigung, als ich durch die Ausstellung ging und überall Deutschlands Überlegenheit sah, die ich, ich muß es bekennen, in keiner Weise erwartet hatte." Er fordert dann besonders die Amerikaner auf, sich die deutsche Ausstellung genau anzusehen, da sie dadurch von manchem Vorurteil geheilt würden.

Außerordentlich belehrend war die Schulausstellung der Missouri-Synode, die einen gründlichen Einblick in das Gemeindeschulwesen gewährte. Es hatten im ganzen 460 Lehrer, darunter 22 schulehaltende Pastoren und 37 Lehrerinnen ausgestellt. Die Arbeiten umfaßten: englische Spracharbeiten, Geschichte der Vereinigten Staaten, Geographie, Arithmetik, Religion, deutsche Spracharbeiten, Physiologie, Zoologie, Botanik, Weltgeschichte, Schönschreiben in beiden Sprachen und Zeichnen. Außerdem fand der Besucher 800 photographische Abbildungen von Schulgebäuden und Schulklassen, sowie Bilder, Inschriften und Zeichnungen als Wandschmuck. Die Ausstellung erhielt als verdiente Anerkennung die goldene Medaille zuerkannt. Beachtenswert war gleichfalls die Ausstellung des Concordia-Verlags der Synode. Zur freien Verteilung lagen dort „Der Lutheraner" und

die übrigen missourischen Blätter aus, ebenso verschiedene Traktate, wie: „Luthertum und Amerikanertum", „Bis hieher", „Kurzgefaßte Geschichte der Synode" usw. Es war Sonntag — die Sonne stand goldig am Himmel. Mein Herz fühlte sich sonntäglich gestimmt, genoß ich doch das seltene Glück, nach einem Gotteshaus pilgern zu können, um Gottes Wort zu hören. In meinem deutschen Gasthaus erkundigte ich mich nach einer deutsch-lutherischen Kirche und wurde zu der von Pastor Schmidt gewiesen.

Da die Zeit zum Beginn des Gottesdienstes noch nicht da war, so durchwanderte ich die Gegend und sah zu meiner großen Freude manche Denkmäler deutsch-lutherischer Arbeit. Vor allem fiel mir ein von einem großen, schön gepflegten Garten umgebener Bau auf — das Concordia-Seminar der Missourisynode. Ein prächtiges Standbild Luthers steht davor. Aber Luther ist nicht nur draußen, er ist auch drinnen zu finden in seiner Sprache, seinen Schriften, seiner Lehre, seinem Geist. In der Nähe erhebt sich ein anderes mächtiges Gebäude — das Verlagshaus, und nicht weit davon entdeckte ich das Louis Lange-Verlagshaus, von wo aus „die Abendschule", ein christliches Familienblatt, in tausend und abertausende deutscher Häuser einzieht. Inmitten von Bäumen erhebt sich die stattliche Kirche zum heiligen Kreuz von P. Schmidt und daneben das Gemeindeschulhaus, eine im Westen häufige Erscheinung. Wie in der alten Heimat trafen mein Ohr auch hier die tiefen Töne eines Glockengeläutes. Von allen Seiten kamen die Kirchgänger. Sie sprachen untereinander deutsch. Das geräumige Gotteshaus füllte sich bis auf den letzten Platz. Überraschend war die große Anzahl Männer, die jungen Leute, die jungen Mädchen und die Kinder saßen in Gruppen zusammen. Von vielem Sprechen und Herumschauen merkte ich nichts, wohl aber, daß hier die Früchte einer rechten christlichen Erziehung,

wie sie eine Gemeindeschule bietet, vorhanden waren. Auch das in Kreuzform gebaute Gotteshaus zeugte von echt kirchlichem Verständnis. Ich wähnte mich in einer Kirche Deutschlands zu sein, worin ich im Verlaufe des Gottesdienstes noch bestärkt wurde.

Der Pastor saß auf keinem großen Stuhl im Altarraum, die Nummern der Lieder waren angesteckt, ein nochmaliges Angeben und ein Vorlesen vom Pastor fand nicht statt, beim Verlesen des Gotteswortes stand die ganze Gemeinde auf und zwar nicht erst durch die sonst übliche Handbewegung des Geistlichen dazu aufgefordert. Die Liturgie wurde von dem Pastor gesungen. Der Gemeindegesang war kräftig, viele sangen, ohne in das Gesangbuch zu schauen. Der Gottesdienst wurde nicht durch drei Chorgesänge „verschönert," sondern durch ein mit prächtiger Stimme vorgetragenes Solo gehoben. Den Kern und Mittelpunkt des ganzen Gottesdienstes bildete die Predigt. Pastor Schmidt hatte zum Text Matth. 18, 1—11. Es war ein tiefernstes Zeugnis von der Wichtigkeit der christlichen Erziehung und nicht nur ich, sondern alle Anwesenden folgten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den schriftgemäßen Ausführungen. Ich verließ das Gotteshaus mit dem Gefühl des Dankes gegen Gott, der mir in seiner Güte solch gesegneten Sonntagmorgen geschenkt hatte. Als ich später einsam am Ufer des Mississippi wandelte und über das Erlebte nachdachte, fragte ich mich: Warum ist nicht überall solch schönes Zusammenstimmen und Zusammenwirken deutsch-lutherischer Kräfte zu finden, warum muß englisches Wesen und englische Sprache sich so oft in unsern Kirchen breit machen, warum sind die Lutheraner nicht überall das Salz der Kirche?

Am Sonntagnachmittag lenkte ich meine Schritte der eigentlichen „City" zu. Die Ausstellung war natürlich in all ihren Teilen fest geschlossen. Im Hauptgeschäftsteil der Stadt aber wimmelte es von

Menschen. Von sonntäglicher Ruhe merkte man herzlich wenig, was ja schließlich nicht zu erwarten war, bei den so vielen Tausenden Herzugeströmten, die sich auf den schönen Anstaltsgründen nicht ergehen konnten. Man sollte jedoch denken, daß das Volk so viel Achtung vor dem Gesetz habe, dasselbe nicht offenkundig zu übertreten, oder daß man so viel Ehrlichkeit besäße, ein nicht durchzuführendes einfach zu beseitigen. Ich hatte schon viel von der amerikanischen Heuchelei gehört und gelesen, doch war ich mit meinem Urteil darüber bisher sehr vorsichtig, da es mir an direkten Beweisen fehlte. Die erhielt ich nun. Ich sah es mit meinen eigenen Augen, daß die Wirtschaften, welche dem Gesetz nach am Sonntag geschlossen sein müssen, ihre Seitentüren offen hielten und daß Unzählige dadurch verschwanden, obgleich ein Polizist nicht weit davon stand und darum wußte. Ja, am Abend waren die Wirtschaften sogar hell erleuchtet und das Stimmgewirr, das aus ihnen hervordrang, konnte jeden davon überzeugen, daß das Gesetz einfach verhöhnt wurde. Doch das ist nicht alles, Theater von sehr zweifelhafter Güte waren weit offen, ebenso „Museen" und dergl. Lokale. Auf einem freien Platze hatte man Buden aufgeschlagen, in denen man allerlei „schöne" Sachen gewinnen konnte und ganz in der Nähe des Stadthauses fielen hochrot geschminkte und aufgedonnerte Dirnen auf. Wie stimmt das zusammen, daß man auf der einen Seite die Ausstellung am Sonntag fest geschlossen hält und auf der anderen solch Tun und Treiben ruhig gewähren läßt. Mir wurde es klar, daß hier ein Pfuhl der Verderbnis vorhanden war, aus dem gleich giftigen Sumpfpflanzen Heuchelei, Unehrenhaftigkeit und Frechheit hervorwachsen. Nicht sehr erbaut von dem, was ich bisher gesehen, folgte ich einem Menschenstrom, der nach der großartigen Musikhalle führte. Dieselbe hat mehrere gewaltige Säle, in deren größtem eines jener zugkräftigen

Spektakelstücke gegeben wurde. In einem kleineren fand eine Versammlung von Bibelstudenten statt, unter der Leitung der Watch Tower Bible and Tract Society von Allegheny, Pennsylvanien. Hier trat ich ein. Der Saal war ziemlich gefüllt. Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten wurde ein langes Gebet gesprochen, ein Lied nach dem anderen gesungen, etliche Erzählungen dazwischen eingestreut und dann mehrere Ansprachen gehalten. Das viele Kommen und Gehen der Leute störte die Aufmerksamkeit sehr. Das Gesagte war gewißlich gut gemeint und erfreulich, daß man sich unumwunden zu der Bibel als dem Worte Gottes bekannte, aber in der Auslegung trat recht viel Ungesundes zutage. Beim Ausgange verteilten junge Leute verschiedene Traktate, ich erhielt einen mit der Überschrift: „Thy Word is truth — an answer to Robert Ingersoll's Charges against Christianity". (Dein Wort ist Wahrheit — eine Antwort auf Robert Ingersalls Angriffe gegen das Christentum), in dem der Versuch gemacht wurde, etliche Sätze des großen Gottesleugners zu widerlegen. Am Abend ging ich in eine große englische Methodistenkirche. Der Besuch war gut, der Gang des Gottesdienstes derselbe, wie in allen englischen Kirchen, man merkt da keinen großen Unterschied zwischen dem der Methodisten, Baptisten, Presbyterianern, Lutheranern (wenigstens der Generalsynode) und andern Benennungen mit Ausnahme der Episkopalen. Ein „Weekly Bulletin" wurde verteilt, aus dem man ersah, daß der Pastor noch nicht lange an der Gemeinde stand, wenigstens konnte man unter den „Notes" lesen: How do you like the new Preacher? (Wie gefällt dir der neue Prediger?) Der Weekly Calendar zeigte, daß jeden Abend in der Woche etwas los war mit Ausnahme des Samstagabend. Der Pastor erschien in einem kurzen schwarzen Rock und einer weißen Weste. Er redete über die köstliche Geschichte von Naeman, doch leider sehr ober-

flächlich, statt sich an diese Geschichte zu halten, erzählte er seine eigenen. Ich stellte unwillkürlich einen Vergleich an zwischen dem Morgengottesdienst in der deutsch-lutherischen und dem Abendgottesdienst in der englisch-methodistischen Kirche. Dort wahrhafte Erbauung, hier mehr Unterhaltung, dort kräftiger Gemeindegesang, dem Ort und dem Gottesdienst angemessen, hier ein Singen, das man überall sonstwo eher als in der Kirche erwarten sollte, dort ein heiliger Ernst, hier eine leichte Oberflächlichkeit, dort eine in die Tiefe des Gotteswortes gehende Predigt, hier ein interessantes, aber über das Gotteswort hinweggehendes Reden. Es hat eben jeder seine besondere Art. Der Deutsche die seine und der Englische die seine. Ich glaube nicht, daß viele Englische großen Geschmack an unseren deutschen Gottesdiensten finden, auf der anderen Seite kann man es aber auch uns Deutschen nicht verübeln, wenn wir in einem englischen Gottesdienste nicht das finden können, wonach unser Herz verlangt. Darum bleibe jeder bei seiner Art.

Am Montagmorgen stattete ich noch der Riesenbrauerei von Anmhäuser-Busch einen Besuch ab, diesem Denkmal rastlosen deutschen Vorwärtsstrebens und Unternehmungsgeistes, und dann ging es wieder heim.

Bisher hatte ich ganz auf mich allein angewiesen für Pflege der deutschen Sprache und Kräftigung deutschen Selbstbewußtseins gewirkt, nun aber fand ich Anlehnung an zwei reichsdeutsche Vereine, welche mich in meinem Streben unendlich fördern sollten.

In der Stadt Syracuse lernte ich eine feingebildete deutsche Frau kennen, die Glied des Neuyorker Zweigvereins des Allgemeinen deutschen Sprachvereins war und eifrig für ihn warb. Durch sie wurde auch ich gewonnen. Dem Sprachverein oder vielmehr der von ihm herausgegebenen Zeitschrift verdanke ich unendlich viel für meine Sprache. Man mag ja im Ausland noch so sehr auf seine Sprache acht geben,

Sprachfehler und undeutsche Redewendungen schleichen sich doch ganz unmerklich ein, denn es ist niemand da, der uns darauf aufmerksam macht und da fast alle dieselben Fehler machen, so denkt man schließlich, daß das falsche das richtige sei. Wohl las ich deutsche Zeitungen und deutsche Bücher, aber an der heutigen Presse, bei der alles schnell gehen muß, und an den Werken der modernen Literatur mit ihrer häufig sich findenden Geschmacksverirrung kann man seine Sprache nicht bilden. Erst durch den Sprachverein wurde mir die oft geradezu entsetzliche Nachlässigkeit der Deutschen ihrer Sprache gegenüber, aber auch die Schönheit einer einfachen, reinen deutschen Sprache klar. Da ich fest auf dem Grundsatz stehe, daß man stets mit gutem Beispiel vorangehen soll, so fing ich bei mir selber an und warf nach und nach den ganzen Wust unnötiger und unschöner Fremdwörter, auf deren Schatz ich noch von meinen Gymnasialjahren her so stolz gewesen war, über Bord. Daß man etwas erreichen kann, wenn man nur will, ersah ich aus einem Beispiel. Beim Fortgehen von Deutschen gebrauche ich nicht mehr das französische „Adieu" oder das englische „Good bye", sondern das schöne deutsche „Auf Wiedersehen" oder „Lebe wohl" und das hat sich im Kreise meiner Familie und meiner Freunde fest eingebürgert.

Der andere Verein, dem ich mich anschloß, war der Alldeutsche Verband. Ich hatte oft genug Gelegenheit, das ausgeprägte Selbstbewußtsein des Volkes, dem ich nun als Bürger angehöre, kennenzulernen, ein Selbstbewußtsein, das sich trotz der verschiedensten Bestandteile in allen Schichten findet und das sich in der gesamten Presse ohne Unterschied kundgibt. Es mag sich ja dieses Selbstbewußtsein nicht selten zu Nativismus und Borniertheit steigern, aber gleichwohl nötigte es mir immer Bewunderung ab und erregte in mir einen gewissen Neid und eine

stille Trauer, wenn ich auf der andern Seite bei Deutschen so wenig Rückgrat und wie auf meinen Reisen in Deutschland so viel undeutsches Wesen fand. Da kann man es nur mit Freude begrüßen, wenn ein Verband wie der Alldeutsche den deutschen Michel tüchtig aufrüttelt und unablässig bemüht ist, das Selbstbewußtsein zu stärken. Er ist es auch, der die Deutschen im Auslande nicht aufgibt und wieder und wieder die Augen der Reichsdeutschen auf sie lenkt. Wie tröstlich, wie ermutigend aber für uns, wenn wir wissen, bei unserem Kampf um das Deutschtum stehen unsere Brüder daheim hinter uns, sie verfolgen mit reger Anteilnahme unsere Bestrebungen, sie blicken mit Stolz auf uns, wenn wir mannhaft gekämpft haben, sie freuen sich mit uns, wenn ein Sieg errungen ist.

Mein Sohn wuchs heran, er war von mir eingesegnet worden und es mußte nun daran gedacht werden, welchen Beruf er erwählen sollte. Er hatte den Wunsch, Pastor zu werden. Ich sandte ihn daher auf das Wagner College in Rochester, N. Y., einer Lehranstalt der Neuyorker Synode, die etwa einem deutschen Gymnasium entspricht. Unter ihrem treudeutschen gläubigen Direktor herrschte ein guter Geist, so daß ich ihn beruhigt ziehen lassen konnte. Gewissermaßen als Geleit gab ich ihm folgendes von mir verfaßtes Gedicht mit auf den Weg:

An meinen Sohn.

Stolz darfst du nennen dieses Land
Dein schönes, großes Vaterland,
Wo frei das Sternenbanner weht,
Am Eingangstor „die Freiheit" steht.

*

So zeig dich würdig seiner Helden,
Von denen kühne Taten melden,
Die einst im heißen Kampf erstritten
Die Freiheit von dem Joch der Briten.

Pastor Siegmund von Bosse,
Sohn von Pastor Georg von Bosse.

Vergiß nicht jener tapfern Scharen,
Die, um der Einheit Band zu wahren,
Drob kämpften treu mit hohem Mut
Und opferten ihr Gut und Blut.

*

Gedenk der Männer, deren Taten
Den echten Bürgersinn verraten
Und deren Namen strahlend glänzen
Weit über unsres Landes Grenzen.

*

Und stehst du selbst in Edler Reih'n
Und darfst des Landes Wohl dich weih'n,
Dann blick ich stolz auf dich, o Sohn,
Als meiner Sorge schönen Lohn.

*

Doch eins noch will ich dir vertrau'n:
Dein Vater kam aus deutschen Gau'n, —
Dem Land, das manchen Held gebar,
Wo's Herz so bieder, treu und wahr.

*

Und Deutsche hier zu aller Zeit,
Sie haben ihre Kraft geweiht
Der schönen Braut Columbia,
Blieb auch das Herz der Mutter nah.

*

Sie wirkten still mit treuem Sinn
Fürs Landeswohl, nicht Selbstgewinn,
Und an so manchem deutschen Herd
Preist man im Lied Columbia wert.

*

Drum schäm' dich nicht vor deutschem Namen,
Daß du entsproßt aus deutschem Samen;
Es sei dir stets der deutsche Laut,
Wie deine Mutter, lieb und traut.

*

Und wenn ich einst gestorben bin,
So nimm dies als Vermächtnis hin:
Pfleg' deutsche Art und deutsche Sitte
In deines künft'gen Kreises Mitte.

Mit etlichen anderen Gedichten von mir ging dieses über in die unter dem Namen „Vom Lande des Sternenbanners" von Dr. G. A. Neeff herausgegebene

Blumenlese deutscher Dichtungen aus Amerika — erschienen in Carl Winters Verlag, Heidelberg.

Die wohltuende Ruhe des ländlichen Ortes und die verhältnismäßig leichte Arbeit der so wohlgeordneten Gemeinde boten mir innere Sammlung und Zeit zu größeren schriftstellerischen Arbeiten. Es erschien als erste: „Aus der alten und neuen Heimat," — Erlebtes und Empfundenes — im Verlag von Julius Zwißler in Wolfenbüttel. Dann begab ich mich auf mein eigentliches Feld und schilderte das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Amerika in einer Arbeit, die ich an die Zeitfragen des christlichen Volkslebens einsandte, damals herausgegeben von Frhr. v. Ungern-Sternberg in Berlin und Pfr. Th. Wahl in Langen bei Darmstadt und im Chr. Belserschen Verlag in Stuttgart erschienen. Nach einigen Wochen erhielt ich folgenden Brief:

Hochgeehrter Herr!

Ihre Arbeit über die Lage des Deutschtums in den Vereinigten Staaten kommt wie gerufen. Schon lange ist es mein, und wie ich glaube, auch meines Mitherausgebers, Pfarrer Wahl in Langen, dringender Wunsch gewesen, eine wirklich berufene Feder für die Bearbeitung dieses Gegenstandes, einer rechten „Zeitfrage" zu gewinnen. Wir wußten aber nicht, an wen wir uns wenden sollten. Um so dankbarer bin ich Ihnen dafür, daß Sie selbst auf den Gedanken gekommen sind, die Aufgabe für unser Unternehmen zu lösen. Aus eigener Auffassung kenne ich Ihre jetzige Heimat nicht, habe mich aber von jeher, d. h. seit mehr als 40 Jahren viel mit den dortigen Verhältnissen beschäftigt und mich namentlich auch über die Lage der Deutschen zu unterrichten gesucht. Ein klares Bild habe ich jedoch erst aus Ihrer Darstellung gewonnen, der man die eigene unmittelbare Erfahrung auf den ersten Blick ansieht. Und eben darum war

es mir zu tun. Auf flüchtige Reiseeindrücke gebe ich gar nichts, ja, ich glaube sogar, daß jemand, der Amerika nur aus Büchern kennt, unter Umständen ein richtigeres Urteil haben kann als der Tourist, der es in 3 Monaten durchstreift und hinterdrein alles besser wissen will als sonst jemand. Außerdem bekümmern sich die meisten deutschen Reisenden, wie mir scheint, recht wenig um die Stammesgenossen. Ihnen ist es interessanter, die richtigen Amerikaner kennen zu lernen. Mir geht es umgekehrt. Ich möchte vor allem wissen, wie es um die Deutschen bestellt ist und welche Entwickelung man ihnen voraussagen darf. Und diesem Bedürfnis kommen Sie eben in vorzüglicher Weise entgegen.

Ich werde die Arbeit sogleich an meinen Mitherausgeber senden und hoffe bestimmt, daß sein Urteil mit dem meinigen übereinstimmen wird. Sobald ich Antwort habe, lasse ich es Sie sogleich wissen. Es würde mich ganz besonders freuen, wenn wir in dauernde Beziehungen treten könnten, denn gewiß gibt es noch andere Fragen, die Sie vom amerikanischen Standpunkte zu behandeln vermöchten.

Ihren christlichen Gemeinschaftsgruß erwidere ich von Herzen und bleibe in größter Hochachtung

Ihr ergebener

E. Ungern-Sternberg.

Da auch Pfarrer Wahl meine Arbeit für die „Zeitfragen" geeignet befand, so erschien sie im Jahre 1904 unter der Überschrift: „Das heutige Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Amerika."

Der nun folgende zwischen Freiherrn v. Ungern-Sternberg und mir geführte Briefwechsel war für mich ein seltener Genuß. Aus allen seinen Zeilen sprach eine edle, tiefgläubige, in aufrichtiger Liebe zum deutschen Volke durchglühte Gesinnung und ein überraschend gesundes und zutreffendes Urteil über amerikanische, besonders deutschamerikanische Verhält-

nisse. Neue Anknüpfungspunkte fanden sich, als er in seinen Leidenstagen in meinen geliebten Harzbergen weilte. Dann blieben die Briefe aus. Nach Wochen erhielt ich einen längeren von seiner Gattin, worin sie mir das Abscheiden des teuren Mannes mitteilte und mir seine letzten Tage auf Erden als die eines treuen Gotteskindes schilderte, das im festen Glauben an seinen Heiland entschlief. Und wenn sie zum Schluß schrieb: „Ich kann nur eins beklagen, daß Sie meinen Mann persönlich nicht gekannt," so beklage ich das mit ihr, lebe aber der Christenhoffnung, einst vor dem Throne Gottes mit ihm zusammenzutreffen.

Später brachten die „Zeitfragen" noch von mir „Die kirchlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten" und „Karl Schurz, Deutschlands beste Gabe an Amerika."

Im März des Jahres 1904 brachten die Zeitungen die Nachricht, daß die Gattin des verstorbenen Brauherrn Conrad Seipp zu seinem Gedächtnis drei namhafte Preise gestiftet habe für die drei besten Arbeiten über das Thema: „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten, unter besonderer Berücksichtigung seines politischen, ethischen, sozialen und erzieherischen Einflusses." Anfangs ließ ich die Nachricht unbeachtet. Durch meine Arbeiten für die „Zeitfragen" und deren günstige Beurteilung aber angeregt, suchte ich um Angabe der näheren Bestimmungen nach und erhielt dieselbe von Professor Dr Starr Willard Cutting, dem Vorsteher der Abteilung für Germanistik an der Universität in Chicago. Das Werk sollte etwa 800 Druckseiten umfassen, konnte in englischer oder deutscher Sprache verfaßt sein und mußte bis zum 22. März 1907 abgeliefert werden. Ich machte mich nun unverzüglich an die Vorarbeiten. Eins stand bei mir von Anfang an fest, daß die Darstellung des meist nicht beachteten oder gewürdigten religiösen Lebens der Deutschen in Amerika zu ihrem vollen Rechte kommen müsse. Schon

war der Entwurf der Arbeit und die Sichtung des Stoffes nahezu beendet, da wurde ich plötzlich mitten aus der mir so lieb gewordenen Arbeit herausgerissen. Heraus ging es aus der beschaulichen Ruhe eines ländlichen Heims und dem stillen Frieden einer dankbaren Gemeinde und hinein in das Gewirr einer Großstadt und einen Kampf, so lang und bitter, wie ich ihn bis dahin noch nicht erlebt hatte.

Pastor Wischan war unter seiner rastlosen Tätigkeit schließlich zusammengebrochen und Ende April 1905 im Alter von 60 Jahren gestorben, nachdem er 35 Jahre lang an der St. Paulusgemeinde gestanden und sie aus einer durch Wirren und Spaltung zerrütteten und geschwächten zu einer der größten und einflußreichsten emporgehoben hatte. Kaum jedoch war er zur letzten Ruhe gebettet, da brachen Streitigkeiten über einen zu erwählenden Nachfolger aus. Nach den Satzungen der Gemeinde liegt alle Macht in den Händen des Kirchenvorstandes, er verwaltet das nicht unbeträchtliche Vermögen der Kirche und er ist es, der bei einer Pastorenwahl die Kandidaten aufstellt, über die allein abgestimmt werden kann. Zur Erwählung sind zwei Drittel Stimmenmehrheit erforderlich. Die Familie des verstorbenen Pastors hätte nun gern einen ihr befreundeten Geistlichen als Nachfolger gehabt, der Kirchenrat wollte aber gerade diesen aus verschiedenen Gründen nicht als Kandidaten aufstellen. Die Familie mit ihrem Anhang fing nun an gegen den Kirchenrat zu wühlen und hetzte namentlich die Deutsch-Ungarn, deren eine große Zahl zur Gemeinde gehörte, gegen ihn auf, indem man ihnen vorredete, daß der Kirchenrat, falls er seinen ihm ergebenen Kandidaten durchbrächte, alle Deutsch-Ungarn aus der Gemeinde weisen würde. Als nun der Kirchenrat einen Kandidaten aufstellte, einen außerordentlich tüchtigen Mann und ein persönlicher Freund von P. W., stimmte die Gegenpartei geschlossen

gegen ihn, so daß er die zur Wahl erforderliche zwei Drittel Stimmenmehrheit nicht erhielt. Einem zweiten Kandidaten ging es ebenso und jedem andern vom Kirchenrat aufgestellten wäre das gleiche widerfahren. Der Konferenzpräses versuchte zu vermitteln, erreichte aber nichts. Je länger, je erbitterter wurde der Kampf und ein Ende desselben war nicht abzusehen. In dieser Not wandte sich der Kirchenrat und alle treuen langjährigen Glieder der Gemeinde an mich mit der Bitte, eine Gastpredigt in der St. Pauluskirche zu halten und bei der Gelegenheit ihnen zu raten, wie dem geradezu entsetzlichen Zustande abgeholfen werden könne. Ich nahm die Einladung an, kam nach Philadelphia und predigte in der übervollen Pauluskirche. Von allen Seiten wurde ich freudig begrüßt, auch von der Familie von P. W. Man schien in mir den Friedensbringer gefunden zu haben. Nach etlichen Wochen erhielt ich eine zweite Einladung zu einer Gastpredigt. Diesmal trafen mich manche feindselige Blicke. Man hatte offenbar schon gegen mich gewühlt und mich als einen Eindringling hingestellt. Wieder nach einigen Wochen erhielt ich mit Zustimmung des Konferenzpräsidenten vom Kirchenrat einen vorläufigen Ruf zugesandt, mit der Bitte, um der Gemeinde willen ihn anzunehmen, da man glaube, daß ich imstande wäre, mit Gottes Hilfe den Wirren ein Ende zu machen. Der Schritt wollte reiflich überlegt werden. Nichts trieb mich von meiner friedsamen Gemeinde fort und die begonnene Schriftstellerei machte mir große Freude. Sollte ich etwas Sicheres und mir Liebes aufgeben und mich in einen Kampf stürzen, dessen Ausgang ich nicht voraussehen konnte? Ich wandte mich im Gebet an meinen Gott, ich nahm Rücksprache mit mir treu befreundeten Amtsbrüdern und erbat mir Rat von meinem väterlichen Freunde Pastor Paulsen in Kropp. Er schrieb mir: „Unbedingt annehmen. Ich habe von Anfang an Sie für durchaus

geeignet gehalten und Pastor X. hat mir schon vor zwei Monaten geschrieben, daß dies die glücklichste Lösung des Konfliktes sei. Ich habe unbedingtes Zutrauen zu Ihnen allezeit gehabt, ich habe allezeit Sie geliebt wie meinen Sohn." Ich teilte nun dem Kirchenrat meinen Entschluß mit, den Ruf an die St. Paulsgemeinde als einen vorläufigen anzunehmen. Ich erhielt darauf eine Anzahl Drohbriefe von der Gegenpartei, doch ließ ich mich durch nichts mehr einschüchtern oder in meinem Entschluß wankend machen. Unendlich schwer wurde mir der Abschied von meiner geliebten Gemeinde in Liverpool, die mir bis zuletzt eine rührende Anhänglichkeit bewies. Ein Stück meines Herzens ließ ich zurück.

VII.

Ende August trat ich mein Amt in der St. Paulsgemeinde unter den allerschwierigsten Verhältnissen an. Ich habe, das darf ich behaupten, mich redlich bemüht, die Parteien miteinander zu versöhnen und den Frieden der Gemeinde wieder herzustellen. In Gottes Kraft und mit seltener Freudigkeit predigte ich sonntags und während der Woche machte ich von morgens früh bis abends spät Hausbesuche und versuchte, das Vertrauen aller zu gewinnen. Ich fand noch manche der alten Glieder, die mich von früher her kannten und sich von Herzen freuten, mich wieder in ihrer Mitte zu haben, eine große Zahl war während der Zeit in die Ewigkeit abgerufen oder in die neuerstandenen Vorstädte fortgezogen. Die dadurch entstandenen Lücken hatten Deutsch-Ungarn vornehmlich aus dem Zizser Komitat und Deutsch-Russen ausgefüllt. Trotz meiner Vermittlungsbemühungen erhob die Gegenpartei wieder und wieder die Forderung, daß der von ihr gewünschte Pastor als Kandidat aufgestellt würde, so daß ich schließlich keinen andern

Ausweg sah, als den Kirchenrat zu bestimmen, die Forderung zu erfüllen, was er nach langer, hartnäckiger Weigerung tat. Es kam zu einer Wahl, aber wie die vorhergehenden, wurde auch dieser Kandidat geschlagen. Die Schuld daran schrieb man mir zu und die ganze Schale des Hasses der Gegenpartei ergoß sich nun in erster Linie statt über den Kirchenrat über mich. Was ich damals an Schmähungen, Verdächtigungen und Verleumdungen zu erdulden hatte, ist nicht zu beschreiben, doch ließ ich mich dadurch nicht beirren, ich stand fest und fest standen hinter mir der Kirchenrat und die treuen Glieder der Gemeinde. Der November war herbeigekommen, allgemein herrschte das Verlangen nach geordneten Zuständen noch vor Schluß des Jahres. Der Kirchenrat stellte nun mich als Kandidaten auf. Die Wahl erwies sich als die bisher bei weitem erfolgreichste, trotz der unglaublichen Wühlereien der Gegenpartei, jedoch fehlte mir an der zwei Drittel Stimmenmehrheit eine Stimme. Was nun? Sollte ich weiter ziehen oder weiter kämpfen? Von allen Seiten wurde ich bestürmt auszuharren. Man setzte folgende Erklärung auf: „Wir, die unterzeichneten stimmfähigen Glieder, wir die beitragenden Glieder und wir, die Frauen der St. Paulusgemeinde, erklären hiermit, daß es unser Wunsch und Wille ist, Pastor Georg von Bosse auch fernerhin als unsern Seelsorger zu behalten, da wir das Opfer, das er unserer Gemeinde gebracht hat, würdigen, seine Arbeit, die er bisher in St. Paulus getan hat, schätzen, und da wir glauben, daß er der rechte Mann für unsere Gemeinde ist.“ Diese Erklärung wurde mir mit annähernd 1000 Unterschriften an einem Sonntage nach der Predigt von einem Gliede des Kirchenrates überreicht. Voll Freude über diese Kundgebung erklärte ich, mit Gottes Hilfe und im Verein mit den Getreuen weiter kämpfen zu wollen, bis der endgültige Sieg errungen sei. Es galt nun

vor allem die sogenannte Kirchenratspartei fest zu organisieren, wobei der Lehrer der zweiten Abteilung der Gemeindeschule, der eine außerordentliche Begabung dafür zeigte, beste Hilfe leistete. Mit der Zeit wurden manche der Gegenpartei des langen Streites müde, und verließen die Gemeinde, etliche zogen fort oder starben, wodurch die Partei eine Schwächung erfuhr. Endlich im März 1906 beinahe ein Jahr nach dem Tode Pastor Wischans schritt man mit Einwilligung des Konferenz- und Synodalpräsidenten zur zweiten Wahl über mich. Das Ergebnis war ein glänzendes. Nur 14 Stimmen fielen gegen mich. Nie werde ich den Augenblick vergessen, als der Sieg verkündigt wurde. Helle Freudentränen liefen den Männern über die Backen und kaum konnte ich mich all der Freudenbezeugungen erwehren. Nach einem inbrünstigen Gebet sangen wir alle das alte deutsche, herrliche Dankeslied: „Nun danket alle Gott," mit einer Kraft und Begeisterung, wie es nur ein wirklich dankerfülltes Herz verleihen kann. Am darauffolgenden Sonntag — Lätare — feierte dann die Gemeinde in dem mit Palmen und Blumen aufs schönste geschmückten Gotteshause ein Dankfest ohnegleichen. Ich predigte als der nun endgültig erwählte Seelsorger der St. Paulusgemeinde über 1. Mose 9, 13—15. Nach der Predigt überreichte mir ein weiß gekleidetes Mädchen der Gemeindeschule einen prächtigen Rosenstrauß und nach dem Gottesdienste kamen Hunderte und aber Hunderte, drückten mir die Hand und wünschten mir Gottes reichen Segen.

Auf die Zeit des heißen Kampfes folgte nun eine Zeit angestrengtester Arbeit. Die zur Gegenpartei gehörigen Glieder verließen fast alle die Gemeinde, sie nahmen ihre Kinder aus der Sonntags- und Wochenschule fort und veranlaßten ihre Gesinnungsgenossen, gleichfalls aus dem Gemeindeverband auszutreten. Überall, auch in den Vereinen und im Singchor gab

es Lücken. Der Besuch der Gottesdienste hatte infolgedessen sehr nachgelassen. Mit Schadenfreude verkündeten meine Gegner überall: Was Pastor Wischan in 35jähriger Arbeit aufgebaut hat, das reißt sein Nachfolger wieder ein. Ich bekümmerte mich um solch Gerede nicht weiter, sondern ging ruhig meinen Weg und tat meine Pflicht. Es kam mir natürlich sehr zu statten, daß ich an der Gemeinde schon als Hilfspastor von P. W. gestanden hatte und so in seinem Sinn und Geist wirken konnte. Neue Glieder schlossen sich nach und nach der Gemeinde an, alte ausgetretene kehrten zurück, die Lücken füllten sich, der Gottesdienstbesuch hob sich, die Zeit neuen Aufblühens trat ein. Besonders lag auch mir, wie meinem Vorgänger, die Hebung der Gemeindeschule am Herzen und ich hatte die Freude, daß meine Bemühungen nicht vergeblich waren. Sehr entgegenkommend zeigte sich dabei die deutsche Presse Philadelphias, die stets gern meine Aufrufe, sowie die Berichte über die Prüfungen brachte und dadurch immer wieder die Aufmerksamkeit auf unsere Schule lenkte.

Um den Missionssinn und das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den deutschen Lutheranern der Stadt und Umgegend zu wecken, hatte P. W. deutsche Missionsfeste ins Leben gerufen, die alljährlich an einem Sonntag in einem Parke unter stets sich steigender Beteiligung gefeiert wurden. Anfangs kamen aus dem englisch-lutherischen Lager Proteste gegen die Abhaltung eines solchen Festes am Sonntag! Man kannte eben ein deutsches Missionsfest nicht, doch die Proteste verstummten gar bald, als man die herrlichen Erfolge sah. Ich ließ es mir angelegen sein, im Verein mit gleichgesinnten Amtsbrüdern, diese Feste fortzusetzen, die jetzt von 4—5000 Glaubensgenossen besucht werden. P. W. war ferner auch ein eifriger Förderer der deutschen Sonntagsschulsache gewesen. Ein Verein, dessen Gründung in das

Jahr 1851 fällt und der jetzt 28 deutsch-lutherische Sonntagsschulen mit gegen 600 Lehrern und Lehrerinnen und 7000 Schülern umfaßt, dient zu gegenseitiger Stärkung und gemeinsamer Arbeit. Unter P. W. Leitung hat er manche neue Sonntagsschule ins Leben gerufen, aus denen deutsche Gemeinden entstanden sind. Bei den vierteljährlichen Sitzungen des Vereins, der seit 1888 auch jeden Herbst zu Luthers Geburtstag ein Jahresfest in der Kirche der Muttergemeinde feiert, hat ein Pastor stets einen Vortrag über Sonntagsschularbeit zu halten. Ich kam gleichfalls an die Reihe und redete über Öffentliche, Gemeinde- und Sonntagsschule. Der Vortrag, der auf Beschluß im lutherischen Kirchenblatt abgedruckt wurde, lautete:

Das nationale Heiligtum und der Stolz unseres Landes ist die Public School. Sie baut sich auf dem echt demokratischen Grundsatze auf, daß alle Menschen Anspruch auf gleiche Behandlung haben. Sie ist deshalb auch eine Freischule, um jedem die Möglichkeit zu bieten, die für einen Bürger eines zivilisierten Volkes erforderliche Bildung sich anzueignen. In diesem Grundsatz liegt der hervorstechende Unterschied von den Schulen anderer Länder.

In Deutschland teilt sich die Bevölkerung in verschiedene Stände. Diese sind in sich abgeschlossen, sie berühren sich, sind aufeinander angewiesen, gehen aber nicht ineinander über.

Jeder Stand hat nun seine besonderen Schulen, in denen die ihm meist schon durch die Geburt angehörigen Kinder eine „standesgemäße" Erziehung erhalten und in denen den Kindern Standesbewußtsein sowie Berufsstolz eingeprägt werden. Wer daher einmal einen Beruf erwählt hat, oder in ihn gewissermaßen hineingeboren ist, bleibt ihm auch meist treu bis an sein Lebensende.

Ganz anders in Amerika. Ausgesprochene Stände gibt es hier nicht, und wo man etwa von einem Stande

reden könnte, wie z. B. vom Stande des Arbeiters, des Farmers, des Politikers, da sind diese Stände nicht in sich abgeschlossen, sondern sie gehen ineinander über und jemand, der heute ein Arbeiter ist, kann morgen ein Farmer und übermorgen vielleicht ein Politiker sein.

Die Vorbedingung zu dieser Freiheit des Entschließens bietet die Public School, in der das Kind des Reichen neben dem des Armen, das Kind des Arztes und Geistlichen neben dem des Arbeiters und des Freidenkers, das Kind des Sozialisten neben dem des Korporationsanwaltes, das Kind deutscher Eltern neben dem englischer oder schwedischer oder russischer usw. Eltern, das Kind christlicher Eltern neben dem jüdischer, das Kind von einem Gliede der Methodisten-, Presbyterianer- oder Episkopalkirche neben dem von einem Gliede der katholischen oder lutherischen Kirche sitzt. Und sie alle erhalten dieselbe Erziehung, alle werden in derselben Sprache gelehrt, sie alle zu möglichst tüchtigen, ähnlich denkenden, gleichfühlenden Bürgern der Union herangezogen. Kurz gesagt, die öffentliche Schule sucht ihr Ziel darin, aus den Kindern volle und ganze Amerikaner zu machen, Amerikaner mit ausgeprägtestem Nationalbewußtsein. Darum wird den Kindern wieder und immer wieder eingeprägt: Kein Land schöner als Amerika, kein Volk größer als das amerikanische, kein Staat aufgebaut auf freiheitlicheren und besseren Grundsätzen als eben der amerikanische. Es schließt diese Erziehungsmethode ohne Frage etwas Großes in sich, denn es ist etwas Großes, aus einer Masse, wie man sie sich zusammengewürfelter nicht denken kann, ein Einheitliches zu schaffen. Es hat da Amerika durch seine Public School etwas erreicht, was bisher noch keinem Lande der Erde selbst unter günstigeren Verhältnissen auch nur im entferntesten gelungen wäre.

Gerade den Schulen Deutschlands möchte man etwas von dieser großen, alles beherrschenden und alles durchdringenden Methode wünschen, dann würde man sich nicht mehr so viel über Sonderinteressen und über Mangel an National- und Selbstbewußtsein des Deutschen zu beklagen haben. Wie aber jedes Ding seine zwei Seiten hat, so zeigt auch die amerikanische Erziehungsmethode in der Public School neben der Lichtseite eine bedenkliche Schattenseite.

Die Einführung des Kindes in fast ausschließlich amerikanische Geschichte und Geographie erzeugt einen beschränkten Wissenskreis, die stete Betonung von Sätzen: „we are the people," „we make history" usw. das künstliche Heranbilden eines amerikanischen Nationalbewußtseins vermittels nichtssagender Phrasen oder solch äußerer Mittel, wie das Aufhissen der amerikanischen Flagge über jedem Schulhause, schafft leicht statt echte Vaterlandsliebe einen unerträglichen Eigendünkel und eine Selbstüberhebung, die nur zu oft in einen bösen Nativismus ausarten. Es ist eine Tatsache, daß die Kinder deutscher Eltern, sobald sie die Public School besuchen, anfangen, die Sprache und das Land ihrer Eltern zu verachten, was nur zu natürlich ist, wenn die Kinder in der Schule immer wieder Amerika in den Ausdrücken höchster Bewunderung gepriesen hören, während die Eltern daheim oft genug erzählen von den kümmerlichen Verhältnissen in der alten Heimat, denen sie sich schließlich durch die Auswanderung entzogen haben.

Es ist das zu beklagen, denn es entsteht dadurch ein Riß zwischen Eltern und Kindern und das Elternhaus büßt das harmonische Zusammenleben ein, was so notwendig ist, um das Elternhaus zu einem rechten Heim zu machen.

Es trifft diesen Vorwurf aber, wohlverstanden, nur die Public School, nicht etwa die High School oder die Universität, auf denen gerade z. B. deutschem

Geist, deutscher Lehrmethode und deutscher Sprache ein immer größeres Verständnis entgegengebracht und unbeschadet der wahren Vaterlandsliebe anerkannt wird, was andere Völker und Länder Treffliches geleistet haben.

Die Public School dagegen als ureigenstes, echt amerikanisches Institut weist hartnäckig alles ab, was irgendwie nach „Fremden" riecht, selbst wenn es, wie z. B. das Erlernen der deutschen Sprache neben der englischen oder die Einführung des Turnens nach deutschem Muster der Ausbildung der Kinder zu großem Vorteil gereichen würde. Wenn in einigen der größeren Städten des Landes deutscher Unterricht in *den* öffentlichen Schulen, die in vorwiegend von Deutschen bewohnten Bezirken liegen, eingeführt ist, so war der Beweggrund dafür nicht die Liebe zur deutschen Sprache oder zu den Deutschen, sondern der politische Einfluß der Deutschen und sowie dieser sinkt, setzt auch sofort eine Bewegung gegen den deutschen Unterricht ein.

Eine andere Schattenseite der Public School, die allerdings nicht von allen als solche anerkannt wird, ist das gänzliche Fehlen der Herzensbildung des Kindes durch die Religion. Die Public School ist eine religionslose Schule.

Während in den Schulen Deutschlands der Religionsunterricht mit in den Unterrichtsplan aufgenommen ist und der Staat den Wert desselben für die Erziehung des Kindes anerkennt, fehlte in der amerikanischen Public School dieses beste Erziehungsmittel gänzlich. Es wird dadurch die Public School zu einer bloßen Lehranstalt herabgedrückt, während die Schule vor allem auch eine Erziehungsanstalt sein sollte, die nicht nur den Verstand, sondern auch das Herz bildet. Wir verkennen durchaus nicht die Schwierigkeiten, die sich gerade in diesem Punkte der Public School entgegenstellen und möchten dem Staate nicht etwa

eine zu große Schuld aufbürden, zumal sich bisher noch kein gangbarer Weg gefunden hat, um ein wünschenswertes Ziel zu erreichen. Als Bahnbrecher des amerikanischen Freischulwesenes oder der Public School gilt der Neuengländer Horace Mann (1796 bis 1859), der in seinem Bestreben von dem tüchtigen Geistlichen Charles Brooks treu unterstützt wurde. Beide sahen, das sollte nicht vergessen werden, das preußische Volksschulwesen als vorbildlich an, was ihnen jedoch schon damals verdacht wurde.

Mann war es auch, der auf eine wissenschaftliche Pädagogik, von der man damals nicht die leiseste Ahnung hatte, drang. Erst nach Überwindung großer Hindernisse erlebte er die Freude, daß im Jahre 1839 das erste Lehrerseminar (Normal School) in Lexington gegründet und damit der Anfang zum regelmäßigen Studium der Pädagogik in Amerika gemacht wurde. In den Berichten, welche Mann veröffentlichte, wies er immer wieder darauf hin, daß die Ausbildung des Kopfes allein durchaus nicht zur Erziehung eines pflichtbewußten Bürgers genüge, da die Erfahrung überzeugend nachgewiesen habe, daß dadurch die Zahl der Verbrecher nicht vermindert, sondern nur die Fähigkeit erlangt werde, das Gesetz mit größerer Schlauheit zu umgehen. Auch die Bedürfnisse des Herzens und Gemütes sollten in der Schule Berücksichtigung finden, ohne jedoch den Forderungen der einzelnen Kirchensekten Zugeständnisse zu machen.

Da nun aber besonders in Massachusetts ein hartnäckiger Kampf unter den Anhängern der verschiedenen Sekten entbrannte, indem jede die Berücksichtigung ihrer besonderen Lehre verlangte, so verbannte man schließlich allen Religionsunterricht aus der öffentlichen Schule. Die Bibel durfte zwar damals noch in der Volksschule gelesen werden, jedoch mußte sich der Lehrer jeder Erklärung des Gelesenen enthalten.

Auch heute noch wird vielfach in der öffentlichen

Schule des Morgens ein Abschnitt aus der Bibel verlesen und wohl ein Vaterunser gebetet, aber eben nur da, wo kein Einspruch erhoben wird auf Grund der Konstitution, welche eine religionslose Schule gewährleistet.

Wo es aber zugelassen wird, bietet da das Lesen eines Abschnittes der Bibel einen Ersatz für die christliche Erziehung? Nimmermehr.

Die Public School ist und bleibt ihrem Wesen nach doch eine religionslose Schule und das ist äußerst bedenklich, denn es wachsen so inmitten eines sogenannten christlichen Staates trotz Gemeinde- und Sonntagsschulen Tausende von Kindern wie die Heiden, ja schlimmer wie die Heiden auf. Sie hören nichts von der höchsten Autorität — von Gott, sie hören nichts von einem göttlichen Gesetz und kann es da wunder nehmen, wenn sie in ihrem späteren Leben überhaupt keine Autorität und überhaupt kein Gesetz anerkennen? wenn man das Gefühl einer Verantwortung nicht hat und der Volksmund sagt: Gesetze werden dazu gemacht, daß sie übertreten werden. Die Früchte der religionslosen Schule sieht man überall in erschreckendem Maße und dieselben Männer, deren Lippen überfließen von Patriotismus an einer vierten Julifeier, dieselben Männer entblöden sich oft nicht, das blanke Ehrenschild des Landes durch gemeine, jedes anständigen Menschen unwürdige Handlungen zu besudeln und dieselben Männer, die sich nicht genug tun können in dem Rufe: „our flag" — dieselben Männer ziehen das Sternenbanner, das da wehen soll über dem Lande der Braven und Freien, durch ihre niedrigen Gesinnungen und ihr verabscheuungswürdiges Gebaren in den Schmutz. Männer und Frauen, die eine aufrichtige und wahre Liebe zu unserem Lande haben, treue Christenmenschen, denen die Zukunft unserer Jugend am Herzen liegt, haben deshalb auch immer wieder darüber nachgesonnen, wie diesem Übel der

religionslosen Schule abzuhelfen sei. Doch alle ihre Pläne haben bisher zu nichts geführt. Die einzige Lösung liegt in der christlichen Gemeindeschule. Leider stehen dieser Schule mancherlei Hindernisse im Wege. Sie erfordern nicht unerhebliche Opfer an Geld, der Mangel an tüchtigen Lehrkräften wenigstens im Osten des Landes ist ein sehr fühlbarer und besteht ein schwer zu überwindendes Vorurteil gegen dieselbe selbst in solchen Kreisen, in denen man es nicht erwarten sollte. Gleichwohl steht die christliche Gemeindeschule bei den Katholiken sowie im Westen bei den deutschen Lutheranern in hoher Blüte und als eine deutsch-englische ist sie zugleich eine der hauptsächlichsten Pflegestätten der deutschen Sprache, des deutschen Geistes und des deutschen Glaubens.

Im allgemeinen jedoch begnügt man sich im protestantischen Lager, vornehmlich im englischen mit dem einzigen Mittel, das noch übrig bleibt, um den Kindern wenigstens etwas von christlicher Erkenntnis beizubringen — mit der Sonntagsschule.

Man hat wohl die Sonntagsschule, eben weil sie nicht viel bieten kann, im Gegensatz zu der christlichen Gemeindeschule ein notwendiges Übel genannt, man hat auch wohl als Grundsatz für die Sonntagsschule aufgestellt, daß in ihr das Kind nicht angepredigt, sondern unterrichtet werden soll. Beidem möchten wir nicht unbedingt zustimmen. Die Sonntagsschule kann ein Segen sein, wenn sie eben nicht nur Schule ist, sondern wenn in ihr auch zugleich erzogen wird.

Man hat gesagt, daß die Spanier und Franzosen, die nach Amerika kamen, wohl Führer aber keine Heere hatten, die Deutschen zwar Heere aber keine Führer, die Engländer jedoch Führer und Heere und darum sind sie es auch gewesen, welche dem Lande und dem sich entwickelnden Volkscharakter ein be-

stimmtes Gepräge verliehen haben. Beides gehört eben zusammen, Führer und Heere, wenn etwas erreicht werden soll, auch auf kirchlichem Gebiete, auch in den Sonntagsschulen. Die Heere — die Kinder — sind hier wohl vorhanden, aber an den Führern mangelt's. Führer sein bedeutet mehr als nur Lehrmeister sein, ein Führer führt an, er geht voran, auf ihn sieht man und ihm folgt man. So sollen die Sonntagsschullehrer nicht etwa nur Lehrer sein, sondern auch Führer, sie sollen nicht etwa nur die Gebote und etliche Sprüche und biblische Geschichten den Kindern ihrer Klasse beibringen, sondern ihnen gewissermaßen die Erläuterung dazu durch ihr eigenes Leben geben und damit Führer werden, welche die Kinder auf den Weg des Lebens führen. — Eine Lehrerin hat ihren Sonntagsschulkindern das dritte Gebot beigebracht. Jedes Kind kann es gut auswendig und doch — was nützt die bloße Kenntnis, wenn nicht das rechte Verständnis des Gebotes dazu kommt, das zur Befolgung und Erfüllung desselben antreibt. Ist die Lehrerin eine rechte Führerin, so wird sie den Kindern selbst zeigen, wie man das Gebot erfüllt, wird selber den Gottesdienst besuchen, ja ihre Sonntagsschulkinder bitten, mit ihr zur Kirche zu gehen, um Gottes Wort zu hören, und wird nachher forschen, ob die Kinder auch aufmerksam gewesen sind und Gottes Wort gelernt haben.

Eine andere Lehrerin unterrichtet über das achte Gebot. Eines der Kinder der Klasse weiß gerade alles mögliche Nachteilige über ein anderes zu berichten. Die Lehrerin hört mit halbem Ohre hin, die Sache fängt an sie zu fesseln, sie unterbricht ihren Unterricht und hört mit ganzem Ohre hin, forscht womöglich selber noch aus. Wie verderblich! Welch schöne Gelegenheit hatte gerade hier die Lehrerin, das Verständnis für das achte Gebot den Kindern zu öffnen. Sie hätte das klatschende Kind auf sein Unrecht aufmerksam, das verklatschte in Schutz nehmen und so

alles zum besten kehren sollen, dann wäre sie allen ihr anvertrauten Kindern eine Führerin auf dem rechten Wege geworden. Die Kinder achten viel mehr auf uns, als wir meist denken, und durch unsere Handlungen machen wir weit größeren Eindruck als durch unsere noch so schönen Worte, die nur Worte bleiben.

Was nützt es weiter, wenn die Lehrerin einer deutschen Sonntagsschule die Kinder in deutschem Katechismus und deutscher Bibel unterrichtet und in der Unterhaltung gleich mit englisch anfängt. Auch da soll sie bestimmend vorangehen und zeigen, daß in der deutschen Sonntagsschule die deutsche Sprache ihr ausschließliches Recht hat.

Fassen wir das Gesagte nochmals kurz zusammen, so ergibt sich folgendes: „Die öffentliche Schule hat ihre Licht- und Schattenseite. Bedenklich ist, daß sie eine religionslose Schule ist. Das Lesen eines Abschnitts aus der Bibel und das Beten des Vaterunsers genügen nicht. Der ganze Unterricht muß ein religiöser sein, d. h. fußend auf christlichen Grundsätzen. Das geschieht bisher allein in der christlichen Gemeindeschule. Leider ist das Verständnis für dieselbe selbst in christlichen Kreisen vielfach sehr schwach. Als einzigstes Mittel für Förderung christlicher Erkenntnis bleibt da die Sonntagsschule. Dieselbe kann trotz ihrer Mängel ein Segen sein, wenn der Sonntagsschullehrer nicht nur Lehrer, sondern zugleich auch Führer und in einer deutschen Sonntagsschule zugleich auch deutscher Führer ist."

Durch Übernahme des Amtes an der St. Paulsgemeinde in Philadelphia war ich verpflichtet, wieder in die Pennsylvanische Synode einzutreten. Hier führte damals auf den Versammlungen das große Wort ein Dr K., Superintendent der englischen einheimischen Missionsbehörde des Generalkonzils, des großen lutherischen Kirchenkörpers, zu dem außer der pennsylvanischen noch elf andere Synoden ge-

hören. Er war einer der Abtrünnigen, die trotz ihrer deutschen Abstammung die ärgsten Gegner der deutschen Kirche sind. Da in dem englischen Kirchenblatt des Generalkonzils ein bösartiger Ausfall gegen die deutschen Pastoren und Gemeinden von ihm erschien, so wandte ich mich gegen ihn in folgendem offenen Briefe, der im lutherischen Kirchenblatte abgedruckt wurde:

Werter Herr Doktor!

In Nummer 38 des „Lutheran" erschien ein Aufsatz aus Ihrer Feder, der sich wieder mit der alten Geschichte befaßt, die man nun schon bis zum Überdruß gehört hat. Sprachenfrage — gewaltige Verluste der lutherischen Kirche, das sind die zwei Angelpunkte, um die sich scheint's bei manchen Lutheranern englischer Zunge das ganze Luthertum, ja Christentum dreht, und es will einem oft bedünken, als ob nach deren Meinung das ganze Heil der Kirche und eines Menschen nur im Englischwerden besteht. Nur so sind auch die immer wiederkehrenden Vorwürfe gegen die Lutheraner, welche für sich und ihre Kinder an ihrer Muttersprache festhalten, zu verstehen. Mit diesen Vorwürfen kommen auch Sie und machen die Lutheraner, die nicht schleunigst das Englische in ihren Gottesdiensten einführen, für die angeblichen gewaltigen Verluste der lutherischen Kirche verantwortlich. Das ist sehr ungerecht. Ich muß doch annehmen, daß Sie als Doktor genügend in der Kirchengeschichte unseres Landes beschlagen sind, wenn das aber der Fall ist, werden Sie auch wissen, daß sich Ihre Behauptung nicht aufrecht erhalten läßt. Gerade in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts war die lutherische Kirche fast ganz englisch geworden und ein Festhalten deutscher Lutheraner an der deutschen Sprache in ihren Gottesdiensten findet man fast nirgends. Das hätte nun, wenn Ihre Meinung richtig wäre, eine

Zeit des großen Aufschwungs der lutherischen Kirche sein müssen. Die Blüte blieb aber aus, die lutherische Kirche war damals ein kleines, immer mehr verkümmerndes Pflänzchen. Erst in den vierziger Jahren, als in Deutschland ein Eifer rege wurde, den fernen Glaubensgenossen Prediger nachzusenden, wurde es anders. Es entstanden die Synoden von Buffalo, Missouri, Jowa, Wisconsin, Texas, Michigan, Minnesota, lauter rein deutsche und alle ausschließlich das Werk eingewanderter Pastoren. Während von der Begründung der ersten lutherischen Synode im Jahre 1748 bis zum Jahre 1848 die Zahl aller Lutheraner in Amerika nur bis auf 135 629 stieg, sammelte die Missourisynode allein von 1848—1893, also in der Hälfte jener Zeit, 357 153 Glieder.

Wenn und wo die lutherische Kirche Verluste erlitten hat, ist nicht in erster Linie, wie Sie meinen, die Sprachenfrage schuld, sondern ganz etwas anderes. Schuld daran ist, daß unter den Deutschen von der lutherischen Kirche nicht genug missioniert ist. Haben Sie schon gehört, daß es hierzulande einen starken deutschen Zweig der Methodisten-, Baptisten- und Presbyterianerkirche gibt? Glauben Sie, daß die Glieder dieser Kirchenkörper nur aus solchen bestehen, die von Haus aus Methodisten, Baptisten und Presbyterianer sind? Ich glaube es nicht. Sie sind vielfach da durch Missionieren der betreffenden Kirchen gewonnen, wo die lutherische Kirche ihren deutschen Glaubensgenossen gegenüber ihre Pflicht vernachlässigte. Nur ein Beispiel unter Hunderten. In Atlantic City war seinerzeit ein Häuflein deutscher Lutheraner, das sich mit der Bitte um Unterstützung und Versorgung an die lutherische Synode von Pennsylvanien wandte; das Gesuch wurde abschlägig beschieden. Man versuchte es nun bei der deutschen Presbyterianersynode und diese gewährte nur zu gern

die Bitte. So kam es zur Gründung einer deutschen Presbyterianergemeinde, die noch heute besteht und die von Rechts wegen eine deutsch-lutherische sein sollte. Wenn Sie, Herr Doktor, von Verlusten reden wollen, da sind Verluste und da haben Sie auch einen wahren Grund für den Verlust.

Sie schreiben: We must have native ministry (wir müssen in Amerika geborene Prediger haben). Es scheint mir, als ob Sie gar keine Ahnung haben, wie groß noch unser deutsches Feld ist und weil Sie keine Ahnung davon haben, geht Ihnen auch das Verständnis für die Mission unter den Deutschen ab. Seien Sie aber überzeugt, wir deutschen Pastoren, wir kennen unser Feld und wir wissen, daß unserer noch eine gewaltige Arbeit wartet und von der treuen Missionsarbeit deutscher Pastoren wird, wie bisher, auch fernerhin das Wachstum der lutherischen Kirche zum großen Teil abhängen. Wohl hat die Einwanderung aus Deutschland nachgelassen, aber eine andere Einwanderung ist dafür eingetreten, nämlich die der Deutschen aus Ungarn und Rußland, vielfach unsere Glaubensgenossen. Sie bringen neues Leben in unsere deutschen Gemeinden und fast überall hört man vom Wachstum bereits bestehender deutscher Gemeinden und Gründung neuer. Der Segen der Missionsarbeit des deutschen Teiles unserer lutherischen Kirche teilt sich auch dem englischen Teile mit und dafür sollte man uns dankbar sein, statt uns zu verletzten, indem man unsere Arbeit unterschätzt und den Satz aufstellt: We must have a native ministry. Nein, nicht ein native ministry müssen wir haben, sondern treue, selbstverleugnende Pastoren, die wirklich ein Herz für ihre Kirche haben.

Wir deutschen Pastoren freuen uns, wenn unsere englischen Brüder recht erfolgreich in ihrer Arbeit sind, wir freuen uns, wenn auch in den englischen Gemeinden reines Wort und Sakrament zu finden

sind und man für das Verständnis zeigt, was wir deutschen Pastoren stets betont haben, nämlich christliche Erziehung. Wer des Deutschen nicht mehr mächtig ist, oder wem das Englische lieber ist, den lassen wir in Frieden ziehen, zumal wenn er sich einer solchen englisch-lutherischen Gemeinde anschließen will, in der das deutsche Salz zu spüren ist. Aber zu sagen: „Ihr Eltern, ihr tut ein Unrecht, wenn ihr eure Kinder in eurer deutschen Kirche auferzieht, du Mutter, es ist nicht recht, wenn du dein Kind deutsch beten lehrst, wenn du es in eine deutsche Sonntagsschule schickst, wenn du es in deutscher Sprache konfirmieren läßt," das tun wir freilich nicht. Wir achten das heilige Recht der Eltern und wo eine deutsche Mutter ihrem Kinde vom Heiland erzählt in deutscher Sprache, es beten läßt ein deutsches Gebetlein, es lernen läßt den Katechismus in der Sprache Luthers, da kommen wir nicht mit dem herzlosen Nativismus und sagen; weißt du nicht, daß englisch hier die Landessprache ist und daß du deswegen bei der religiösen Erziehung deines Kindes das Englische gebrauchen solltest. Nein, das tun wir nicht, im Gegenteil, wir achten nur eine solche Mutter, die ihr heiliges Mutterrecht in der Weise ausübt und wir möchten den sehen, der ihr das wehren wollte.

Ihr Ideal ist eine American Lutheran Church, also eine Kirche, deren Wesen vor allem darin besteht, daß in ihr eine Sprache, die englische, und ein Geist, der amerikanische gilt. Ihr Ziel ist, wie Sie sagen, to win America for the Lutheran Church, jedenfalls ein hochgestecktes Ziel, denn Amerika ist doch nicht ganz klein und die nicht lutherischen Kirchenkörper in Amerika wohl etwas zu groß zum einfachen Überschlucken.

Mein Ideal ist ein anderes, nämlich eine wahrhaft evangelisch-lutherische Kirche, eine Kirche, einig in der Lehre, im Geist, in der Wahrheit, eine strenge

Hüterin der von der Reformation ihr überkommenen Güter und eine eifrige Pflegerin der Sprache, in der uns die Güter übermittelt sind.

Mein Ziel ist ein anderes, nicht Amerika oder die Welt für die lutherische Kirche, sondern unsterbliche Seelen für den Herrn zu gewinnen, für den, der gesagt hat: Niemand kommt zum Vater, denn durch Mich. So sehr ich meine lutherische Kirche liebe und so fest ich davon überzeugt bin, daß in unserer lutherischen Kirche der Weg des Heils am klarsten und deutlichsten vorgezeichnet ist, so glaube ich nie und nimmer, daß das Heil von Amerika oder der ganzen Welt in der Herrschaft der lutherischen Kirche und daß das Heil der lutherischen Kirche in der Herrschaft der englischen Sprache in ihr besteht. Das Heil liegt in ganz etwas anderem, das sollten Sie doch wohl wissen.

Ihr Aufsatz ist wieder ein Beweis, daß mit der deutschen Sprache der deutsche Geist schwindet, gerade deswegen werden wir deutschen Pastoren aber auch nicht müde werden, ob Ihnen das nun gefällt oder nicht, unablässig unsere Glieder zu ermahnen: Haltet fest an der Sprache Luthers.

Es ist nun einmal so, daß die Urteile über die Deutschen vielfach nicht sehr schmeichelhaft sind und daß leider oft Deutsche selber sehr abfällig über ihre Landsleute und das Land ihrer Geburt sprechen. Der, welcher das Volk und das Land, dem er entstammt, lieb hat, wird solch liebloses und nicht selten ungerechtes Aburteilen entschieden zurückweisen und so wandte auch ich mich gegen einen Mann, der die Gaben der Deutschen für das Reich Gottes bekrittelte in einem kurzen Aufsatz, der überschrieben war: „Das deutsche Scherflein" und folgendermaßen lautete: Ein Engländer hat einmal gesagt: „Ein Deutscher muß sich dreimal bekehren, erstens seinen Kopf, zum andern seinen Geldbeutel und drittens sein Herz." Nun, wir meinen, wenn das Herz wirklich bekehrt ist, so ist

Die St. Paulus-Kirche,
das älteste deutsche Kirchengebäude in Philadelphia.
Hinter der Kirche sieht man einen Teil des Gemeinde-Schulhauses.

der Geldbeutel auch bekehrt und weiter halten wir dafür, daß die Bekehrung des Geldbeutels noch lange kein Beweis für die Bekehrung des Herzens ist. Die Gabe erhält ihren Wert nicht etwa durch die Größe, sondern lediglich durch den Beweggrund, mit dem sie gegeben ist. Gott siehet das Herz an. Jesus schätzt das Scherflein der Witwe höher als die großen Gaben der Reichen, warum? weil die Gabe der Witwe, an sich so klein, ein wirkliches Opfer ist, dargebracht mit einem Herzen voll Liebe.

Es ist daher ein mißliches Ding und verleitet zu einem schiefen und ungerechten Urteil, wenn man die geringeren Gaben, welche im allgemeinen die Deutschen im Vergleich zu den Engländern und Amerikanern für das Reich Gottes geben, als einen Beweis für geringere Liebe zu Jesu und seiner Kirche ansehen will. Wohl ist der Deutsche von Haus aus nicht an solch planmäßiges Geben für die Kirche gewöhnt, wie der Amerikaner, und wohl gibt der an Sparsamkeit gewöhnte Deutsche nicht leicht große Summen, aber nicht sehr schön und zart ist es, wenn man nun, wie das gar oft geschieht, die englische Opferwilligkeit auf Kosten der deutschen herausstreicht und verächtlich auf die „deutschen Scherflein" herabblickt. Doch untersuchen wir einmal, ob es wirklich so schlimm mit diesen deutschen Scherflein steht. Gerade die Deutschen, deren Herzen bekehrt sind, beweisen, daß auch ihr Geldbeutel bekehrt ist. Es ist staunenswert, was z. B. die kleine Brüdergemeinde allein für die Heidenmission aufgebracht hat und noch aufbringt. Wer jemals die Stätten der Inneren Mission in Deutschland, wie sie kein anderes Land der Erde aufzuweisen vermag, besucht hat, Stätten, die einzig durch die Gaben der christlichen Kreise Deutschlands erhalten und gefördert werden, der wird nicht mehr über die deutschen Scherflein spötteln können. Gerade in diesen Kreisen findet man viele von den „Stillen im Lande",

sie geben einfältiglich, ohne mit ihren Gaben zu prunken, und die kleinen Gaben sind oft wirkliche Opfer, abgespart vom kärglichen Lohn. Was sind die Millionenspenden der Amerikaner gegen die hundert Mark, die eine arme Berliner Näherin im Laufe eines Jahres für die Mission zusammengespart hat! Wie steht es mit den christlichen Deutschen in Amerika? Die meisten kamen hierher und hatten keine Ahnung von einem planmäßigen Geben, wie es in der Freikirche notwendig ist, aber sie haben es bald genug gelernt, dafür sind die deutschen Kirchen, Bildungsanstalten, Altenheime, Waisenhäuser usw. ein Beweis. Die Gaben sind umso höher anzuschlagen, als der Deutsche vielfach erst um sein eigenes Auskommen zu ringen hat. Mir selbst drückte einmal ein einfacher deutscher Arbeitsmann, ohne seinen Namen zu nennen, eine „kleine" Gabe, wie er sie selber bezeichnete, für ein Waisenhaus in die Hand. Die „kleine" Gabe betrug vierzig Dollar!

Überhaupt wird man bei Deutschen stets ein offenes Herz und eine offene Hand finden, wenn es sich um ein Werk der Barmherzigkeit handelt. Der Deutsche ist eben ein Gemütsmensch und wo auf sein Gemüt eingewirkt wird, da ist er stets zu haben. Für ein planmäßiges Geben zum Unterhalt einer Gemeinde ist er allerdings schwerer zu erwärmen, weil es zu sehr nach dem Geschäftlichen schmeckt. Dazu, das gestehen wir unumwunden zu, muß er vielfach erst erzogen werden.

Wir wollen nun nicht in den Fehler verfallen und die großen Gaben der amerikanischen Christen verkleinern auf Kosten der deutschen Scherflein; was amerikanische Christen auf dem Gebiete der kirchlichen Opferwilligkeit leisten, ist gewißlich anzuerkennen (wenn auch weniger anzuerkennen sind die Mittel und Wege, mit denen die Opferwilligkeit häufig künstlich erzeugt wird), aber nachdrücklich weisen wir es ab,

daß man spöttelnd spricht von dem „deutschen Scherflein" und in dem deutschen Scherflein eine geringere Liebe zum Reiche Gottes sieht. Nein, das „deutsche Scherflein" in Ehren, zumal es gar nicht so klein ist.

In meiner Gemeinde ging es durch Gottes Gnade ruhig vorwärts und durften manche Verbesserungen eingeführt werden. Ein kirchlicheres Ansehen hatte das Gotteshaus bereits bei seiner durchgreifenden Erneuerung im Jahre 1896 erhalten. Damals wurde eine Altarnische gebaut und darin ein schöner Altar mit Kruzifix und Leuchtern aufgestellt. Die bisherige nach englischem Muster errichtete Plattform schaffte man ab und ersetzte sie durch eine deutsche Kanzel. Nun galt es noch ein echt kirchliches Gesangbuch und eine gut lutherische Kirchenordnung einzuführen. Beides hatte seiner Zeit das Generalkonzil unter Mithilfe von Dr A. Spaeth unter dem Namen „Kirchenbuch" herausgegeben. Da aber in der Freikirche eine Kirchenversammlung nur das Recht der Empfehlung hat und eine Einführung nicht erzwingen kann, so kam es, daß viele und namentlich die alten deutsch-lutherischen Gemeinden Philadelphias mit Ausnahme der von Dr Spaeth das Kirchenbuch entschieden abwiesen und an ihrem veralteten wie ein Heiligtum gehüteten sogenannten Wollenweberschen Gesangbuch und der unlutherischen pennsylvanischen Agende festhielten. Es war daher ein Schritt von weittragender Bedeutung, als meine St. Paulusgemeinde auf mein Anraten hin beschloß, das vom Generalkonzil empfohlene Kirchenbuch einzuführen. Wie vorauszusehen war, folgten nun auch andere Gemeinden dem Beispiel. Abgesehen von der Vertiefung des lutherischen Bewußtseins wurde dadurch auch das gerade unter den deutsch-lutherischen Gemeinden so notwendige Gefühl der Gemeinsamkeit gefördert.

Manchen lieben Gast durften wir im Laufe der Jahre in unserer St. Paulusgemeinde begrüßen. So

Pastor D. Ludwig Schneller aus Köln, der einen durch Lichtbilder erläuterten, allen unvergeßlich gebliebenen Vortrag über das heilige Land hielt, Pastor Johannes Paulsen von Kropp, ein schon öfters gehörter Freund der Gemeinde, Pastor Johannes Müller von dem Berlin Foundling House in Hongkong und Pastor Ernst Bardy aus Mezöberény, Ungarn, der in seiner Predigt in ergreifender Weise die mancherlei Nöte und Kämpfe der deutschen Evangelischen in Ungarn schilderte und nachher viele seiner Landsleute begrüßen konnte.

Man hat, angeregt durch den deutschen Kaiser, einen Austausch von Professoren. Wie vorteilhaft wäre es auch für die Kirchen und die Deutschen, die eines Glaubens sind, wenn unter ihnen gleichfalls ein Austausch, ein sich einander Nähern und ein voneinander Lernen stattfände!

Bei all meiner sonstigen Arbeit führte ich doch das in Liverpool begonnene Werk „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten" zu Ende und sandte es kurz vor Ablauf der gesetzten Frist ein. Erst nach einem Jahre wurde das Urteil der drei Preisrichter gefällt. Zu meiner Freude erhielt ich einen der Preise.

Es war nur natürlich, daß ich bei meinen deutschen Bestrebungen in einer Stadt mit solch großer deutscher Bevölkerung wie Philadelphia mit den Deutschen der verschiedensten Kreise außerhalb meiner Gemeinde in Berührung kam und mit Männern wie Dr J. C. Hexamer, dem Präsidenten der deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien und des deutschamerikanischen Nationalbundes, Professor Dr M. D. Learned, dem bekannten Germanisten an der Universität von Pennsylvanien und vielen andern in freundschaftliche Beziehung trat.

Ich schloß mich als Glied der „Deutschen Gesellschaft" an, die einst am Weihnachtstag 1764 von 65 deutschen Männern in dem lutherischen Schulhause

der Michaelisgemeinde gegründet worden war „zur Hilfe und Beistand der armen Fremdlinge Teutscher Nation in Pennsylvanien"; ferner dem deutschamerikanischen Zentralbunde von Pennsylvanien, der mit anderen Staatsverbänden den Deutschamerikanischen Nationalbund bildet, sowie der „German American Historicae Society", deren Hauptzweck in dem Nachweis der vielseitigen engen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika auf geschichtlichem, literarischem, erzieherischem und kommerziellem Gebiete besteht. Diesem Zweck dienen die von Prof. Dr Learned herausgegebenen zweimonatlich erscheinenden „German American Annals", zu deren Mitarbeitern Männer wie Starr W. Cutting von der Universität von Chicago, A. B. Faust von Cornell, Kuno Francke von Harvard, Julius Goebel von der Universität von Illinois, J. T. Hatfield von der Northwestern Universität, W. H. Carpenter von der Columbia Universität und andere hervorragende Germanisten zählen.

Da sich im allgemeinen die deutschen Pastoren von den deutschen Bestrebungen außerhalb der Kirche fern halten, so begrüßte man es mit doppelter Freude, in mir einen Mann gefunden zu haben, der gern mithalf, wo es sich um Förderung wahren Deutschtums handelte. Dr Hexamer ernannte mich zum Vorsitzenden des Archivkomitees der Bücherei der Deutschen Gesellschaft und die German American Historical Society machte mich zu ihrem Vizepräsidenten. Bei festlichen Gelegenheiten des Deutschtums zog man mich stets herzu und ehrte mich vielfach durch die Ernennung zum Festredner, wie bei der Grundsteinlegung des Pastoriusdenkmals in Germantown am 6. Oktober dem „Deutschen Tage" während der Founders Week von Philadelphia im Jahre 1908. Es war eines der großartigst verlaufenen Feste, die je von Deutschen in Amerika veranstaltet wurden. Monatelang vorher hatten die verschiedenen Ausschüsse auf

das emsigste gearbeitet und alles vorbereitet. Mir war vor allem die Aufgabe zugefallen, die deutschen Kirchen und Sonntagsschulen zur Teilnahme an der Feier zu bewegen. Es sollte eben ein Zusammenwirken aller deutschen Kreise stattfinden, was denn auch in einem Maße, wie selten zuvor, geschah. Da der Bürgermeister von Philadelphia die Gemeinden aufgefordert hatte, am Sonntag zum Beginn der Founders Week Festgottesdienste in ihren Kirchen abzuhalten, so veranstaltete ich in meiner St. Paulskirche einen besonders schönen und erhebenden, zur Erinnerung an die Gründung von Germantown am 6. Oktober 1683 durch Franz Daniel Pastorius und die 13 Krefelder Familien. Mein Kirchenrat kam mir, wie immer, bereitwilligst entgegen und bewilligte die Mittel zur Ausschmückung des Gotteshauses mit Blumen und deutschen und amerikanischen Fahnen, sowie zur Herstellung einer prächtig ausgestatteten Festordnung. Große Scharen stellten sich zu dem Festgottesdienst ein, der Vollziehungsausschuß der deutschen Tag-Feier erschien vollzählig, die angesehensten Deutschen der Stadt nahmen an der Feier teil und der berühmte „Junge Männerchor," der Gewinner des Kaiserpreises, erhöhte dieselbe durch den meisterhaften Vortrag von Beethovens: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre". Die von mir gehaltene Festpredigt lautete:

Liebe Festgemeinde!

Es war in der Frühe des 12. Oktober 1492, da erspähte ein Matrose auf dem schwankenden Schiffe Pieta von seinem Mastkorb aus einen Streifen Landes und jubelnd rief er hinaus in die Einsamkeit des Meeres: „Land! Land!" Die Schiffsmannschaft regt sich und von Mund zu Mund pflanzt sich das Zauberwort fort: „Land! Land!" Amerika war wiederentdeckt von Kolumbus, dem kühnen Befahrer der See. Ja, wieder-

entdeckt, denn ein halbes Jahrtausend vor ihm waren schon die Nordmänner, zum germanischen Stamme gehörig, auf ihren Fahrten an der Küste der heutigen Neuenglandstaaten gelandet, aber, wie so manches, was Angehörige germanischen Stammes vollbracht haben, ist auch dieses in Vergessenheit geraten.

Mit der Wiederentdeckung Amerikas durch Kolumbus brach eine neue Zeit an, aber was für eine Zeit! Brennende Gier nach Gold und irdischen Schätzen erfüllte Tausende und die Scharen, welche das Meer auf ihren Schiffen durchfurchten, kamen als Eroberer der neuen Welt. Das Blut der erschlagenen Eingeborenen und die Trümmer uralter, zum Teil hochgebildeter Reiche, bezeichnen ihre Spur.

Jahrzehnte später kamen Engländer, Männer wie Raleigh und Smith, und gründeten Niederlassungen in dem heutigen Virginien, doch sind ihre Spuren verweht im Laufe der Zeit.

Dann erschienen 1620 die Pilgerväter und besiedelten die heutigen Neuenglandstaaten; es waren starre, finstere Puritaner, wegen Bedrückung ihres Glaubens ausgewandert, die aber in der neuen Heimat selber die ärgste Bedrückung Andersgläubiger ausübten, ein Geist, dessen Spuren sich bis in unsere Tagen hinein verfolgen lassen.

Da — es war wieder an einem Oktober — am 6. des Jahres 1683, fährt ein Schiff den Delaware hinauf, das den bezeichnenden Namen „Concord", Eintracht trägt, es landet an der erst gegründeten Stadt Philadelphia. Was sind das für Leute, die dem Schiff entsteigen? Es sind deutsche Männer und Frauen, was wollen sie? Sie sind nicht gekommen, das Herz voll Gier nach rotem Golde, sie sind nicht gekommen, das Herz voll Unduldsamkeit und Fanatismus, sie wollen nicht *erobern*, sie wollen nicht *bedrücken*; was wollen sie denn? Sie sind gekommen zu *arbeiten* in aller Treue, mit allem

Fleiß und sie wollen betätigen den Geist Christi, der da ist ein Geist der Liebe.

Herzlich werden sie bewillkommnet von William Penn, dem Gründer Philadelphias, und ihnen ein Strich Landes sechs Meilen oberhalb der Stadt zu einer deutschen Ansiedlung angewiesen. Sie ziehen hinauf in die Wildnis unter Führung von Franz Daniel Pastorius, einem Rechtsgelehrten und treuen Christen, und wie einst in grauer Vorzeit der Prophet Samuel auf der Höhe Mizpa einen Denkstein setzte zur Ehre seines Gottes und zum Gedächtnis für kommende Zeiten, so haben damals diese deutschen Pioniere einen Denkstein gesetzt — ein Eben-Ezer — mit der ersten deutschen Stadt in Amerika — mit Germantown.

Und wenn wir uns heute als eine große deutsche Gemeinde in diesem deutschen Gotteshause versammelt haben, und auf die 225 Jahre zurückblicken, die seit damals verflossen sind, nicht wahr, da wollen auch wir mit unserem Gottesdienst einen Denkstein setzen — ein Eben-Ezer und zwar:

1. zur Ehre Gottes;
2. zum Gedächtnis unserer Väter;
3. zum Ansporn uns und unsern Nachkommen.

1. Zur Ehre Gottes, das ist das erste. Ja, Ehre ihm, dem Gott, der das deutsche Volk vor andern so reich mit Gaben bedacht hat, der gerade aus dem deutschen Volke so manche Männer erwählt hat, um durch sie Großes auszurichten, der das deutsche Volk wohl manchmal rauhe Pfade, manchmal in die Tiefe, aber doch endlich stets an ein herrliches Ziel geführt hat. Und es ist auch stets ein schöner Zug des deutschen Volkes gewesen, daß es bei großen Ereignissen Gott die Ehre gegeben hat und kein Volk der Erde besitzt solch ein herrliches Danklied, wie das deutsche. Es war nach der großen Schlacht bei Leuthen. Stumm ziehen die siegreichen Bataillone Friedrichs des Großen dahin, über sich den sternbedeckten Himmel, um sich

das mit Tausenden von Toten und Verwundeten bedeckte Schlachtfeld. Da stimmt ein alter Grenadier aus voller Brust das Lied Martin Rinckarts, das wir soeben gesungen haben, an, eine Schar nach der andern fällt ein und feierlich, von 25 000 Kriegern gesungen, dringt empor der Choral von Leuthen: Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen, der große Dinge tut an uns und allen Enden. Nie werde ich es vergessen, als nach dem Friedensschluß des deutsch-französischen Krieges in meiner Heimatstadt Braunschweig, und so wie da, war es überall, die Tausende in die Gotteshäuser strömten und dann in gewaltigen Tönen das alte Danklied dahinbraust. Und heute morgen, da sind auch Deutsche zusammengekommen aus allen Richtungen, aus allen Kreisen, Deutsche, deren Wiege in der alten Heimat gestanden hat, Deutsche, die in der neuen Welt das Licht erblickt haben, sie sind gekommen hier in dieses Gotteshaus, in dem seit seinem Bestehen das deutsche Gotteswort erklungen ist, wo ein deutscher Mann und ein treuer Hirte seiner Herde 35 Jahre gewirkt hat, sie sind gekommen, um gemeinsam das alte Danklied anzustimmen und Gott die Ehre zu geben, dem Gott, der diese neue Welt so wunderbar gesegnet, der dieses Volk und Land so stark und groß gemacht und der auch hier Großes durch die den Deutschen verliehenen Gaben ausgerichtet hat. Wohl hat es auch hier den Deutschen an Kämpfen nicht gefehlt, es hat auch hier für sie trübe Stunden und Zeiten gegeben, aber es ist auch da immer wieder gegangen durch Kampf zum Sieg, und daher wollen wir einen Gedenkstein setzen — ein Eben-Ezer — bis hierher hat der Herr geholfen und ihm die Ehre geben mit dankbarem Herzen.

Zweitens wollen wir einen Gedenkstein setzen zum Gedächtnis unserer Väter. Gewiß, wir wollen in diesen Tagen des Mannes gedenken, der diese Stadt der Bruderliebe gegründet hat und wir wollen nicht

vergessen, daß er diese Stadt und diesen Staat zu einer Zufluchtsstätte aller Bedrängten und Bedrückten gemacht hat; wir wollen gedenken all der Männer, die sich große Verdienste um unser Land erworben haben, aber wir wollen doch auch unserer Väter gedenken, die unseres Stammes sind, oder sind sie es nicht wert, haben sie nichts geleistet? Hat neben einem Penn ein Pastorius keinen Platz? Er, der den ersten Protest gegen die Sklaverei in die Welt hinausgesandt hat; sollen wir nicht gedenken eines Sauer, der die erste Bibel in Amerika druckte und zwar in deutscher Sprache; sollen wir nicht gedenken der Pioniere, die mit ihrem Schweiße den Boden Amerikas getränkt haben? Hat der 6. Oktober in der Geschichte der Vereinigten Staaten keine Bedeutung? Der Oktober ist in besonderem Maße für das deutsche Volk von Bedeutung geworden. Am 18. wurde die große Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen und damit das Joch des Korsen abgeworfen; am 31. Oktober ist der Anfang jener großen Geistesschlacht, in deren Verlauf freilich das deutsche Volk aus tausend Wunden blutete, die aber doch den Anbruch einer neuen Zeit brachte; und nun hier in der neuen Welt der 6. Oktober, nicht bedeutsam durch eine Schlacht, wohl aber als Beginn einer Friedensarbeit. Man nennt das deutsche Volk ein Kriegsvolk und wahr ist, daß der Deutsche zu allen Zeiten tapfer gekämpft hat, und doch glaube ich, gibt es kein größeres Friedensvolk, als gerade das deutsche und in unseren Tagen keinen größeren Friedensfürsten als den deutschen Kaiser, wie ja auch kein Volk das liebliche Friedensfest der Menschheit — das Weihnachtsfest — so sinnig und schön feiert, wie gerade das deutsche. Aber es scheint, als ob der Deutsche erst hier zeigen müßte, welches seine eigentliche Bestimmung ist, nämlich zu arbeiten mit allem Fleiß und in aller Treue. Hier hat er sich sein Heim erarbeitet, das war sein Ziel und glücklich und zufrieden ist er im Kreise

seiner Familie und Freunde. Und auf Friedenspfaden sind sie gewandelt, ein Konrad Weiser, ein David Zeisberger waren die guten Freunde der Indianer und unbehelligt konnten sie durch deren Reihen gehen, Deutsche waren es auch, die Sklaven kauften, um ihnen dann die Freiheit zu schenken.

Aber freilich, wenn sein Heim, wenn die Freiheit bedroht war, da wußte der Deutsche auch zu kämpfen, und es war ein lutherischer Pfarrer — Mühlenberg — der Sohn des Patriarchen der lutherischen Kirche in Amerika, der nach seiner Predigt seinen Talar ablegte und in Kriegsrüstung vor der Gemeinde stand und dann an der Spitze einer deutschen Schar in den Kampf für die Freiheit zog. Unvergeßlich wird es bleiben, wie heldenhaft ein Nikolaus Horchheimer am Oriskany gekämpft hat und wieviele andere Helden ließen sich diesem anreihen auch aus der Zeit, als es galt, die Schmach eines zivilisierten Volkes zu tilgen und das Land vor einer Spaltung zu bewahren.

Auf allen Gebieten haben wir tüchtige deutsche Männer gehabt, und die vielen deutschen Kirchen und Erziehungsanstalten und all die Stätten der Barmherzigkeit zeugen davon, daß der Deutsche auch zu opfern versteht, und daß er über dem Hasten und Jagen des Lebens nicht seinen Gott, den Geber aller guten Gaben vergißt. Ja wahrlich, wir können stolz sein auf unsere Väter und heute morgen da wollen wir einen Gedenkstein setzen zum Gedächtnis dieser u n s e r e r Väter.

Drittens wollen wir einen Gedenkstein setzen zu einem Ansporn für uns und unsere Nachkommen. Nötig haben wir diesen Ansporn, wir können heute nicht auftreten und sagen, wir haben alles getan, was wir zu tun schuldig waren, nein, wir waren oft schwach, wo wir hätten stark sein sollen, wir waren schläfrig, wo wir hätten wach sein sollen. Viele sind untreu geworden ihrer Väter Art, ihrer Väter Glauben, ihrer

Mutter Sprache. Wie das möglich ist, ich weiß es nicht. Wir haben heute deutsche Choräle gesungen und wie sind sie gesungen! Nicht wahr, da geht einem das Herz auf, das sind aber auch keine Lieder, die entstanden sind in einer stillen, gemütlichen Stunde, nein, sie sind herausgeboren aus Zeiten der Not, des Kampfes und des Sieges. Die Lieder haben ihre Geschichte, und obschon so alt, haben sie doch nichts eingebüßt an ihrer wunderbaren Kraft. Und solche Lieder zu vertauschen mit dem, was nur im Ohre klingt, aber nicht zum Herzen dringt, ich wiederhole es nochmals, das verstehe ich nicht. Und mit der deutschen Sprache, mit dem deutschen Choral und dem deutschen Gotteswort, da schwindet auch der deutsche Geist. Unser Herr und Heiland hat einmal zu seinen Jüngern gesagt: „Ihr seid das Salz der Erde," und solch ein Salz sollte auch die deutsche Kirche hierzulande sein und ist es, Gott sei Dank, bisher auch gewesen. In der deutschen Kirche, da gilt noch das alte teure Gotteswort, das seine Kraft tausendfach bewiesen hat, und der Deutsche, selbst der, welcher der deutschen Kirche ferner steht, hat ein feines Gefühl dafür, was sich in einem Gotteshause geziemt und was nicht. Wenn der Deutsche zum Gotteshause kommt, da will er Gottes Wort hören, er will seinem Gott dienen, er will sich erbauen. Aber was wird in den nicht deutschen Kirchen heutzutage alles getrieben! Man hat gesagt, daß der Teufel, als er mit Gewalt nichts gegen das Christentum ausrichten konnte, es auf eine andere Weise versuchte, nämlich damit, daß er es lächerlich machte, und Gott sei's geklagt, daß der Teufel viele Diener gefunden hat, die ihm hilfreich dabei zur Hand gehen. Nun ich weiß, du, liebe Paulusgemeinde, hast seit deinem Bestehen festgehalten an dem deutschen Gottesworte und die Tausende, die hierher gepilgert sind im Laufe der Jahre, sie haben hier stets das gefunden, was ihr Herz suchte, und so soll es bleiben auch in Zukunft, wir wollen

hüten die Güter, die uns anvertraut sind und wollen dafür sorgen, daß auch unsere Kinder und Kindeskinder ihrer teilhaftig werden. Neben unserem Gotteshause steht unser Schulhaus, dieses köstliche Kleinod unserer Gemeinde, da werden unsere Kinder erzogen in unserer Väter Glauben und in unserer Mütter Sprache. Wir haben eine Lehrerin, die schon über vierzig Jahre in aller Treue die ihr anvertrauten Kinder unterrichtet hat, wieviele, ich weiß es nicht, wo sie alle geblieben sind, ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß der ausgestreute Samen nicht verloren gegangen ist, sondern daß er aufgesproßt ist. Hie und da habe ich schon jemand getroffen, der mich in einem guten Deutsch ansprach und wenn ich fragte: wo sind Sie draußen geboren?, da hieß es: ich bin hier in Philadelphia geboren und habe mein gutes Deutsch in der St. Paulus-Gemeindeschule gelernt. So wird hier gearbeitet auch für das nachfolgende Geschlecht und ich hoffe, daß nie die Zeit kommen wird, da in St. Paulus der letzte deutsche Choral verklingt und zum letzten Mal das deutsche Gotteswort verkündigt wird. Und heute bei diesem erhebenden Gottesdienste, da wollen wir alle es geloben, selbst treu zu sein im Festhalten der uns anvertrauten Güter und in aller Treue dafür zu sorgen, daß auch unsern Kindern diese Güter übermacht werden. Ja, wir wollen mit unserem heutigen Gottesdienst setzen einen Gedenkstein — ein Eben-Ezer

zur Ehre unseres Gottes,
zum Gedächtnis unserer Väter,
zum Ansporn für uns und unsere Nachkommen.
Amen.

Am 6. Oktober, dem „Deutschen Tage", fand dann bei schönstem Wetter morgens eine Parade statt, an der über 15 000 Deutsche teilnahmen und die sich nach dem Vernonpark in Germantown bewegte, wo in Gegenwart von Vertretern des deutschen Kaisers, den

Behörden der Stadt Philadelphia, einer auserlesenen Schar von Männern und Frauen aus allen Schichten der Bevölkerung und einer vieltausendköpfigen Menge die Enthüllung des Eckſteins, auf dem das Paſtorius-denkmal errichtet werden ſoll, durch Dr C. J. Hexamer, dem Präſidenten des deutſch-amerikaniſchen National-bundes, vollzogen wurde. Tags zuvor hatte der damalige Präſident der Vereinigten Staaten, Theodore Rooſevelt, an Dr Hexamer folgende Drahtung geſandt:

White House, Washington D. C. Oct. 5th 1908.

C. J. Hexamer, Esq.
President of National German-American Alliance,
Philadelphia Pa.

Through you I present my heartiest good wishes for the success of the National German-American Alliance on the occasion of their gathering to celebrate the 225th anniversary of the first German emigration to this country. From that day to this Americans of German birth and descent have borne high and honorable part in the history of this great nation.

Theodore Roosevelt.

(Durch Sie übermittle ich meine herzlichſten Wünſche für den Erfolg des deutſch-amerikaniſchen National-bundes bei der Feier des 225. Jahresfeſtes der erſten deutſchen Einwanderung in dieſes Land. Von jenem Tage an bis heute haben Amerikaner deutſcher Geburt und Abkunft einen hervorragenden und ehrenhaften Anteil an der Geſchichte dieſer großen Nation gehabt.)

Das deutſche Lied, geſungen von einem Maſſen-chor der Vereinigten Sänger und von einem Chor von 2000 Kindern gab der Stunde die rechte Weihe.

Meine in deutſcher Sprache gehaltene Feſtrede hatte folgenden Wortlaut:

Werte Feſtverſammlung!

Es iſt ein h e h r e r Tag, den wir heute feiern, der d e u t ſ c h e Tag, der Tag, der da zeugen ſoll von

dem, was Deutsche geleistet haben bei der Entwickelung dieses großen, von Gott so reich gesegneten Landes und bei der Gestaltung dieses jungen und doch so kraftvollen, unermüdlich vorwärtsstrebenden Volkes. Es ist eine weihevolle Stunde, in der wir uns hier zusammengefunden haben, gilt es doch, einen Grund- und Eckstein zu einem Denkmal für den Mann zu setzen, der selber den Grund- und Eckstein gesetzt hat zu dem herrlichen Denkmal deutscher Kultur in Amerika.

Es ist eine kulturgeschichtliche Stätte, auf der wir uns hier befinden, denn hier hat der erste deutsche Schweiß den jungfräulichen Boden der neuen Welt getränkt, hier erstand die erste deutsche Stadt in Amerika, hier erscholl das erste deutsche Lied, von hier aus ist der erste Protest gegen die Sklaverei in das Land hinausgeklungen, hier hat die erste deutsche Druckerpresse gestanden, hier ist die erste Bibel in Amerika gedruckt worden und zwar in deutscher Sprache, hier die erste religiöse Zeitschrift herausgegeben und zwar in deutscher Sprache, und hier erschien die erste deutsche Zeitung. Hier war es, wo deutsche Schriftzeichen als die ersten den staunenden Völkern der Erde den Lebensanfang dieser Republik verkündigten, hier war es, wo deutsche Herzen mit als die ersten der Unabhängigkeitserklärung entgegenjubelten und hier war es, wo in der Schlacht von Germantown der Boden getränkt wurde mit dem Blute der Deutschen, die mit hohem Mute für die Freiheit kämpften.

Es ist ein hehrer Tag, dessen Feier wir heute begehen, der deutsche Tag. Er feiert heute sein silbernes Jubiläum. Vor 25 Jahren, im Oktober 1883, bei der 200. Wiederkehr des Tages, an dem die dreizehn Krefelder Familien in Philadelphia landeten, da ist der deutsche Tag ins Leben gerufen worden, hauptsächlich auf Betreiben der beiden unvergeßlichen Männer, Dr Gottlieb Theodor Kellner und Professor Oswald

Seidensticker. Wie alles Große, mußte sich auch die Idee der Feier eines deutschen Tages kämpfend Bahn brechen. Und die Bahn ist gebrochen, dank des nachdrücklichen Eintretens für die Feier vonseiten des deutschamerikanischen Nationalbundes unter der zielbewußten Leitung von Dr. C. J. Hexamer. Und heute nach 25 Jahren? Es ist nicht eine Handvoll Deutsch-Amerikaner, die ihn in einem Winkel feiern, nein, zu Zehntausenden sind sie zusammengeströmt an die Geburtsstätte des deutschen Tages, Vertreter aus allen Staaten unseres großen Landes sind erschienen, die Augen von Millionen sind heute auf uns gerichtet, man ist im Geiste mit uns, wo nur Deutsch-Amerikaner wohnen, man ist im Geiste mit uns drüben in der alten Stadt Krefeld, woher die ersten deutschen Ansiedler kamen, in Sommerhausen, dem Geburtsort von Pastorius, ja im ganzen weiten deutschen Reiche, an der Spitze der deutsche Kaiser, der, ein eifriger Förderer herzlicher Beziehungen zwischen Germania und Kolumbia, einen Vertreter zu diesem unserem Feste gesandt hat. Und mit uns feiern auch Amerikaner nicht deutscher Abkunft, Amerikaner, nicht befangen in blinden Vorurteilen, nicht erfüllt mit nativistischem Geiste, sondern wahre, rechte Amerikaner, würdig dieses Landes der Freiheit, und die nicht kommen konnten, sie sind im Geiste bei uns, vor allem der Präsident der Vereinigten Staaten, der stets so viel Verständnis für deutsches Wesen und deutsche Kulturarbeit gezeigt hat. Was will aber der deutsche Tag? Er will zeugen von dem, was Deutsche unserem Lande geleistet haben. Es ist uns stets gesagt worden, was die Pilgerväter und ihre Nachkommen für unser Land getan haben, was aber Deutsche vollbracht, ist vielfach verschwiegen oder auch entstellt. Namen deutscher Männer sind unbekannt geblieben, die doch in aller Munde sein sollten. Ein Senator aus den Neuenglandstaaten hat erklärt, daß von 14 000 Namen 10 376 englische,

1439 schottisch-irländische und nur 659 deutsche würdig befunden wurden, in ein biographisches Wörterbuch aufgenommen zu werden. Wenn solche Statistik aufgestellt wird, ist es da nicht an der Zeit, daß die Deutsch-Amerikaner aufwachen, der Kulturarbeit ihrer Stammesgenossen nachgehen und Namen der Vergessenheit entreißen, die nicht etwa nur in einem Wörterbuch glänzen sollten? Nun, Gott sei Dank, es hat eine gerechte Geschichtsforschung jetzt eingesetzt und der deutsch-amerikanische Nationalbund hat auch daran sein großes Verdienst.

Ich bekenne offen, daß ich selber anfangs verständnislos und gleichgültig der Arbeit der Deutschen hierzulande gegenübergestanden und mich in dem Wahne befunden habe, daß alles Heil unseres Landes einzig in der Kulturarbeit der Nachkommen der Pilgerväter zu finden sei, aber angeregt durch Männer wie Dr. Hexamer, einem Amerikaner deutscher Abkunft, und Professor Learned, einem Amerikaner englischer Abkunft, habe ich mich an das Studium der Kulturarbeit der Deutschen in Amerika gemacht, und wie sind mir da die Augen aufgegangen! Auf Schritt und Tritt habe ich segensreiche Spuren deutscher Kulturarbeit gefunden. Beschämung überkam mich, als ich mir sagen mußte, daß ich als Deutsch-Amerikaner in dem so lange unwissend gewesen war, was jeder Amerikaner wissen sollte, Ingrimm erfaßte mich, wenn ich sah, wie das verkleinert wurde, was doch in Wahrheit so herrlich und groß war, aber helle Freude erfüllt mein Herz, wenn ich nun erkenne, daß die Gerechtigkeit immer mehr zum Durchbruch kommt und die Verdienste der Deutschen um unser Land immer mehr anerkannt werden.

Was will der deutsche Tag? Er will weiter uns stärken in all den Bestrebungen, die wir für das Wohl und Gedeihen unseres Landes und Volkes erforderlich halten. Darin liegt die volle und ganze Berechtigung

des Tages. Oder ist es nicht berechtigt, daß über zehn Millionen Deutsch-Amerikaner bei der Gestaltung und dem Werden unseres Volkes ihm die besten Züge unseres deutschen Charakters und Wesens auf- und einzuprägen suchen? Ist es nicht berechtigt, daß die deutschen Turner eintreten für eine systematische Ausbildung des Körpers und zwar bei allen Kindern? Ist es nicht berechtigt, daß die deutschen Gesangvereine die Kunst des Gesangs zu einem Gemeingut des ganzen Volkes machen wollen? Ist es nicht berechtigt, daß der deutsch-amerikanische Nationalbund eintritt für die Pflege der deutschen Sprache, der Sprache, die neben der englischen eine Weltsprache ist, der Sprache eines großen Volkes und so vieler großer Männer, der Sprache aller Gelehrten unserer Tage, der Sprache des Herzens und Gemütes? Ist es nicht berechtigt, daß die Deutsch-Amerikaner insgesamt eintreten für eine ehrliche Verwaltung? Ist es nicht berechtigt, daß sie kämpfen für heilige Rechte und für Erziehung der Kinder zu solchen Männern und Frauen, die den sittlichen Halt in sich selber tragen und sich kein Zwangsjoch aufhalsen zu lassen brauchen? Ist es nicht berechtigt, daß sie das beängstigend geschäftliche Leben unseres Volkes durch die deutsche Geselligkeit und heitere, wohlanständige Lebensfreude zu mildern suchen? Ist es nicht berechtigt, daß sie ein freundschaftliches Verhältnis unseres Landes zu allen Ländern befürworten, besonders zu dem Deutschen, dem wir so viel verdanken? Ich frage, ist das alles nicht berechtigt? Gewiß, es ist berechtigt, dann ist aber auch die Feier des deutschen Tages berechtigt, an dem alle diese Bestrebungen in Wort und Schrift zum Ausdruck kommen, um später in die Tat umgesetzt zu werden. Ich hoffe, daß die Zeit nicht mehr fern ist, da der deutsche Tag sich zu einem nationalen Feiertag auswächst, an dem sich alle rechten Amerikaner, welcher Abstammung

sie auch sein mögen, beteiligen, wahrlich der heutige Tag berechtigt zu solcher Hoffnung.

Es ist eine weihevolle Stunde, in der wir uns zusammengefunden haben, ein Gedenkstein soll enthüllt werden, der zugleich ein Grund- und Eckstein sein soll für ein zu errichtendes Denkmal zu Ehren von Franz Daniel Pastorius, der am 26. September 1651 zu Sommerhausen in Franken geboren wurde, die Rechte studierte, nach Amerika kam und in Philadelphia landete, aufs herzlichste bewillkommnet von seinem Freunde William Penn, der ihn bereits in Deutschland kennen gelernt hatte und der ihm nun eine Strecke Landes, sechs Meilen oberhalb Philadelphias, abtrat zur Gründung einer deutschen Stadt, von Germantown. Wir besitzen kein Bild von diesem Pionier und Begründer der ersten deutschen Kulturstätte in Amerika, aber was tut's, aus seinem Wirken und seinen Werken tritt uns sein Bild entgegen, ein Bild, das stets anzieht, mag er nun vor uns stehen als Berater und Anordner inmitten der Schar, die sich seiner Führung anvertraut hat, oder als einfacher Christ, der am Sonntag der andächtigen Gemeinde in schlichter Weise Gottes Wort auslegt und neue Kraft zur Weiterarbeit von oben herabfleht, oder als Bürgermeister, mit fester Hand das junge Gemeinwesen leitend, oder als Richter strafend und mahnend, oder als Lehrer erziehend und veredelnd, oder mögen wir ihn sehen mit emsigem Fleiße an seinen Werken in deutscher, lateinischer, englischer, französischer, holländischer und italienischer Sprache schreibend, oder mögen wir ihn sehen in seinem Gärtlein mit kindlicher Freude die selbstgepflanzten und wohlgepflegten Blumen und Kräuter betrachtend, oder mögen wir ihn sehen hochaufgereckt mit blitzendem Auge, den Protest gegen die Sklaverei in die Welt hinausschleudernd, ja, stets ist sein Bild ein anziehendes, in der Tat ein Vorbild. Und was einst Schiller in seinem Liede an die deutsche Muse gesungen:

Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Wert —

das gilt in hervorragendem Maße von dem Manne, der den selbsterschaffenen Wert der Persönlichkeit vorbildlich gezeigt hat, von Franz Daniel Pastorius, dem ein Denkmal zu setzen, eine Forderung der Gerechtigkeit, der Pflicht, der Dankbarkeit aller Deutsch-Amerikaner, ja überhaupt aller Amerikaner ist.

Es ist eine kulturgeschichtliche Stätte, auf der wir uns hier befinden. Das Gemeinwesen, das Pastorius mit seinen Krefeldern geschaffen hat, ist nicht wieder von dem Erdboden verschwunden, sondern er steht noch heute nach 225 Jahren vor uns und spricht als der schönste Teil der schönen Stadt Philadelphia eine beredte Sprache. Hier ist der Quell des gewaltigen, vielverzweigten Stromes deutscher Kultur, der sich durch unsere Lande ergossen hat und was hier geleistet wurde, es ist vorbildlich geworden für die ganze Kulturarbeit der Deutschen während der 225 Jahre. Das Wappen Germantowns, das dreiblättrige Kleeblatt mit einer Traube, einer Flachspflanze und einer Weberspule, umrahmt von der Inschrift: „Vinum, linum et textrinum" symbolisch deutend den lebensfrohen Sinn und den Fleiß der Deutschen im Ackerbau und in der Werkstatt, es ist das Wappen aller Stätten deutscher Kultur hierzulande geworden. In dem, was die ersten Deutschen hier gedacht und getan, sind sich alle später nachgekommenen stets treu geblieben. Hier ein liebliches Gemeinwesen aus dem Rohen und Wilden herausgearbeitet durch treuen Fleiß und überall dasselbe, wohin Deutsche kamen vom Atlantischen Meer bis zum Stillen, vom großen Golf im Süden bis zu den großen Seen im Norden; hier der tiefe, wahre religiöse Sinn ohne den Fanatismus und das Finstere des Puritanertums und überall die deutsche Kirche mit dem einfachen, schlichten Gotteswerte,

das die Versöhnung und die Liebe predigt; hier der Hauch wahrer Freiheit und überall deutsche Männer, auftretend, wo es gilt, die Freiheit zu wahren; hier der erste Protest gegen die Sklaverei und überall deutsche Streiter, als es galt, diese Schmach eines zivilisierten Volkes zu tilgen; hier der Segen wahrer Häuslichkeit und überall die deutsche Hausfrau, die Gehilfin des Mannes, die mit ihm teilt in aller Treue Freud wie Leid, ja noch mehr, die deutsche Mutter, die Kinder auferzieht zu tüchtigen Bürgern dieses Landes und willig ihre Söhne dahingibt, wenn das Wohl des Landes es erheischt.

Meine Freunde, ich bin am Ende, es war mir nicht möglich, in der kurzen mir zugemessenen Zeit, Euch tiefer einzuführen in die Kulturarbeit der Deutschen hierzulande, es war mir nicht möglich, Namen zu nennen, denn wollte man da anfangen, wo wäre ein Aufhören? Zur Erinnerung an den heutigen Tag wird ein „Buch der Deutschen" herausgegeben, gleichfalls eine Frucht emsigen Fleißes deutscher Männer. An Euch aber ist es, diese Frucht hinzunehmen und ich bin gewiß, jemehr Ihr erkennt, was Deutsche hier geleistet, je bewundernder werdet Ihr dieser segensreichen Riesenarbeit gegenüberstehen.

Dieser Tag ist zu wichtig, diese Stunde zu weihevoll, diese Stätte zu kulturgeschichtlich, als daß wir fortgehen sollten mit einigen angenehmen Empfindungen oder Erinnerungen, nein, es gilt, sich an die Brust zu schlagen und seine bisherige Unterlassungssünde zu bekennen, es gilt zu geloben, fortan mehr Verständnis deutscher Kulturarbeit entgegenzubringen, und es gilt selber voll und ganz in diese Kulturarbeit einzutreten, damit das Wort von Franz Daniel Pastorius:

„Heil dir deutsche Nachkommenschaft!
Heil dir deutsches Brudervolk!
Heil dir auf immer!"

kein leerer Schall bleibe, sondern damit in Wahrheit rechtes Heil dir widerfahre als Lohn deiner Treue und deines Fleißes und durch dich Heil dem großen Lande, dem wir angehören und dann wieder Heil dem Lande, dem wir Deutsch-Amerikaner entstammen. — Ja Heil dir, wenn das Land, dem du angehörst, sich glücklich schätzen kann, dich zu besitzen, Heil dir, wenn das Land, dem du entstammst, stolz sein kann, daß du ihm angehört hast, dann, ja dann Heil dir auf immer!

Durch die Berührung mit treudeutschen Männern, die gleich mir bestrebt waren, die deutsche Sprache zu pflegen, kam mir der Gedanke, dem Beispiele der Neuyorker Deutschen zu folgen und auch in Philadelphia einen Zweigverein des Allgemeinen deutschen Sprachvereins zu gründen. Wie hochnötig solche Vereine in Amerika sind, weiß jeder, der Verständnis und Gefühl für ein gutes, reines Deutsch hat. Tausendfache Belege könnten für die geradezu entsetzliche Verunstaltung der deutschen Sprache angeführt werden und leider sind vielfach die deutschen Pastoren, die auch in dieser Beziehung segensreich wirken könnten, von der Sünde nicht frei. So verbrach, um nur ein Beispiel anzuführen, ein Geistlicher, der sich auf sein „Deutschtum" etwas zugute tat, in einem Kirchenblatte folgende Sätze: „Die Kirche Jesu Christi ist nicht ein Aggregat von abstoßenden Atomen." — „Unsere moderne Zivilisation führt immer mehr zur Disintegration." — „Hier ist die Kirche schließlich repräsentiert in Einem, das Reich Gottes in der Person eines unchristlichen Usurpators," da wird von dem Ego, von Individualität, von Separation, von Extremen, von Konstellationen usw. ja sogar von Dismembration geredet. Das sollen unsere einfachen Deutschen, wie wir sie in unseren kirchlichen Gemeinden haben, verstehen! Der Schreiber wurde auf den Fremdwörterunfug aufmerksam gemacht, aber

er meinte, es sei nun einmal seine Art, „populär" zu schreiben! Ich erlies einen Aufruf zur Gründung eines Zweigvereins und hatte die Freude, daß mein Wunsch verwirklicht wurde. Trotz meiner ausgedehnten sonstigen Arbeit übernahm ich noch die eines Schriftführers. Der Verein hat mehrere Jahre bestanden und segensreich gewirkt. Schließlich sah ich mich genötigt, das Amt an ein anderes Glied abzutreten. Wo aber die treibende Kraft fehlt, tritt alsbald Stillstand ein, so auch hier. Der Verein löste sich leider wieder auf.

In dem Mahmen zur Pflege der deutschen Sprache ließ ich gleichwohl nicht nach. An Gelegenheiten dazu fehlte es selten. Die Deutsch-Amerikaner sind bestrebt, auch in Amerika die in der alten Heimat gefeierten Volksfeste einzubürgern. So feiern in Philadelphia die Württemberger jeden Herbst ihr dreitägiges Cannstatter Volksfest, zum dem Tausende sich einfinden, unter ihnen viele Amerikaner. Die deutschen Pastoren halten sich meist von derartigen Veranstaltungen fern. Es war ein Geistlicher, der die gesamten Deutschen in Amerika in Kirchendeutsche und Vereinsdeutsche eingeteilt und beide Gruppen in Gegensatz zueinander gestellt hat. Vollkommen zutreffend ist diese Einteilung nicht, obschon zugegeben werden muß, daß allerdings viele der unkirchlichen Deutschen sich in den weltlichen Vereinen zusammenfinden, während die kirchlichen eben ihre Arbeit und Geselligkeit innerhalb der Gemeinde, zu der sie gehören, haben. Eine Tatsache ist auch, daß man z. B. auf einem weltlichen deutschen Volksfest im allgemeinen eine ganz andere Klasse von Deutschen sieht, als auf einem christlichen deutschen Missionsfest. Es ist zu bedauern, daß solch ein Zwiespalt unter den Deutschen besteht und daß das Bestreben des deutschamerikanischen Nationalbundes, alle Deutschen auf seinem breiten Grunde zu vereinen, bisher nicht den erwünschten Erfolg gehabt hat. Einsichtige Deutsche lassen sich dadurch aber nicht

entmutigen, sondern bemühen sich weiter, bestehende gegenseitige Vorurteile aus dem Wege zu räumen. So bekannte Dr Hexamer, der Präsident des Nationalbundes, bei der Einweihung eines deutsch-lutherischen Gemeindehauses: „Wer war von Anfang an wohl treuer echtem deutschem Wesen als die deutsche Kirche und ihre Führer von unserem Pastorius an bis auf die Gegenwart. Mit Dank erkennt der Nationalbund dies an, kein Stein des Anstoßes gegen Überzeugung wird je in seinen Statuten zu finden sein. Dem Bunde kann jeder Deutschamerikaner angehören."

Ich habe öfters weltliche Gesangvereine zu kirchlichen Festen herangezogen; man ist stets gern gekommen und hat zur Erhöhung des Gottesdienstes gesungen. Ich wiederum ließ mich auf den weltlichen Festen blicken und versuchte so den Zwiespalt zu mildern. Der Besuch eines solchen Festes gab mir nun die Veranlassung zu einem längeren „Eingesandt", aus dem der Schluß angeführt sei: „Auf dem Cannstatter Volksfest hat uns alles gefallen, die künstlerisch vollendete Fruchtsäule, die heiteren Volksspiele, das ganze frohbewegte und doch so anständige Leben und Treiben der großen Massen — aber eins haben wir vermißt — den deutschen Laut, die Sprache Schillers! Nicht daß wir gar kein deutsches Wort gehört hätten, so schlimm steht es noch nicht, aber doch nicht in dem Maße, wie es auf einem deutschen Volksfeste sein sollte. Von Jungamerika haben wir allerdings, mit Ausnahme unseres eigenen Kindes, kaum einen deutschen Laut vernommen. Andere mögen ja bessere Erfahrungen gemacht haben, wir reden nur von unserer eigenen.

Mit großem Behagen haben wir auch unser Sauerkraut verspeist, mit weniger großem Behagen ruhten aber unsere Augen auf der Aufschrift: „Sour Crout Kitchen."

Zu einem deutschen Feste gehören auch deutsche Sprache und deutsche Aufschriften. Wir haben keinen

Grund und Ursache, mit unserer Sprache zurückzuhalten. Wir unterhalten unsere deutschen Kirchen, unsere deutschen Schulen, unsere deutschen Vereine, wozu das alles, wenn wir keinen Gebrauch machen von der deutschen Sprache. Nur wenn sie erhalten bleibt, kann auch von einem Erhalten des Deutschtums in den Vereinigten Staaten die Rede sein. Solch eine herrliche Sprache, wie die deutsche, sollte aber nicht stiefmütterlich behandelt werden, sondern deutsche Eltern sollten dafür sorgen, daß ihre Kinder einen gründlichen Unterricht in ihr erhalten, nur dann steht zu erwarten, daß unsere Kinder sie schätzen und gebrauchen."

Dadurch, daß ich in Philadelphia wohnte, kam ich nun auch wieder in nähere Berührung mit dem nicht allzufeinen Egg Harbor City und der dortigen Zionsgemeinde. Noch war es der echt deutsche Platz, aber ein anderer Geist fing doch leise an, sich bemerkbar zu machen. Folgendes „Eingesandt" von mir in einer deutschen Zeitung richtete sich dagegen: Seit kurzem erscheint in dem lieblichen deutschen Städtchen Egg Harbor ein englisches Blatt von ganzen vier Seiten, „The News" betitelt. Viel Neues steht nicht gerade darin und das Wenige, das gebracht wird, ist nicht dazu angetan, dem Blatt in dem Ort Verbreitung zu verschaffen. In einer Nummer trägt ein Englischer seine Weisheit zu Markte, die in dem Satze gipfelt: The sooner Egg Harbor City can be americanized, the sooner can we expect to receive proper recognition. (Je schneller sich Egg Harbor amerikanisiert, desto eher können wir erwarten, die uns gebührende Anerkennung zu finden.) So! so! wer war es denn, der unter viel Mühe und Not die Wildnis gelichtet und das Städtchen gebaut hat? Es war der Deutsche. Jeder Fußbreit Bodens ist mit deutschem Schweiß getränkt. Egg Harbor wurde bekannt in deutschen Kreisen durch die ganzen Vereinigten Staaten hin als eine Stätte des

Deutschtums und noch jeder, der dorthin gekommen ist, hat sich gefreut über die saubern Straßen und Häuser, über die Gastfreundschaft der Bewohner und die deutsche Gemütlichkeit. Egg Harbors-Wein ist geschätzt als ein guter Tropfen und es sind wahrlich durchaus ehrenwerte Männer, die ihn herstellen, auch ein Brauerei ist erstanden und der Brauer ist ein Mann, den jeder achten muß. Das sind andere Männer als der Hipple in Philadelphia, der es für eine furchtbare Sünde hielt, ein Glas Wein oder Bier zu trinken oder eine Zigarre zu rauchen, der es aber scheint's für keine Sünde hielt, Tausende um ihr sauer Erspartes zu betrügen. Wir haben sieben Jahre in Egg Harbor gewohnt, aber in den sieben Jahren haben wir so gut wie keine Betrunkene von den Einwohnern des Städtchens gesehen, wohl aber Männer von 70, 80 ja bald 90 Jahren, die täglich ihr Gläschen selbstbereiteten Wein tranken und sich wohl dabei befanden. Deutsche Sprache, deutsche Sitten und Gewohnheiten hat man stets gepflegt und deutscher Unternehmungsgeist schuf ein reizendes Städtchen mit Wasserleitung, Gasanstalt und elektrischem Licht. Deutsches Gotteswort und deutsches Lied fanden dort eine Stätte und Fleiß und Zufriedenheit waren dort zu Hause. Und nun kommt ein Englischer, ein „Business-Man", wie er sich unterzeichnet, ein Mann, der vielleicht noch gar nicht geboren war, als schon deutsche Männer die ersten Hütten in Egg Harbor bauten, ein Mann, der nichts weiß von deutscher Treue und deutscher Ausdauer und verkündigt in dem „Weltblatt" „The News" die große Neuigkeit: The sooner . . . . .

Wir kennen diesen nativistischen Geist und werden nicht müde werden, ihn zu bekämpfen, wo er sich zeigt. Wir rufen die Deutschen Egg Harbors auf, zusammenzustehen und diesen unduldsamen Geist auszutreiben, damit er sich nicht weiter verbreite und das schöne deutsche Städtchen zugrunde richte. Widerstehe den Anfängen!"

Leider gab es auch Gelegenheiten, bei denen ich mich gegen das Deutschtum selber zu wenden hatte, das war freilich ein entartetes Deutschtum, wie es sich in Kreisen breit macht, die sich überall gleich bleiben. In den Augen dieser vaterlandslosen Gesellen findet nichts Gnade. Das alte Vaterland wird in der allergemeinsten Weise verunglimpft und das neue kommt nicht besser davon. Über die Kirche wird selbstverständlich die ganze Schale ihrer Gehässigkeit ausgeschüttet und sogar Bestrebungen, wie die des deutsch-amerikanischen Nationalbundes werden von ihrem Hohn getroffen. Glücklicherweise ist der Einfluß dieser Leute nur sehr gering, ihren verabscheuungswürdigen Geist aber möge eine von mir gemachte Erfahrung kennzeichnen. Eine Frau kam eines Tages zu mir und bat mich, ihren schwindsüchtigen Mann zu besuchen, der, wie sie mir erklärte, in sozialistische Kreise geraten, seinen Glauben verloren habe, aber nun doch Verlangen trage nach geistlichem Trost.

Ich fand den Kranken in großer Schwachheit im Bette liegen, begrüßte ihn freundlich und erkundigte mich teilnehmend nach seinem leiblichen Befinden, dann lenkte ich behutsam das Gespräch auf den Zustand seiner Seele. Ich fand ein irregeleitetes, aber nun wieder den rechten Weg suchendes Menschenkind. Bevor ich fortging, las ich ihm etliche Trostworte aus der heiligen Schrift vor und betete mit ihm. Dankbar reichte er mir seine fieberheiße Hand und bat mich, bald wieder zu kommen. Noch einmal konnte ich ihm das Wort des Lebens nahe bringen, bei meinem dritten Besuch war er bereits verschieden. Ich hatte die Leichenrede zu halten. In der kleinen Stube saß neben dem Sarge die trauernde Witwe mit ihren drei Kindern, dichtgedrängt umstand diese Gruppe eine große Anzahl Männer, von denen kein einziger grüßte, als ich eintrat. Meine Worte waren Worte des Trostes für die Witwe. Noch ehe ich geendet, versuchte einer der Männer zu

reden, wurde daran aber von jedenfalls einem nicht ganz so rohem gehindert. Kaum daß ich jedoch das Amen gesprochen, drängte sich der Mann, dem meine 15 Minuten lange Rede schon zu lange gedauert hatte, vor, ergriff die Hand des Verstorbenen und rief mit scharf hervorgestoßenen Worten: „So, da liegst du nun, du Proletarierkind, ja, wenn du reich gewesen wärest, so hättest du nicht sterben brauchen, da hättest du Pflege gehabt, so hat sich aber keiner um dich bekümmert." (Das war eine große Lüge.) In dem Ton ging es noch weiter und zum Schluß hieß es: „Nun good bye — Genosse — auf Nimmer-Wiedersehen!" Mit einem haßerfüllten und zugleich triumphierenden Seitenblick auf mich wandte er sich hocherhobenen Hauptes den Reihen seiner Gesinnungsgenossen zu, offenbar stolz auf sein „Heldenstück". Am folgenden Sonntage kam nach dem Gottesdienste die Witwe zu mir, dankte mir mit beweglichen Worten für den ihr gespendeten Trost und entschuldigte sich wegen des unliebsamen Auftrittes. Der sozialistische Verein, dessen Glied ihr Mann gewesen wäre, hätte ihn auch begraben wollen und zwar ohne Zuziehung eines Geistlichen, sie hätte aber auf ihrem Recht als Frau des Verstorbenen bestanden und erklärt, sie wünsche entschieden, daß der Pastor die Leichenrede hielte, der ihren Mann in seiner Krankheit besucht habe.

Ein ganz anderer Geist herrscht unter den deutschen Kriegern und Veteranen, mögen sie nun einst gekämpft haben für die Einheit des neuen oder des alten Vaterlandes.

Die Veteranen des amerikanischen Bürgerkrieges haben sich zu einer großen Vereinigung zusammengeschlossen, die aus einzelnen Post's besteht. In Philadelphia ist auch ein deutscher, der Koltes-Post, so genannt nach dem deutschen General Koltes. Alljährlich kommt er einmal zu einem deutschen Gotteshause, seit Jahren in meine St. Pauluskirche. Ich werde

dann auch jedesmal gebeten, am 30. Mai, dem Decoration Day (Gräberschmückungstag) oder Memorial Day, wie er jetzt gewöhnlich genannt wird, an dem die Gräber der verstorbenen Krieger geschmückt werden, eine deutsche Gedächtnisrede auf dem deutsch-lutherischen Friedhofe zu halten. Eine der Reden sei hier wiedergegeben:

Werte Veteranen und Ihr Söhne und Töchter der Veteranen!

Zwei große Kriege hat das amerikanische Volk geführt; es waren keine Eroberungskriege oder Kriege zur Unterdrückung eines anderen Volkes. Nein, es waren Kriege, geführt um Güter, die einem Volke die hehrsten und heiligsten sind, um Freiheit und Einheit. Freiheit von fremdem Joch, Einheit unter sich, beides ist in heißem Ringen erstritten. An uns aber, die wir uns der herrlichen Güter erfreuen, ist es, der Männer, die einst dafür freudig und willig alles opferten, dankbaren Herzens zu gedenken. Um der Dankbarkeit eines ganzen Volkes auch sichtbaren Ausdruck zu verleihen, dazu dient der heutige Tag, der Gräberschmückungstag, an dem jung wie alt hinauseilt auf die Friedhöfe und die Gräber der Helden schmückt mit lieblichen Blumen, um dadurch kund zu tun: Wir gedenken Eurer und Eurer Taten. Es gibt der nationalen amerikanischen Festtage heute eine ganze Reihe, aber ich glaube, wir haben keinen sinnigeren und schöneren, als den, welchen wir heute begehen. Rühmenswert ist ein dankbares Herz, rühmenswerter ein dankbares Volk, und das wollen wir sein und bleiben. Dazu ist es aber auch nötig, daß wir uns immer wieder die Taten und Ereignisse jener großen Zeiten ins Gedächtnis zurückrufen. Einst wurden die Taten der Helden besungen von fahrenden Sängern und erzählt am heimischen Herd, sie gingen von Mund zu Mund, pflanzten sich fort von Geschlecht zu Geschlecht und

lebten im Herzen des Volkes. Heute, da können wir's lesen in Büchern und Zeitungen und unsere Kinder lernen's in den Schulen und das ist recht und gut, aber das geredete Wort muß auch noch seinen Platz haben und gerade an einem Tage wie dem heutigen, soll es ertönen, in welcher Sprache es auch sei. Und wenn wir heute in deutscher Rede der Taten der Kämpfer gedenken, so haben wir dazu ein Recht, denn gerade die Deutschen unseres Landes haben, wie einst im Kampf um die Freiheit und Unabhängigkeit, so auch im Kampf um die Erhaltung der Einheit ihr redlich Teil beigetragen und da diese Tatsache leider oft genug verschwiegen wird, so ist es unsere heilige Pflicht, immer wieder und wieder diese Tatsache ins helle Licht zu stellen. Nach neueren Ermittelungen wird die Zahl der Deutschen, die in den Bürgerkrieg zogen, auf rund 177 000 angegeben. — Der Staat Neuyork allein stellte 36 700 Deutsch-Amerikaner ins Feld, Ohio über 20 000 Mann, Pennsylvania 17 200, Illinois 18 000, Wisconsin 15 700, Missouri 30 800. Das sind gewaltige Zahlen und sie reden eine gewaltige Sprache von dem Opfermut der Deutschen. Und wahrlich, auch der Namen so vieler deutscher Männer unter den Führern brauchen wir uns nicht zu schämen, wo man andere nennt, können auch sie mit Stolz genannt werden, ich erwähne nur unter andern: Schurz, Stahel, Weitzel, Steinwehr, Sigel, Osterhaus, Willich und Koltes, der tapfere General, nach dem Ihr Veteranen Euren Post genannt habt und dessen Tochter wir heute in unserer Mitte haben, uns zur Ehre und Freude.

Meine Freunde! Die Kämpfer, die einst um die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes gestritten, sind alle schon längst in kühler Erde gebettet, aber die Frucht ihrer Taten ist geblieben, von den Kämpfern um die Einheit des Landes weilen noch manche unter uns als Zeugen einer großen Zeit, doch ihre Reihen lichten sich mit jedem Jahre mehr und mehr, und

wie lange wird's dauern, da wird man auch den letzten zur Ruhe gebettet haben, doch die Frucht ihrer Taten, sie wird bleiben und daß sie bleibt, dafür wollen wir alle sorgen und daß das Gedächtnis unserer Deutschen bleibt, dafür habt vor allen Ihr zu sorgen, Ihr Töchter und Söhne unserer deutschen Veteranen. Ihr könnt stolz sein auf Eure deutschen Väter, die ihrem Namen alle Ehre gemacht haben. Sollten aber ihre Taten absichtlich verschwiegen oder verkleinert werden, so wollen wir zusammenstehen in einem neuen Kampfe, dem Kampfe um die Gerechtigkeit.

Der allmächtige Gott sei auch ferner unser Schutz und Schirm und lasse unser Land und Volk auch ferner in Ruhe und Frieden genießen die köstlichen Gaben, die in heißem Kampfe erstritten sind, Freiheit und Einheit, und Er erhöhe unser Volk in Gerechtigkeit. —

Mit den Kriegern und Veteranen der deutschen Armee kam ich durch das silberne Jubiläum des deutschen Kaisers in nähere Berührung. Da von keiner Seite irgendwelche Schritte zu einer Feier getan wurden, so beschloß ich, mit Zustimmung meines Kirchenrats eine solche in unserer St. Pauluskirche abzuhalten und dazu in erster Linie den Zentralverband der Krieger und Veteranen der deutschen Armee einzuladen. Mit großer Begeisterung folgte man der Einladung, wie ich überhaupt in allen deutschen Kreisen ein ganz unerwartetes Entgegenkommen fand. So sagten der deutsche Bürgermeister von Philadelphia, Rudolph Blankenburg, die Konsuln des Deutschen Reiches, von Österreich-Ungarn und der Schweiz ihr Erscheinen zu und einer der besten Gesangvereine der Stadt erbat sich zwei Lieder vorzutragen. Solche Scharen stellten sich ein, wie man sie nie vorher bei einem Gottesdienste gesehen hatte, und Hunderte standen noch in den Gängen, auf den Treppen und draußen auf der Straße. Das Gotteshaus war in geschmackvollster Weise ge-

schmückt. Vor dem Altarraum stand ein großes Bild des deutschen Kaisers von 25 elektrischen Lichtern umrahmt. Eine prächtig ausgeführte Festgottesdienstordnung sowie eine von mir verfaßte, mit dem Bild des Kaisers gezierte Festschrift kamen frei zur Verteilung. Meine Festpredigt war, wie ich das stets bei ähnlichen Gelegenheiten halte, kurz und knapp. Der erste Teil gründete sich auf Psalm 67, 6. Es danken dir, Gott, die Völker, es danken dir alle Völker; der zweite Teil auf Psalm 86, 2: Hilf du, Gott, dem, der sich verläßt auf dich. Einleitung und erster Teil lauteten:

Im Herrn geliebte Festgemeinde!

Herzlich willkommen alle, die Ihr so freudig der Einladung in unser lieblich geschmücktes Gotteshaus gefolgt seid, um heute morgen im Geiste mit Millionen des alten Vaterlandes und mit tausendmal tausend Stammesgenossen auf dem weiten Erdenrund vereinigt, vor den Thron des allmächtigen Gottes zu treten mit Dank und Bitte im Herzen und auf den Lippen für den Herrscher, der heute vor fünfundzwanzig Jahren die Zügel der Regierung seines Volkes in die Hand genommen und sie durch Gottes Gnade bis auf den heutigen Tag in großem Segen geführt hat.

Wir, deren Wiege in der alten Heimat gestanden, die wir hier in diesem großen Lande, als ein Reis eingesenkt, Wurzel gefaßt haben, die wir Bürger geworden sind dieser glorreichen Republik, sind damit doch nicht innerlich losgelöst von dem Volk, dem wir entsprossen, und von dem Land, für dessen Freiheit vor hundert Jahren unsere Vorväter ihr Blut vergossen und für dessen Einigung unsere Väter, deren etliche unter uns in dieser Stunde weilen, so mutig gekämpft und so herrlich gesiegt haben. Es wäre unnatürlich, wenn es anders wäre. Wenn ich die Geschichte unserer St. Paulusgemeinde durchgehe, da finde ich Opfer verzeichnet für die Verwundeten

im deutsch-französischen Kriege, für Notleidende an der Ostsee, für Hagelbeschädigte in Württemberg, für Überschwemmte am Rhein usw. und wie von dieser Gemeinde, so wurden von allen Deutsch-Amerikanern ohne Unterschied des Bekenntnisses und der Parteirichtung gern und willig Opfer gebracht. Und wie ist von ihnen allen das Friedensfest im Jahre 1871 gefeiert! Wie haben sie sich gefreut über den gewaltigen Aufschwung des Deutschen Reiches und seine ihm nicht gegönnte aber doch errungene Machtstellung in der Welt! Ja, da heißt es bei uns: Dein Leid ist mein Leid und deine Freude ist meine Freude. Und wenn das deutsche Volk sich heute in seinen Gotteshäusern versammelt an dem silbernen Regierungsjubiläum seines Kaisers, so sind auch wir in diesem Gotteshause zusammengekommen und vereinen uns mit unsern Stammesbrüdern drüben: in aufrichtigem Dank und in inniger Bitte.

Aufrichtiger Dank — das ist das Gefühl, das aus jeden Deutschen Brust heute zum Throne Gottes emporsteigen sollte. Welch anderes Volk hat so schwere Prüfungen durchzumachen gehabt wie das deutsche! Wie ist es in die Tiefe geführt! Wie oft hat es schon aus tausend Wunden geblutet! Wie sind seine Gauen verwüstet worden! Wie war das einst so stolze heilige römische Reich deutscher Nation herabgesunken, so daß man von ihm sprach als einem geographischen Begriff! Wie hat es kämpfen müssen um seinen Platz an der Sonne, wo man ihm nicht einmal ein bescheidenes Plätzchen gönnte! Und doch bei alledem, wie hat Gott gerade durch dieses Volk Großes ausgerichtet! Welch herrliche Männer hat er aus ihm hervorgerufen, welch edle Frauen ihm erweckt! Und wie wunderbar hat Gott dann dieses Volk auch äußerlich aus der Tiefe zur Höhe geführt und das Kaiserszepter einem Herrscher in den Jahren, da andere sich zur Ruhe setzen, in die Hände gegeben! Welch schwere Prüfungs-

tage hat er dann über den zweiten Kaiser und sein Volk verhängt, als ihm, den Liebling des Volkes, eine heimtückische Krankheit dahinraffte! Und wie hat er dann wieder das helle Licht seiner Gnadensonne leuchten lassen, als er dem Volke einen Herrscher verlieh, unter dem das Deutsche Reich in ungestörtem Frieden zu nie geahnter Blüte sich entwickeln sollte! Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem verflossen. Was der Kaiser damals bei seinem Regierungsantritte gelobt, er hat es treulich gehalten. Das Ziel, das er sich gesteckt, hat er unentwegt und unbeirrt verfolgt und durch seine Erfolge die Schwarzseher zu schanden gemacht. Es ist ja nicht möglich und auch hier nicht die Stätte, den Deutschen Kaiser, diesen von Gott mit Geistesgaben so wunderbar reich und vielseitig ausgestatteten Herrscher nach all seinen Charaktereigenschaften zu schildern und all das aufzuzählen, was er geleistet und was er nach den verschiedensten Richtungen seinem Volke gewesen ist. Laßt mich nur auf zweierlei hinweisen.

Der Deutsche Kaiser ist durch und durch eine christliche Persönlichkeit. Man hat das Gottesgnadentum in unserer Zeit oft genug verspottet, aber ich frage, ist es nicht etwas Großes, wenn jemand in so hoher Stellung sich auch seinem Gott gegenüber verantwortlich weiß für jede seiner Handlungen? Muß nicht dieses Bewußtsein der Verantwortlichkeit ihn führen zu ernster Selbstprüfung und diese Selbstprüfung zur Erfüllung seiner heiligen Pflichten? Es hat wohl selten einen pflichtgetreueren Herrscher gegeben als den Deutschen Kaiser und sein Beispiel hat weiter gewirkt. Wir Deutsch-Amerikaner, die wir oft genug Zeugen der gröbsten Pflichtvernachlässigung der Beamten unseres Landes sein müssen, wir wissen den Deutschen Kaiser zu schätzen und ich glaube, daß er nirgends größere Bewunderer hat, als gerade unter uns. — Es waren herrliche Worte, die der Kaiser bei

der Einweihung der Erlöserkirche zu Jerusalem gesprochen hat, und seine Taten bezeugen, daß die Worte bei ihm kein leerer Schall sind. Es gehört heute Mut dazu, öffentlich sich zu seinem Heiland zu bekennen, diesen Mut hat der Deutsche Kaiser wiederholt gezeigt. Christi Geist beseelt ihn und dieser Geist ließ ihn auch werden einen Friedenskaiser. Es ist wohl kein Mensch unserer Zeit in seinen Plänen und Absichten so verdächtigt worden, wie der Deutsche Kaiser. Wir hierzulande wissen ein Lied davon zu singen. Hier stand es unumstößlich fest, daß er, der „War Lord", bei der nächsten besten Gelegenheit losschlagen würde. Konnte man sich's denn auch anders denken, da er an der Spitze des besten Heeres stand und den Kriegsruhm seiner Vorfahren vor Augen hatte? Er hat der Versuchung widerstanden und nicht seinem Ehrgeiz Opfer gebracht. Wir müssen es zur Ehre der deutsch-amerikanischen Presse bezeugen, daß sie nie müde geworden ist, alle Verleumdungen über den Deutschen Kaiser festzunageln und Entstellungen richtig zu stellen, und wir freuen uns, daß sie den offenkundigen Umschwung der öffentlichen Meinung erleben darf und daß man heute allüberall den früher verschrienen, mit finstern Plänen sich tragenden „War Lord" als Friedenskaiser preist. Die Folgen der Friedenszeit sind für Deutschland nicht ausgeblieben. Ein Franzose hat gesagt: Jedes Jahr des Friedens bedeutet für Deutschland ein gewaltiger Sieg. Darin liegt viel Wahres. Hier in Philadelphia war es, wo ein Franzose über die Ausstellung Deutschlands 1876 das vernichtende Urteil fällen durfte: billig und schlecht. Wie ist das doch anders geworden, besonders in den letzten fünfundzwanzig Jahren, davon legen die späteren Weltausstellungen zu Chicago und St. Louis Zeugnis ab. Das „Made in Germany" ist zu einem Schlagwort geworden mit der Bedeutung: gediegen und geschmackvoll. Das ist eine Frucht des Friedens.

Wer nach längerer Abwesenheit seine Heimat einmal wieder aufsucht, der kommt aus dem Staunen nicht heraus. Welch ein Aufschwung, welch ein Fortschritt auf allen Gebieten. Wahrlich, das deutsche Volk hat heute Grund genug zum aufrichtigen Dank gegen Gott. Aber danken sollen ihm alle Völker. Ein Herrscher wie der Deutsche Kaiser hat nicht nur Bedeutung für sein eigenes Volk, sondern für alle Völker. Sein Einfluß ist in der ganzen Weltlage zu spüren und Grund zum Dank haben heute in der Tat alle Völker, besonders auch unser Volk und da wieder besonders wir Deutsch-amerikaner. Wir wissen, welch falsche Ideen man sich früher in der alten Welt über Amerika machte. Daß das anders geworden ist, danken wir zum allergrößten Teile dem Deutschen Kaiser, er hat auch darin geradezu bahnbrechend gewirkt. Und wie hat er sich bemüht, die Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten herzlich und innig zu gestalten! Noch ist in unser aller Erinnerung der Besuch seines erlauchten Bruders, des Prinzen Heinrich, der sich damals im Sturm aller Amerikaner Herzen eroberte. Welch glücklicher Gedanke war es, durch einen Professorenaustausch die geistigen Beziehungen beider Völker zu fördern und dadurch in weiten Kreisen altbestandene, auf Unkenntnis beruhende Vorurteile zu zerstören. Keiner empfindet das mit größerer Freude, als wir Deutsch-Amerikaner und darum ist unser Herz heute morgen ganz besonders von Dank erfüllt. —

Am Abend fand eine Nachfeier in den Räumen des Zentralverbandes der Krieger und Veteranen der deutschen Armee statt. Unter diesen Männern befand ich mich außerordentlich wohl. Hier merkte ich etwas von der deutschen militärischen Zucht und Ordnung, die ja ein ehemaliger Soldat des deutschen Heeres Zeit seines Lebens nicht verleugnen kann. Es ist sehr viel törichtes Zeug über das deutsche Heer

(auch in Amerika) gesagt und geschrieben worden und Bücher, wie „Jena oder Sedan“ schildern nicht sehr erbauliche Zustände, aber Tatsache ist und bleibt, daß es in der ganzen weiten Welt keine bessere Schule für einen jungen Mann gibt, als eben das deutsche Heer. Was ich in anderen Kreisen so oft mit Schmerzen vermißt habe, hier fand ich es: Echt deutsches Wesen, Kenntnis deutscher Geschichte, Ordnung, Pünktlichkeit. Aus den mancherlei Reden, die noch im Laufe des Abends gehalten wurden, auch von etlichen Inhabern des Eisernen Kreuzes, ging immer wieder die Liebe zum Deutschen Reiche und seinem Herrscher sowie die Freude der Erinnerung an die ehemalige Dienstzeit hervor.

Auf meine Anregung hin veranstaltete der Zentralverband, der mich zu seinem Ehrenmitgliede ernannt hatte, am Abend des 20. Oktober 1913 in der Halle der Turngemeinde, eine der schönsten der Stadt, eine Feier zum Gedächtnis der Freiheitskämpfe des deutschen Volkes und der Völkerschlacht bei Leipzig vor hundert Jahren. Die vereinigten Sänger der Stadt und einzelne Vereine, darunter der „junge Männerchor,“ der Gewinner des Kaiserpreises, eine Abteilung der Turner, hervorragende Männer und Frauen, sie alle wirkten zusammen und gaben ihr Bestes, um das Fest zu einem ganzen Erfolg zu machen. Herr Dr Hexamer hielt eine prächtige Festrede über die Bedeutung des Freiheitskampfes, während ich über die Sänger jener Zeit sprach. Die Feier hatte wie selten vorher das gesamte Deutschtum Philadelphias vereinigt und der Eindruck war ein entschieden nachhaltiger und daher für das Deutschtum fruchtbringender.

In einer so großen Stadt wie Philadelphia bieten sich einem genug Gelegenheiten, die verschiedensten Erfahrungen, sei es auf kirchlichem, sozialem, politischem oder anderen Gebieten zu machen. Aus der reichen Fülle meiner Sammelmappe seien nur etliche

dargeboten, die vor allem dazu angetan sind, den Unterschied des deutschen und englischen Empfindens klarzustellen.

An einem Abend, es war gerade am 31. Oktober, sprach in einem großen, geschmacklosen Baptistentempel der Stadt der Gründer der Heilsarmee, General Booth. Der Raum war vollständig gefüllt, obschon für die Sitze 25 und 50 Cent erhoben wurden. Unter den Anwesenden befand auch ich mich. Als General Booth auf der Plattform erschien, sprang einer der dort schon sitzenden Geistlichen auf und klatschte tüchtig in die Hände, worauf die ganze Versammlung sich erhob und dasselbe tat. Der betreffende Geistliche holte dann sein Schnupftuch hervor und wedelte damit so lange in der Luft herum, bis die meisten anderen auch wedelten. Als sich der erste Sturm der Begeisterung gelegt hatte, stellte Herr John Wanamaker, der bekannte Großkaufmann, General Booth vor, allerdings nicht mit einigen Worten, wie er zu tun kund getan, sondern in einer recht länglichen Rede, in der er Booth in überschwenglichster Weise pries. Dann erhob sich der Gründer der Heilsarmee, alles sprang auf die Füße und begrüßte ihn minutenlang mit Händeklatschen.

Booth zeigte eine ehrwürdige Erscheinung, hochgewachsen mit scharf ausgeprägten Gesichtszügen, wallendem weißem Haupthaar und langem weißem Bart. Seine Stimme füllte den weiten Raum nicht aus, was man bei dem Achtzigjährigen auch nicht erwarten konnte. Beim Reden hielt er fast immer seine Hände auf dem Rücken, bewegte aber seinen ganzen Oberkörper bald nach vorn, bald nach der Seite, um dadurch seinen Worten Nachdruck zu geben. Er sprach ein und eine halbe Stunde vollkommen frei und dabei sehr schnell. Der Inhalt der Rede ging natürlich nicht in die Tiefe, sondern begnügte sich damit, das Wirken und die Erfolge der Heilsarmee an mancherlei Bei-

spielen zu zeigen. An Selbstberäucherung fehlte es dabei nicht, ebenso nicht an den nötigen Witzen, um die Hörer zur Abwechslung einmal zum Lachen zu bringen. Diese ganze englische Art und Weise geht einem deutschen Christen schwer ein, aber doch muß ich gestehen, daß ich bei Booth unter dem Eindruck stand, er sei kein Sensationsmensch, wie so manche englische Geistliche. Hier war doch mehr, als Sensation, hier war eine wirkliche Größe, sonst wären die bleibenden Erfolge nicht gewesen. Mit der brennenden Liebe zu den Verlorenen und Verkommenen verband sich bei Booth eine wunderbare Organisationsgabe und eine unermüdliche Arbeitskraft. Nicht viele dürften es ihm nachmachen und mit 80 Jahren noch das Weltmeer kreuzen und eine anstrengende Redereise unternehmen.

Der 31. Oktober legte es mir nahe, im stillen einen Vergleich zwischen Luther und Booth zu ziehen. An den machtvollen deutschen Luther ragt der hervorragend praktische Booth nicht heran, daß er aber auch ein Großer im Reiche Gottes, wenngleich in einer namentlich für uns Deutsche nicht zusagenden Weise war, das möchte ich nicht leugnen. —

Eine Zeit des „Revival" (Aufleben) sollte auch für Philadelphia nach längerer Pause wieder kommen. Große Hoffnungen wurden schon im voraus daran geknüpft. So nannte Dr Chapman, der mit seinem Sänger Alexander die Versammlungen leitete, die „Kampagne" eine solche von „weltweiter Wichtigkeit". „Ich habe," so äußerte er sich, „zehn Jahre lang auf eine Erweckung hier in Philadelphia gehofft. Was hier zuwege gebracht werden wird, mag auch in andern Städten geschehen, denn sie alle haben ihre Augen auf Philadelphia gerichtet und das Werk, welches wir hier beginnen, wird sich bei allen Nationen der ganzen Welt bemerkbar machen." Das „watchword" oder das Losungswort bei allen Versammlungen war „The King's Busineß" — des Königs Geschäft.

Die Vorbereitungen und Anordnungen zu einer erfolgreichen „Kampagne" waren umfassend und an Reklame fehlte es nicht.

Die drei angeführten Punkte sind bezeichnend für das englische Christentum.

Der englische Christ ist immer voll großer Begeisterung und nach seinen Worten und Berichten geht es immer herrlich voran. Er verspricht sich stets viel von dem, was er tut, und er glaubt, daß die Wirkungen seines Tuns in der ganzen Welt zu spüren wären. Das Selbstbewußtsein, das dem Engländer auf politischem Gebiete eigen ist, zeigt sich auch auf dem kirchlichen. — Der zweite Punkt ist gleichfalls bezeichnend für den englischen Christen — des Königs Geschäft. Ohne Geschäft geht es nun einmal nicht ab. Das Geschäft beherrscht sein ganzes Leben und da ist es kein Wunder, wenn auch das christliche Leben vom Geschäft durchdrungen wird, und man redet von des „Königs Geschäft", also von „Christi Geschäft". Des englischen Christen geschäftlich gerichteter Sinn spricht sich weiter aus in all den Vorbereitungen für eine kirchliche „Kampagne". Sie könnten von rein geschäftlichem Standpunkt aus wahrlich nicht besser getroffen werden. Es wäre verkehrt, alles das zu verdammen. Es gehört eben mit zum englischen Charakter, und bezeichnend für den Engländer oder den Angloamerikaner ist es, daß er auf kirchlichem Gebiete genau derselbe ist, wie auf politischem und geschäftlichem. Ein Engländer ist ein Engländer und bleibt ein Engländer, mag er sein, wo er will, mag er tun, was er will.

Der deutsche Christ ist ganz anders geartet. Ihm fehlt es vielfach an der freudigen Begeisterung. Deutsche kirchliche Blätter sind angefüllt mit viel Klagen. Das hat seinen Grund darin, daß der deutsche Christ nicht an der Oberfläche bleibt und sich nicht so leicht durch äußeren Erfolg bestricken läßt; er dringt mehr in die Tiefe. Das Gefühl der Sünde ist in ihm ausgeprägter.

Hat der englische Christ seine Revivalzeit, so der deutsche Christ seine Passionszeit, in der er sich still setzt unter das Kreuz Christi und sich versenkt in das Leiden und Sterben des Herrn.

Mag bei den Revivals als Losungswort gelten „des Königs Geschäft", so dient bei den Passionsgottesdiensten als Losungswort „Christi Leiden". Dort ein geräuschvolles Erwecken, hier eine stille Einkehr. Reklame und Geschäft sind dem deutschen Christen auf kirchlichem Gebiete in der Seele zuwider. Darum fehlen bei ihm solch umfassende Vorbereitungen und zirkusartige Anzeigen für kirchliche Feiern, die vor allem den Zweck haben, die Aufmerksamkeit großer Massen zu erregen.

Wenn hier und da deutsche Pastoren und Gemeinden in gleiches Fahrwasser geraten, so sind sie ein Beweis dafür, was aus ihnen wird, wenn sie ihre deutsche Art aufgeben, nämlich ein widerliches Zerrbild.

Was übrigens an Abgeschmacktem auf dem Gebiete des Anzeigens geleistet wird, dafür nur ein paar Belege. Ein Geistlicher zeigte an, er würde predigen über: „Wenn Jesus Bürgermeister von Philadelphia wäre", ein anderer redete über: „Jesus, der größte Athlet", und suchte das daraus zu beweisen, daß Jesus ein von Krankheit völlig freies Leben geführt und bei seiner Kreuzigung vollkommene Nervenkontrolle an den Tag gelegt habe! Auf dem „Bulletin-Board" einer Kirche stand als Predigtthema verzeichnet „Hell" (Hölle) und darunter die Worte „All welcome" (alle willkommen), in dieser Verbindung jedenfalls recht zweideutig. Ein junger unverheirateter deutscher Pastor, der es jedenfalls den englischen nachtun wollte, verkündigte, daß er den einen Sonntag predigen würde über: „Vor der Hochzeit" und den folgenden über: „Nach der Hochzeit". Ein anderer deutscher Pastor machte als sein Predigtthema bekannt: „Roosevelt". Das sind schlimme Auswüchse und doppelt traurig bei

deutschen Pastoren, denen man zurufen möchte: Du aber bleibe in dem, das du gelernt hast. Natürlich sind solche deutsche Pastoren auch darauf aus, der englischen Sprache Eingang in die deutschen Gemeinden zu verschaffen. In zwei Gemeinden Philadelphias entbrannte darob ein heftiger Streit, der aber beidemale mit dem Sieg der deutschen Sache endete, dank des festen Zusammenstehens der treudeutschen Männer, die sich bei mir Rats erholt hatten.

Die Frage, welche das ganze amerikanische Volk schon seit Jahren bis in sein Innerstes hinein bewegt, ist die Prohibitionsfrage. Mit dem Kampf für und gegen Prohibition geht Hand in Hand der Kampf für und gegen Frauenstimmrecht, denn da, wo die Frauen Stimmrecht erhalten, ist der Sieg der Prohibition fast stets besiegelt. Gegen Prohibition steht wie ein Mann der deutschamerikanische Nationalbund, nicht etwa aus Liebe zu den alkoholischen Getränken, sondern aus Liebe zu der persönlichen Freiheit, die sich nicht durch ein Gesetz vorschreiben lassen will, was zu essen und zu trinken sei und was nicht und aus Abscheu gegen die Heuchelei, die durch die Prohibition vielfach erzeugt wird.

Verkehrt ist bei der Prohibitionsbewegung jedenfalls das Gesetzliche. Nicht durch ein Gesetz, sondern durch eine auf christlicher Grundlage beruhende Erziehung werden charaktervolle, ihre Leidenschaften bemeisternde Menschen herangebildet.

Geradezu verwerflich sind aber die Mittel, die oft genug angewandt werden, um Stimmung für Prohibition zu machen. So wurden in Philadelphia zu dem Ende Kinderumzüge veranstaltet. Die Kinder sangen Temperenzlieder und trugen Schilder mit den Schlagwörtern der Prohibitionisten darauf. Diese Kinderei war ein großer Unfug. Die Leute, meistens sind es englische Kirchenleute, welche die Kinder in das oft widerliche öffentliche Leben und Treiben

hineinzerren, zeigen, daß sie für die Erziehung eines Kindes auch nicht das geringste Verständnis haben. Ein Kind gehört ins Haus, in die Schule, in die Kirche, in Gottes schöne Natur, aber nicht auf die Straße unter fanatisch aufgeregte Menschen, ein Kind hat zu lernen und unter weiser Fürsorge und Pflege rechter Erzieher soll es zu einem Charakter heranreifen, aber nicht soll es herangezogen werden, um bei brennenden Fragen schon mitzureden und mitzuhandeln. Was sind das für Eltern, die erlauben, daß ihr Kind an solchem Treiben teilnimmt! Kein Wunder, daß man überall Klagen über die heutige Jugend hört. Es fehlt an rechter Erziehung, weil es an Erziehern fehlt. Kinder, die nicht erzogen sind, werden nie Erzieher abgeben.

Der Weihnachtsbaum — für uns Deutsche ist er unzertrennlich mit dem Weihnachtsfest verbunden. In unseren Kindererinnerungen spielt der Baum eine große Rolle. Auch in Amerika hat sich der Weihnachtsbaum eingebürgert. Das eine Jahr wurde berichtet, daß vier Millionen gefällt worden seien. Darüber entstand ein mächtiges Geschrei mit abfälligen Bemerkungen über die deutsche Sitte. — Wenn irgend jemand den Baum und den Wald schätzt und schützt, so ist es der Deutsche, und Baumfrevel wird in Deutschland schwer bestraft, die Deutschamerikaner haben auch stets ihre warnende Stimme gegen die Wälderverwüstung in den Vereinigten Staaten erhoben und einer rechten Forstpflege das Wort gesprochen, ihr Verdienst ist es, wenn in der Sache jetzt wenigstens etwas getan wird. Daß nun aber Leute, denen sonst die Wälderverwüstung ganz gleichgültig ist, ihre Stimme gegen den Weihnachtsbaum erheben, ist sehr unverständig, und zeigt nur, daß sie gar keine Ahnung haben, welche Freude der schöne grüne Tannenbaum bei arm und reich hervorruft und welch sinnige Deutung des Christfestes er gibt. Wir lassen den Englischen gern ihren Mistletoe, aber wir verlangen, daß man

uns den Weihnachtsbaum läßt. Die deutschen Farmer sollten allerdings beizeiten für Nachwuchs der Bäume sorgen, sie würden dadurch für sich eine Einnahmequelle schaffen und zugleich dafür sorgen, daß der Deutsche und der die Sitte liebende Nichtdeutsche ihren Weihnachtsbaum erhalten können. —

Aus dem Angeführten kann man ersehen, daß der Unterschied zwischen den Englischen und Deutschen in weit mehr als nur der Sprache besteht, und wenn treudeutsche Männer für die Erhaltung deutscher Sprache kämpfen, so kämpfen sie damit zugleich für Erhaltung deutschen Geistes und deutscher Frömmigkeit.

Mein Sohn hatte inzwischen seine Studien im Wagner College zu Rochester beendet und seine Abgangsprüfung mit Ehren bestanden. Um ihn nun unmittelbar am Born deutscher Wissenschaft trinken zu lassen, reiste ich mit ihm nach Deutschland und ließ ihn mehrere Semester in Leipzig und Erlangen Philologie und Theologie studieren. Nach Amerika zurückgekehrt, besuchte er noch zwei Jahre das theologische Seminar des Generalkonzils in Philadelphia, wo er sich besonders auch die Stärkung des Deutsch-literarischen Studentenvereins angelegen sein ließ, und folgte nach wohlabgelegter Prüfung und der Ordination zum heiligen Predigtamte einem Rufe an eine deutsch-englische Gemeinde in Wilmington, Staat Delaware, etwa 30 Meilen von Philadelphia entfernt. Um die Kenntnis der deutschen Sprache zu fördern, richtete er sofort eine deutsche Samstagsschule ein, die binnen kurzem von etwa 100 Kindern besucht wurde, auch suchte er Fühlung mit den deutschen Vereinen und regte die Feier eines deutschen Tages an, die äußerst erfolgreich verlief. So arbeitet der Sohn im Sinn und Geist des Vaters. Meine beiden Töchter besuchten zuerst die St.-Paulus-Gemeindeschule und dann die mit dem Diakonissenmutterhause verbundene deutsch-englische Lankenauschule für Mädchen. Es wurden mir durch die Er-

ziehung meiner Kinder große Opfer auferlegt, aber ich habe sie gern gebracht und habe die Genugtuung, daß deutsche Sprache und deutscher Geist unter uns erhalten blieb. Die mir oft gemachten Prophezeiungen, daß mit der Zeit meine Kinder, wie andere, auch zu Hause das Englischsprechen anfangen würden, sind nicht in Erfüllung gegangen. Noch jetzt sprechen meine Kinder unter sich deutsch und so wird es wohl bleiben. Freilich verdanke ich das, ich muß es wieder betonen, vor allem meiner Frau, die stets darauf gehalten hat, daß nicht nur in meiner Gegenwart, sondern auch in meiner Abwesenheit deutsch gesprochen wurde. Übrigens beherrscht mein Sohn die deutsche Sprache so meisterlich, daß die, welche ihn haben predigen hören, schwer zu überzeugen sind, daß er in Amerika geboren ist. Seine englische Sprache hat durch die Kenntnis der deutschen in keiner Weise gelitten, wenigstens äußerte sich sein früherer englischer Professor mir gegenüber sehr anerkennend über sein mustergültiges Englisch.

In Philadelphia bot sich mir die Gelegenheit, Männer wie Roosevelt, Bryan, Taft, Wilson und andere Größen zu hören, ich durfte den Volkscharakter bei politischen und religiösen Versammlungen und im gewöhnlichen Leben beobachten und fragte mich immer wieder: ist ein deutscher Einschlag zu verspüren? In Amerika stehen sich englischer und deutscher Geist unmittelbarer wie sonst wo einander gegenüber und versuchen, dem neuen entstehenden dritten Geiste, dem amerikanischen, möglichst viel von dem eigenen mitzuteilen. Darin liegt auch die Berechtigung des Kampfes für Erhaltung guter deutscher Eigenart, denn nur da, wo sie erhalten bleibt, kann auch von einer Mitteilung die Rede sein, wo sie aber aufgegeben ist, triumphiert die englische Eigenart, von der der Amerikaner bereits übergenug hat.

In der Halle der Deutschen Gesellschaft von Penn-

sylvanien wurden bisher während der Wintermonate frei für jeden Vorlesungen und Vorträge von deutschen Austauschprofessoren und deutschen Schriftstellern wie Fulda, Wolzogen, Herzog u. a. gehalten. Diese Abende waren für die gebildeten Deutschamerikaner stets wie eine Quelle, aus der man unmittelbar wieder schöpfen durfte von deutschen Geistesgaben, und von neuem eingeführt in deutsche Gedankenwelt und von neuem erfüllt mit deutschem Empfinden fühlte man sich gestählter in dem Kampfe, der den Führern der Deutschen in Amerika verordnet ist.

Noch wird der deutsche Tag nicht an einem bestimmten Tage durch die ganzen Vereinigten Staaten hin von den Deutschen gefeiert, aber hoffentlich kommt es noch dahin, und daß der 6. Oktober, an dem einst die 13 Krefelder Familien, mit denen Pastorius die erste deutsche Ansiedlung in Amerika gründete, in Philadelphia landeten, der Tag werden wird, scheint festzustehen. In Philadelphia hat sich der 6. Oktober von Anfang an als deutscher Tag eingebürgert. Er wird gewöhnlich abends in der Halle der Deutschen Gesellschaft mit Gesang, Vorträgen und Reden festlich begangen. Mir wurde die Ehre zuteil, wieder einmal die Festrede bei der Gelegenheit zu halten, und sie möge hier als mein abschließendes Urteil über das Deutschtum in den Vereinigten Staaten stehen.

Werte Anwesende!

Vor einigen Jahren brachte ich meinen Sohn nach Deutschland. Er sollte dort studieren und Land und Leute kennen lernen. — Es war an einem Morgen, da tauchte die Küste Englands vor uns auf, trutzig und stolz, wie das Volk, das hinter ihr wohnt. — Es war wieder an einem Morgen, da erschien in der Ferne ein schmaler, öder Streifen Sandes. Ich winkte meinen Sohn zu mir heran. „Sieh," sagte ich, „das ist der erste Gruß Deutschlands, freilich so ganz anders,

als der Englands, aber gib acht, hinter der Sanddüne da breiten sich aus weite Auen und liebliche Täler, da liegen friedliche Dörfer und reizvolle Städte, Städte, deren Namen unzähligemal wiederkehren in der Geschichte Deutschlands, Europas, ja der Welt, Städte, mächtig emporblühend durch Handel und Industrie; Städte, seit Jahrhunderten berühmt als Stätten der Kunst und Wissenschaft, dahin Wißbegierige aller Völker eilen, um dort zu lernen und das Gelernte zu verwenden zum Besten des Volkes, dem sie angehören; Stätten, geweiht für alle Zeiten durch weltbewegende Ereignisse oder geistesgewaltige Persönlichkeiten; hinter der Sanddüne, da stehen die Riesen des Waldes, besungen in manchem Liede, da ziehen die Wellen der deutschen Ströme und spiegeln wieder wundervolle Gotteshäuser und sagenumwobene Burgen; hinter der Sanddüne, da wohnt ein Volk, gerühmt schon von römischer Feder, ein Volk, das zu den Seinen zählt Männer und Frauen mit tieffrommem Sinn und wunderbar reichem Gemüt, Grübler und Träumer und solche mit klarem Blick und scharfem Verstande, Männer des Friedens, Meister der Künste, Leuchten der Wissenschaft, Helden des Schwertes, ein Volk, gedrückt schon durch so manche Not und doch erprobt zu aller Zeit, ein Volk, das weltgeschichtliche Kämpfe ausgefochten hat, das geblutet hat aus tausend Wunden und das doch immer wieder kraftstrotzend sich erhob, das geeint durch die Staatskunst eines Mannes von Eisen und durch das Blut heldenmütiger Krieger in einem mächtigen Reiche unter einem machtvollen Herrscher heute dasteht, wenn auch nicht immer geliebt, ja oft sogar geschmäht und verdächtigt, so doch gefürchtet und bewundert." —

Mein Sohn ist zurückgekehrt, er hat das Land seines Vaters schätzen und lieben gelernt und von dort reichen Segen für sein ganzes Leben mitgebracht. Tausenden anderen ist es ebenso ergangen. Und wie Deutschland

all diesen zum Segen geworden ist, so sind auch die vielen Deutschen den Ländern, in die sie ausgewandert, ein Segen gewesen. Es ist das nicht immer anerkannt worden und es hat unermüdlicher Aufklärungsarbeit bedurft, um die Verdienste der Deutschen auch in unserem Lande ins helle Licht zu setzen. Es kam weiten Kreisen wie eine Offenbarung, als sie vernahmen, daß die erste hierzulande gedruckte Bibel eine deutsche war, daß der erste Protest gegen die Sklaverei von Deutschen ausging, daß im Kampf um die Unabhängigkeit die Deutschen Pennsylvaniens Washingtons zuverlässigste Truppen waren, daß ein Steuben erst ein Heer schuf, mit dem Washington siegen konnte, daß der lutherische Pfarrer Peter Mühlenberg auf der Kanzel seinen Chorrock auszog, in Kriegsrüstung vor seine Gemeinde trat und die Scharen, die ihm folgten in den Kampf und zur Freiheit führte, daß im Bürgerkriege 175 000 Deutsche für die Union fochten, und viele deutsche Männer sich würdig gemacht haben, daß ihre Namen in die ehernen Tafeln der Geschichte jener Zeit eingegraben werden. Mehr und mehr wird jetzt anerkannt, was der Deutsche als Farmer, als Arbeiter, als Pfleger des Gesanges, der Musik, der Turnerei, deutscher Ideale, heiterer Lebensfreude, was er als treuer, ehrlicher Bürger und endlich auch, was die deutsche Kirche geleistet hat. Daß es dahin gekommen ist, verdanken wir vor allem dem Deutsch-amerikanischen Nationalbunde unter der bewährten Leitung seines Präsidenten Dr. Hexamer, ihm verdanken wir die Anregung zu deutsch-amerikanischer Geschichtsforschung, ihm die Errichtung einer Anzahl Denkmäler zum Andenken an große deutsche Männer unseres amerikanischen Volkes, ihm auch die Feier des deutschen Tages. — Auch wir haben uns heute in der Halle der Deutschen Gesellschaft, der ältesten derartigen Gesellschaft in Amerika, zusammengefunden, um den deutschen Tag festlich zu begehen. Was soll der Tag uns sein? Er soll uns

Frau Pastor Hildegard von Bosse-Kropp,
ältere Tochter von P. G. von Bosse
mit ihrem erstgeborenen Kindlein.

sein ein Tag innerer Einkehr und ein Tag gegenseitiger Stärkung.

Wir blicken zurück auf die letztverflossene Zeit. Sie brachte uns manchen Lichtblick im deutsch-amerikanischen Leben, vor allem die Enthüllung des Mühlenberg-Denkmals in Philadelphia und des Steuben-Denkmals in Washington, der in Potsdam die Enthüllung einer Nachbildung des Denkmals in Gegenwart des deutschen Kaisers gefolgt ist. An trefflichen Reden hat es bei den Gelegenheiten nicht gefehlt, wir wollen uns dessen von Herzen freuen, auch der zielbewußten Arbeit des Deutsch-amerikanischen Nationalbundes und all der treudeutschen Männer und Frauen, all der deutschen Vereine und Kirchen, sowie der deutschen Presse und ihrer unermüdlichen gewißlich nicht vergeblichen Arbeit, aber wir wollen uns dadurch nicht über den wahren Stand der Dinge täuschen lassen. Ich gebe herzlich wenig auf die Prophezeiungen jener Schwarzseher, die uns weismachen wollen, in so und so viel Jahren, gewöhnlich wird gesagt in 25 Jahren, sei es vorbei mit dem Deutschtum in den Vereinigten Staaten, aber der Tatsache können auch wir uns nicht verschließen, daß in die deutschen Vereine und Kirchen das Englische mehr und mehr eindringt, die deutsche Einwanderung zurzeit wenigstens gering ist, die Alten dahinsterben und die Jungen vielfach vom Deutschen nichts wissen wollen, wenigstens nichts von der deutschen Sprache.

Deutsche Sprache, deutscher Geist, deutsche Sitten und Gewohnheiten gehören aber zusammen und wo das Verständnis für deutsche Sprache fehlt, da fehlt auch das rechte Verständnis für deutsche Kultur. Was wollen wir dazu sagen? Ich möchte das Wort des Apostels Paulus, eines der festesten Charaktere, die die Menschheit gehabt hat, anführen, das Wort, das er den Korinthern zuruft: „Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.“ Uns ist bange, wenn wir so vieler Lauheit und Gleichgültigkeit, ja geradezu so

mancher Feindschaft in unseren eigenen Reihen begegnen, uns ist bange, wenn wir so viele schöne Worte hören und so wenig Taten sehen, uns ist bange, wenn wir wahrnehmen, wie man in eine Anzahl rein deutscher Gemeinden hier in Philadelphia das Englische mit aller Gewalt hineinzwängen will, uns ist bange, wenn wir sehen, wie die Tore unseres schönen deutschen Theaters dem deutschen Spiel verschlossen wurden, ja, uns ist bange, aber wir verzagen nicht. — Weit draußen vor der Elbmündung liegt ein felsiges Eiland — Helgoland — nun wieder deutsches Land. Unaufhörlich haben seit Jahrtausenden die Wogen des Meeres daran gebrandet, ein Felsstück nach dem andern stürzte nieder in die Tiefe, kleiner und kleiner ward das Eiland und schon berechnete man den Zeitpunkt, da es gänzlich von den gierigen Fluten verschlungen sein würde, da ging die deutsche Regierung her, untermauerte die Felsen und umgab die Insel mit einem Schutzwall. Der zerstörende Ansturm der Wellen ist machtlos geworden, das Eiland ist gerettet. Meine Freunde, das Deutschtum in den Vereinigten Staaten gleicht dem Eilande; schon manches Stück ist abgebröckelt und verschwunden im amerikanischen Volksmeer, aber noch steht ein achtunggebietender Teil da, was soll aus ihm werden?

„Wenn Heere nicht mehr helfen," so sprach einst die Dulderin auf Preußens Throne, die Königin Luise, „dann helfen Charaktere" und die sind's, die auch wir brauchen, Männer und Frauen, die Schulter an Schulter stehen, fest wie eine Schutzwehr, dem Anprall trotzen und die Schwachen stützen. Noch haben wir solche Charaktere und darum verzagen wir nicht. Lassen Sie den heutigen Tag einen Tag gegenseitiger Stärkung sein, lassen Sie uns nicht fortgehen ohne das Gelübde, allezeit fest und unentwegt einzutreten für berechtigte deutsche Interessen, lassen Sie es nicht bei Worten allein bewenden, sondern kommen Sie zu

Taten, jeder in dem Kreise, in den er gestellt ist, und wenn's not tut, vereint alle zusammen. Der zu Ihnen so redet, darf dazu auffordern, denn er selber tut, wozu er auffordert, das kann er beweisen und ich weiß, es gibt noch viele andere, die überzeugungstreu und zielbewußt handeln.

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein", so sangen die Deutschen 1870/71, so haben sie gesungen in mancher schweren Stunde. Fest steht und treu die deutsche Wacht auch hier in Amerika, am Hudson wie am Delaware, an den großen Seen wie am goldenen Tor und darum sagen wir: Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.

Fünfundzwanzig Jahre sind seit meiner Ankunft in Amerika verflossen. Von einem reißend schnellen Niedergang des Deutschtums, wie es so oft verkündigt wird, habe ich nicht viel bemerkt, wohl aber ein Erstarken des Deutschtums und ein Wachsen seines Einflusses gesehen. Die deutsche Kirche ist gleichfalls noch da, und wenn auch vielfach das Englische eingedrungen ist, so entstehen doch immer noch neue rein deutsche Gemeinden und heute noch stehen die Gemeindeschulen der lutherischen Kirche im Westen in schönster Blüte und noch heute sind im Osten Hunderte von treudeutschen Pastoren unablässig bemüht, auch bei der heranwachsenden Jugend die deutsche Sprache zu erhalten. Deutscher Glaube und deutsche Frömmigkeit haben noch heute eine Stätte in tausend und aber tausend Herzen Deutscher und ihrer Nachkommen und haben sich als Bollwerk erwiesen gegen die mancherlei Anstürme des englischen Christentums mit seinen Auswüchsen.

Die fünfundzwanzig Jahre meines Amtslebens waren Jahre der Arbeit und des Kampfes. Es galt zu verteidigen und zu erobern. Kelle und Schwert hielt ich in meinen Händen. An Widersachern hat es mir nicht gefehlt, aber auch nicht an solchen, die mein

Streben anerkannten. Von Anfang an war mir bewußt, daß man in allem bei sich selbst und im Kreise der Seinen beginnen muß und das habe ich getan, das darf ich mit gutem Gewissen bekennen. Und wenn jeder Deutsche das tun würde, dann gebe es keine Sprachenfrage und keinen Kampf um das Deutschtum. Von einer Bedrückung des Staates ist in Amerika betreffs der Sprache keine Rede, wo sich die deutsche Sprache nicht erhält, da ist der Deutsche lediglich selber schuld daran.

Meine liebe Gemeinde ließ es sich nicht nehmen, eine Feier meiner fünfundzwanzigjährigen Amtsführung zu veranstalten. In dem schön geschmückten Gotteshause fand morgens, wie abends, ein Gottesdienst statt mit Predigten und Ansprachen mir befreundeter Amtsbrüder. Auch sonst wurden mir mancherlei Ehrungen zuteil, anerkennende Schreiben erhielt ich von nah und fern, so unter anderen von Dr. Hexamer, der mir seine und des Deutsch-amerikanischen Nationalbundes Wünsche übersandte, meine früheren Gemeinden sandten Abgeordnete oder Glückwunschschreiben, der Zentralverband der Krieger und Veteranen erschien zum Morgengottesdienst und ließ mir durch seine Beamten ein prächtig ausgeführtes Bild, mich selbst darstellend, überreichen, aber so sehr das alles mich erfreute, einen Beweis des Erfolges meines Strebens sah ich erst so recht in der Rede meines Sohnes, die er am Morgen nach der Predigt von Professor Dr. H. Offermann und der Ansprache von Pastor H. C. Schmieder, beide langjährige Freunde von mir, hielt. Er sagte:

Mein lieber Vater!

Es ist heute morgen eine solche Fülle von Deiner Verdienste anerkennenden Worten geredet worden, daß ich es kaum wagen kann, noch etwas dem hinzuzufügen. Vor mir sehe ich ein gedrängt volles Gotteshaus, neben

Deiner regelmäßigen Gemeinde eine große Anzahl werter Fremde aus allen Teilen unserer Stadt. Dein Amtsjubiläum hat somit den Charakter einer allgemeinen Feier. Du wirst es mir verzeihen, wenn ich nun in diese Feier einen intim persönlichen Zug hineintrage. Schon oft durfte ich von dieser Stätte aus reden, selten jedoch habe ich es mit größerer Freude getan als heute, und wenn ich Dir in bescheidener Weise zu Deinem Ehrentage meine Wünsche darbringe, so geschieht es von ganzem Herzen und in dem Bewußtsein, daß ich ein beredtes Zeugnis von Deinem segensreichen Wirken ablegen kann. Obschon es nicht, wie ich weiß, nach Deinem Willen ist, kann ich es doch nicht unterlassen auf etliches hinzuweisen.

Manche von denen, die draußen in der Welt Großes gewirkt haben, verstanden es nicht, in ihrem allerengsten Kreise Einfluß auszuüben. Von dem Hirten einer Gemeinde wird sicherlich mit Recht verlangt, daß er weiß seinem eigenen Hause vorzustehen. Ich möchte es hier offen und unverhohlen bezeugen, daß Du durch Deinen festen christlichen Charakter uns ein Heim geboten hast, in dem wir glücklich und zufrieden leben konnten, und wenn das Haus den Beweis liefert für die Fähigkeit eines Hirten in seinem Amtsleben, dann mußt Du eine besonders gottbegnadete Fähigkeit für Dein Amt besitzen, wie es ja auch in Wirklichkeit der Fall ist.

Und weiter. Wir sind auferzogen in einem deutsch-amerikanischem Heim, durch Dich haben wir die Sprache eines Luther, eines Goethe, eines Bismarck gründlich gelernt, durch Dich sind wir eingeführt in deutsche Geschichte und Literatur, durch Dich haben wir erhalten Begeisterung für deutsche Ideale, Liebe zur Kirche der Reformation und Achtung vor dem Land und dem Volk, dem Du entsprossen bist. Fünfundzwanzig Jahre hast Du gekämpft und gestrebt in Wort und Schrift, und was andere versäumt haben, hast Du

in Deinem eigenen Hause gepflegt, und daß wir, Deine Kinder, den Wert einer rechten deutsch-amerikanischen Erziehung durch Dein Verdienst erfahren durften, das dank ich Dir in dieser Stunde.

Und nun noch eins. Durch Dein Gebetsleben und Deinen christlichen von aller Engherzigkeit freien Wandel habe ich Liebe zum geistlichen Beruf empfangen und wenn ich nun als ein Mitarbeiter im Weinberge des Herrn stehen darf an einer einflußreichen Gemeinde, so gilt auch das bei mir als eine schöne Frucht Deiner Wirksamkeit. In Christo mit Dir verbunden, mit Dir stehend auf demselben Glaubensgrunde, dienend derselben teuren Kirche, das ist fürwahr etwas gar Köstliches für mich und wird gewißlich auch Dich mit Freude erfüllen.

Mögest Du, mein lieber Vater, nicht allein Deiner Gemeinde, unserer lutherischen Kirche und dem Deutschtum unseres Landes, sondern auch unserem Hause noch lange erhalten bleiben und möchten wir alle noch lange Deine segensreiche Wirksamkeit erfahren, das ist meine Bitte zu Gott an Deinem Jubiläumstage." —

Nachtrag.

Mein Kirchenrat hatte die Freundlichkeit, mir nach meinem Amtsjubiläum einen Urlaub von drei Monaten zu bewilligen. Diese Frist gedachte ich zu einer Reise nach Deutschland zu benutzen, denn wohin sollte es mich mehr ziehen, als zu meiner alten Heimat? In Begleitung meiner älteren Tochter Hildegard ging es am 25. Juni mit dem „Prinz Oskar" von Philadelphia fort. Am 30. Juni erhielten wir auf hoher See die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers und seiner Gemahlin. Bange Ahnung erfüllte mich, ob nicht endlich die Veranlassung zu dem

längst erwarteten und befürchteten Weltkriege gekommen sei. Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht. Der Zweck dieses Nachtrages ist ein anderer, als meine Reiseerlebnisse und Eindrücke zu schildern, nur das sei ausgesprochen, daß ich es als eine dankenswerte Fügung meines Gottes ansehe, Zeuge der wunderbaren Erhebung des deutschen Volkes gewesen zu sein. Das war so etwas Gewaltiges und Erhebendes, wie die Weltgeschichte Derartiges nicht weiter aufzuweisen hat. Da die deutsche Schiffahrt natürlich unterbunden war, mußte ich andere Reisegelegenheit zur Rückfahrt suchen und fand sie endlich nach langer Verzögerung Mitte Oktober von Rotterdam aus, während meine Tochter noch in der Familie meines Bruders in sicherer Hut zurückblieb und erst Ende November von Rotterdam abfuhr.

Sehr wohl fühlten wir Deutschamerikaner uns auf dem holländischen sogenannten „neutralen" Dampfer nicht, wir hatten aber den Trost, daß er uns der Heimat entgegenbrachte. Kurz vor der Einfahrt in den New-Yorker Hafen hatten wir noch eine bittere Pille zu schlucken. Unmittelbar vor der Dreimeilengrenze lagen etliche englische Kreuzer. Eine Anzahl „neutraler" Amerikaner konnte es sich nicht versagen, der anmaßenden frechen Gesellschaft mit ihrer Hand hinüberzuwinken, ein Gruß, der sofort erwidert wurde. Als wir in den Hafen von New-York langsam einliefen, kam ein Schiff, das an das unsrige anlegte und dem einige Berichterstatter und Zeitungsjungen mit ganzen Packen Zeitungen entstiegen. Unglaublich schnell waren alle Blätter verkauft und mit einer unbeschreiblichen Gier verschlang man die riesenhaften, fettgedruckten Überschriften, jedenfalls in der festen Überzeugung, was so fett und groß gedruckt ist, müßte doch wahr sein. Ich habe nie eine hohe Meinung von einem großen Teil der amerikanischen Presse, was Genauigkeit und Gediegenheit anbelangt, gehabt, was ich aber nun erleben

sollte, ekelte mich so an, daß ich aus meinem Hause in der Folge jede englische Zeitung verbannt habe.

Noch stand ich voll und ganz unter dem Eindruck der wunderbar großen Zeit, die ich in Deutschland erlebt hatte, um so empfindsamer war ich für den giftigen Hauch, der mir entgegenwehte, als ich den Boden des „neutralen" Amerika betrat.

Wie ein bitterer Wermutstropfen mischte sich diese Erfahrung in die Freude des Wiedersehens meiner Familie, Gemeinde und Freunde. Doch nun galt es für mich, nicht trüben Gedanken nachzuhängen, sondern auf dem Kampfplatz zu erscheinen und mit andern treuen Streitern zu kämpfen gegen Lüge und Verleumdung und für wahre Neutralität und rechtes Amerikanertum. Unvergeßlich ist mir der erste Gottesdienst, den ich nach meiner Rückkunft in meiner lieben St. Pauluskirche hielt. Nicht nur alle meine Gemeindeglieder, auch Deutsche aus allen Teilen der Stadt hatten sich eingefunden und füllten das Gotteshaus bis auf den letzten verfügbaren Platz. Mit großer Freudigkeit durfte ich zeugen von der gerechten Sache des deutschen Volkes und mit heiliger Entrüstung zeugen wider das satanische Unterfangen seiner Feinde. Ich sah, man lechzte ordentlich nach Worten der Wahrheit, die ich auf Grund meiner persönlichen Erfahrungen bieten konnte. Noch oft bot sich mir später Gelegenheit, nicht nur in Philadelphia, sondern auch in andern Städten bei großen Versammlungen das, was mein Herz bewegte, zum Ausdruck zu bringen. Schließlich faßte ich alles zusammen in einer Schrift: Deutschland in seinem Kampfe um Sein oder Nichtsein, die binnen kurzem drei Auflagen erlebte.

Eine denkwürdige Feier fiel noch in das Jahr 1914, nämlich das 150jährige Jubiläum der Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien am 27. Dezember in ihrer festlich geschmückten Halle. Die Eröffnungsansprache hielt der Präsident der Gesellschaft, Dr C. J. Hexamer,

die Festrede in der Landessprache Ex-Gouverneur des Staates Pennsylvanien, Samuel Pennypacker, der sich über den Krieg ausließ und frank und frei erklärte: Deutschland war uns niemals feindlich gesinnt. England hingegen war stets unser ärgster Feind! Die deutsche Festrede war mir zugefallen, sie hatte folgenden Wortlaut:

Werter Herr Präsident! Werte Glieder der Deutschen Gesellschaft und werte Festversammlung!

Hinein in die Zeit des furchtbarsten Kampfes, den die Welt je gesehen, eines Kampfes, in dem es sich um nichts Geringeres als das Fortbestehen des Deutschen Reiches handelt, fällt eine friedlich-schöne Feier, die Feier des 150jährigen Bestehens der Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien, der ältesten aller derartigen Gesellschaften in Amerika. Und diese Feier zu dieser Zeit wächst über ihre engeren Grenzen hinaus, denn sie gibt uns und der ganzen Welt Kunde von der Erfüllung des prophetischen Wortes, das als Inschrift des Siegels der Deutschen Gesellschaft erwählt ist — Religione, Industria et Fortitudine Germana Proles Florebit — durch Frömmigkeit, Fleiß und Tapferkeit wird der deutsche Stamm blühen. Wie ein granitner Felsen steht heute diese Erfüllung im Völkermeer und die Wogen der Lüge und Verleumdung zerschellen an ihm.

Für die Gründung der Deutschen Gesellschaft war bezeichnend der Tag und der Ort. Es wird uns berichtet, daß, um den grauenhaften Zuständen auf den Schiffen und der gen Himmel schreienden Ausbeutung der armen Einwanderer abzuhelfen, sich am zweiten Christtag 1764, Nachmittag 4 Uhr, 65 deutsche Männer in dem lutherischen Schulhause an der Vierten und Cherry-Straße versammelten und nach einer Ansprache des Rechtsgelehrten Ludwig Weiß und Erwählung von Beamten eine Verfassung annahmen, deren Eingang lautete:

In nomine Domini nostri Jesu Christi. Amen.

„Wir, Seiner Königlichen Majestät von Großbritannien deutsche Untertanen von Pennsylvanien, sind bei Gelegenheit der Mitleidswürdigen Umstände vieler unserer Landsleute, die in den letzten Schiffen von Europa in dem Hafen von Philadelphia angekommen sind, bewogen worden, auf Mittel zu denken, um diesen Fremdlingen einige Erleichterung zu verschaffen, und haben mit unserem Fürsprechen und einem geringen Beitrage von Geld manchen Neuankommern ihre Noth etwas erträglicher gemacht.

Dies hat uns zum Schluß gebracht, so wie wir zusammengekommen sind, eine Gesellschaft zur Hilfe und Beistand der armen Fremdlinge deutscher Nation in Perma zu errichten und einige Regeln festzusetzen, wie dieselbe Gesellschaft von Zeit zu Zeit sich vermehren und ihre Guttätigkeit weiter und weiter ausbreiten möge."

Fürwahr ein edler Zweck, und Ehre jenen deutschen Männern, von denen sich wohl die meisten selbst erst eine neue Heimat in der neuen Welt gegründet hatten, deren Sinnen und Trachten sich aber nicht nur um das eigene Ich drehte und die nicht kamen mit dem Kains-Wort: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?" sondern, die mit warmem Herzen der Not ihrer deutschen Brüder gedachten und sie abzustellen suchten. Und ist es nicht bezeichnend, daß sie gerade den Christtag zur Gründung der Deutschen Gesellschaft erwählten, das Fest, das uns kund tut die Liebe des allmächtigen Gottes zu den Menschen und das die Forderung an die Menschen stellt, um der Gottesliebe willen auch Liebe an dem Nächsten zu üben, ein Fest, das einst die Puritaner zu feiern verboten, das durch die Deutschen aber auch hier in Amerika eingeführt wurde? Bezeichnend ist ferner auch der Ort der Gründung — das lutherische Schulhaus — die Stätte der Erziehung, da man von Jugend auf lernt, welches die Regel und Richtschnur

des Lebens sein soll, wo man herangebildet wird zu einem festen Charakter, der später in all den Kämpfen des Lebens stand hält und wo der Grund zu wahrer Bildung und Gesittung gelegt wird. Es ist nicht möglich, in einer kurzbemessenen Rede auf die Geschichte der Deutschen Gesellschaft von Pennsylvanien während der 150 Jahre ihres Bestehens einzugehen. Sie ist von Oswald Seidensticker bis zum Jahre 1876 geschrieben und wird, bis in unsere Tage von berufener Feder geschildert, demnächst erscheinen. Hervorzuheben aber ist, daß die Deutsche Gesellschaft all die 150 Jahre hindurch dem Zwecke ihrer Gründung treu geblieben ist, und wenn sich die Verhältnisse auch im Laufe der Zeit geändert haben und von den damaligen menschenunwürdigen Zuständen nicht mehr die Rede sein kann, so gilt es doch auch heute noch, so mancherlei Not unter den eingewanderten Deutschen zu steuern und den Schwachen im Kampf ums Dasein beizustehen. Als im Jahre 1781 der Wirkungskreis der Deutschen Gesellschaft durch die Erlaubnis erweitert wurde, einen Teil der Einkünfte für Unterrichtsanstalten, Bibliotheken usw. zu verwenden, fühlte man sich bis auf den heutigen Tag verpflichtet, auch auf diesem Gebiete stets fördernd einzutreten.

Die neue Zeit brachte dann immer neue Aufgaben, aber auch die neuen Aufgaben dienten stets in edelster Weise der Pflege des Deutschtums. Die Halle der Deutschen Gesellschaft ist die Stätte geworden, da nun alljährlich am 6. Oktober der Deutsche Tag gefeiert wird. Hier ist die Wiege des Deutschamerikanischen Nationalbundes, hier wurde die Feier der Grundsteinlegung des Pastoriusdenkmals zur Erinnerung an den 225. Jahrestag der Gründung der ersten deutschen Ansiedlung in Amerika entworfen und vorbereitet, hier die Errichtung des Mühlenberg- und Steubendenkmals in die Wege geleitet, hier wurden die mancherlei Gedenktage großer Männer und großer Ereignisse Deutschlands

festlich begangen und hier durften in allerneuester Zeit die Deutschen so manchmal den Worten berühmter geistiger Größen aus der alten und neuen Heimat lauschen. So bilden die 150 Jahre der Deutschen Gesellschaft, von dem mit irdischen Gütern reich gesegneten, dabei aber doch warmherzig gebliebenen ersten Präsidenten Johann Heinrich Keppele an bis zu einem Peter Mühlenberg, dem lutherischen Pfarrer und tapferen General, einem W. J. Horstmann, dem Sohne des Begründers der Seidenposamenterieindustrie in Amerika, Rudolf Blankenburg, unserem jetzigen Bürgermeister von Philadelphia, dem kürzlich erst verstorbenen General L. Wagner und unserem jetzigen wertgeschätzten allbekannten J. C. Hexamer, unter dessen Leitung sich die Deutsche Gesellschaft ganz besonderer Blüte erfreut.

Die Geschichte der Deutschen Gesellschaft ist aber auch geradezu vorbildlich für alle anderen deutschen Vereinigungen und Bestrebungen, indem sie an sich selbst die Wahrheit der Siegelinschrift bestätigt. In einem Lande, wo zu allen Zeiten der Ruf vom Niedergang des Deutschtums erhoben ist und wo in der Tat auch weite Kreise dem Deutschtum verloren gegangen sind, da hat die Deutsche Gesellschaft sich 150 Jahre hindurch erhalten, und zwar nicht als ein schwaches Pflänzlein, sondern als ein starker Stamm, an dem ein Zweig zu sein jeder Deutschamerikaner sich zur Ehre anrechnen kann. Und warum ist sie geblieben und blüht heute noch?

Weil sie stets die drei Tugenden, die dem Deutschen ureigen sind, gepflegt hat — Frömmigkeit, Fleiß und Tapferkeit.

Deutsche Frömmigkeit, sie ist anders, als die anderer Völker, sie ist inniger und innerlicher, der Deutsche betrachtet sie nicht als ein Prunkstück. Deutsche Künstler haben es verstanden, in einfach-schlichter Weise deutsche Frömmigkeit im Bilde uns zu veranschaulichen.

Ein Großmütterlein mit der großen Brille in stiller Andacht gebeugt über dem Buch der Bücher, eine Mutter, kniend an dem Bette ihres Kindleins, das die Hände gefaltet hat zum Gebet, eine deutsche Frau in Engelsgestalt, Leid in Freude verkehrend, eingedenk des Heilandswortes: „Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan." Diese Blüte ist in der Deutschen Gesellschaft bis auf den heutigen Tag nicht verwelkt, ja sie hat sich noch lieblicher entfaltet als im Jahre 1900 deutsche Frauen den Frauen-Hilfsverein gründeten, um auch an ihrem Teil sich der Hilfsbedürftigen anzunehmen und insbesondere zur Weihnachtszeit Licht und Freude in dunkle Herzen zu bringen.

Deutscher Fleiß, soll ich darüber noch ein Wort verlieren? Er ist bekannt in aller Welt. Schau hinüber nach Deutschland, welche Wunder da deutscher Fleiß aus dem sonst so stiefmütterlich behandelten Lande geschaffen hat, schaue hinein in die Bücherverzeichnisse und du mußt staunen über deutschen Fleiß auf allen Gebieten menschlichen Wissens, blicke hin nach Tsingtau, dieser Perle deutschen Fleißes, nun besudelt von räuberischen Händen, wandle durch die weiten Strecken des Westens unseres Landes, durcheile Pennsylvaniens Fluren, siehe hier in unserer Stadt dich um, siehe hier diese prächtige Halle und darüber die reichhaltige Bibliothek, wohin du blickst, Segen deutschen Fleißes, der uns kündet: Unvergänglich wird der Stamm sein, der solche Blüten treibt und solche Früchte zeitigt.

Deutsche Tapferkeit, wie leuchtet gerade auch sie in diesen Tagen. Das Wort Bismarcks: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt", findet seine volle und ganze Wahrheit in diesem Riesenkampfe, den unsere deutschen Brüder drüben ausfechten. Tapferkeit haben auch die Deutschamerikaner sich bewahrt, sie haben sie bewiesen im Kampf um die Un-

abhängigkeit und im Kampf um die Einheit unseres Landes, sie haben sie bewiesen auch im Kampf gegen Unduldsamkeit, Engherzigkeit und Ungerechtigkeit, denn, meine Freunde, es erfordert Tapferkeit und Mut, gegen eine landläufige Meinung hier aufzutreten, es gehört Mut dazu, ein freies, mannhaftes Wort zu äußern. Doch der Deutsche läßt sich durch keine Schmähungen und Verdächtigungen in dem, was er für recht hält, beirren, denn lauter als bei andern redet bei ihm die Stimme des Gewissens, und diese Stimme ist auch stets gehört worden im Kreise der Deutschen Gesellschaft.

Einhundertundfünfzig Jahre sind dahingeschwunden, seit die Deutsche Gesellschaft gegründet wurde. Vieles ist im Laufe dieser Zeit zugrunde gegangen, was nicht lauter und echt war — aber wie ein alter und doch starker Stamm festgewurzelt im amerikanischen Boden, steht die Deutsche Gesellschaft heute da, deutsch nicht nur dem Namen, sondern auch dem innersten Wesen nach, zagenden Gemütern zum Troste und ruchlosen Feinden zum Trotze, verkündend die Wahrheit des prophetischen Wortes: Religione, industria et fortitudine germana proles florebit — durch Frömmigkeit, Fleiß und Tapferkeit wird der deutsche Stamm blühen."

Gleich von Beginn des Weltkrieges an hatte in der angloamerikanischen Presse mit sehr wenigen rühmlichen Ausnahmen eine Hetze gegen Deutschland eingesetzt, die sich im Laufe der Zeit zu einer solch maßlosen, satanischen Art steigerte und eine solche Gemeinheit und Roheit offenbarte, wie sie schlimmer nicht auszudenken ist. Demgegenüber, das muß mit Freuden festgestellt werden, stand die deutschamerikanische Presse fast ohne Ausnahme fest und treu auf Deutschlands Seite und kämpfte mutig gegen die schamlosen Lügen und Verleumdungen, die unter dem Volk verbreitet wurden. Um auch solche Kreise zu erreichen, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren, brachten die größeren deutschamerikanischen Zeitungen auch etliche

aufklärende Spalten in der Landessprache. Es entstanden Wochenschriften wie Viereck's „Fatherland", „Vital Issne" und andere, es wurden der Wahrheit dienende Broschüren und Pamphlete zu Hunderttausenden verbreitet, kurz alles getan, um die immer mehr steigende Flut der Hetze einzudämmen. Die unter irischem Einfluß stehende Presse leistete darin schätzenswerte Dienste, wenn auch weniger aus Freundschaft für Deutschland als aus Haß gegen England.

Einen treu Verbündeten hatte die angloamerikanische Presse aber leider Gottes in der englisch-protestantischen Kirche. Mit tiefem Abscheu mußte es jeden aufrichtigen Christenmenschen erfüllen, wenn er sah, wie die Gotteshäuser der Sekten entweiht und zu Stätten erniedrigt wurden, wo feile Mietlinge den Haß und die Vernichtung des deutschen Volkes predigten und so taten, als ob das geschehe zur größeren Ehre Gottes im Kampf für Humanität und andere schöne Dinge. Ein nicht geringer Teil der englisch-lutherischen Kirche machte dieses gottlose Treiben mit. Die einzigen, welche ohne Ausnahme den Geist Christi bewahrten und zeigten, waren die Quäker oder Freunde, dasselbe war der Fall bei der deutschen Kirche, die zugleich auch mutig gegen den unchristlichen Geist der englischen „Christen" zeugte. Eine erfreuliche Tatsache ist, daß sich viele deutsche Christen, die sich in die englische Kirche verloren hatten, nun wieder in die deutsche zurückfanden.

Ein dritter Bundesgenosse in der Hetze gegen Deutschland waren die Lichtbildertheater, hier kurz Mouvies genannt, wo im Bild die unglaublichsten Greueltaten der Deutschen vorgeführt wurden und dadurch zur Vergiftung selbst der Kinderherzen ihr redlich Teil beitrugen, unterstützt noch durch die öffentlichen Schulen, in denen die Lehrerinnen den Kindern das unsinnigste Zeug über die bösen Deutschen erzählten, die auf nichts anderes abzielten, als auch Amerika sich zu unterjochen.

Zu allem Unglück kam noch dazu, daß an der Spitze des großen amerikanischen Volkes ein Mann stand, dem es freilich nie an schönen Worten gefehlt hat, bei dem aber leider die Taten stets das gerade Gegenteil von seinen Worten waren. Er redete von Neutralität und verletzte sie bei jeder Gelegenheit zu Gunsten Englands, er posaunte in die Welt hinaus das stolze Wort: „America first", und zeigte sich dabei in Wirklichkeit als ein willfähriger Diener englischer Interessen, er schwätzte von Humanität und ließ den schmählichsten Waffenschacher zu, dadurch den Krieg verlängernd und die Aufforderung des amerikanischen Volkes, Gott um baldigen Frieden zu bitten zu einer heuchlerischen Phrase machend.

Gerade gegen den Waffenschacher, als einen Verstoß gegen wahre Neutralität, haben die Deutschamerikaner im Verein mit ihren irischen Freunden auf das nachdrücklichste Einspruch erhoben, allen voran Dr. J. C. Hexamer, der bewährte, unerschrockene Führer der Deutschamerikaner. Er veranlaßte eine Anzahl hervorragender Deutschamerikaner und Glieder des „Ancient Order of Hibernians" mit ihm vor dem Hauptausschuß für Auswärtige Angelegenheiten am 4. Januar 1915 in Washington zu erscheinen und den Hausausschuß zu bitten, die Berthold-Vollmer-Lobecksche Vorlage, welche die Ausfuhr von Waffen und Schießbedarf an Kriegführende verbietet, günstig einzuberichten. Auf eine Einladung von Dr. Hexamer hin, durfte ich der Konferenz beiwohnen und gleichfalls mein Zeugnis als Diener des Friedensfürsten gegen den Waffenschacher ablegen. Dr. Hexamer hielt eine seiner überzeugendsten und glänzendsten Reden, die wir je von ihm gehört oder gelesen haben. Um dem noch mehr Nachdruck zu verleihen, wurden in allen größeren Städten des Landes gewaltige Protestversammlungen abgehalten, auch in Philadelphia, wo die größte Halle sich als viel zu klein erwies und Tausende und aber Tausende vergebens

Einlaß begehrten. Auch an flammenden Aufrufen fehlte es nicht. So heißt es in einem derselben: Wem empört sich nicht das Herz beim Anblick dieses schamlosen Waffenschachers, den die größte neutrale Nation unter Hintansetzung aller wahren Humanität und ehrlichen Neutralität mit England treibt und so dessen wertvollster Verbündeter ist. Jedem aufrichtigen amerikanischen Bürger steigt die Schamröte ins Gesicht beim Gedanken an die heuchlerische Rolle, die wir in den Augen der übrigen Welt spielen. Und dazu wird unser Handel vernichtet, werden unsere Schiffe in englischen Häfen gefangen gehalten, wird unser stolzes Sternenbanner willkürlich von unseren eigenen Schiffen heruntergeholt, ist zum Spott geworden der stolze amerikanische Adler, der trauernd seinen Kopf unter die Flügel versteckt, um nicht die Schmach, den Hohn und Spott zu sehen, den ihm der alte Erbfeind England zugefügt hat und noch beständig zufügt. Gerade diesem England ist unsere Regierung in einer fast unverständlichen Zuneigung zugetan, indem sie ihm fast alle nur mögliche Beihilfe zu diesem männermordenden Kriege leistet durch eine schier unbegrenzte Waffenzufuhr, und so den Frieden, für den das amerikanische Volk am 4. Oktober 1914 auf Geheiß eben dieser Regierung betete, in graue Ferne verschiebt. Kann und darf das so weitergehen? Wir brauchen keine neuen Massenversammlungen, keine neuen Vereine, keine neuen Beschlüsse und Bittschriften. Der Worte sind genug gewechselt, laßt uns Taten sehn! Laßt uns unsere Kongreßmänner an ihrer empfindlichsten Stelle, an ihrer Achillesferse packen! Und das ist die Stimme! Vor nichts hat er mehr Respekt als vor dem Stimmzettel! Die unter britischem Einflusse stehende amerikanische Presse hat es bis heute meisterlich verstanden, durch eine ebenso geschickt wie gewissenlos geführte Kampagne beim Präsidenten wie beim Kongreß den Eindruck zu erwecken, als ob die öffentliche Meinung, das gesamte

amerikanische Volk hinter ihnen stände. Dieser falsche Eindruck muß ausgelöscht werden. — Es wird dann des weiteren angegeben, wie das zu bewerkstelligen ist. Genützt hat aber alles, auch dieses nichts.

Zu neuer Kraftanstrengung mußten sich die friedlich und neutral gesinnten Bürger aufraffen, als der Lusitania-Fall eintrat. Es regnete förmlich Proteste gegen einen Bruch mit Deutschland. Die Irish-American Association of Philadelphia sandte folgenden Protest nach Washington:

„Beschlossen, daß wir, als Bürger der Vereinigten Staaten, irgend einem Bruch der herzlichen Beziehungen, die zwischen unserem geliebten Lande und dem Deutschen Reiche, welch letzteres, wie wir behaupten, niemals absichtlich unser Land und dessen Bürger geschädigt oder ihnen Leid angetan hat, durchaus opponieren. Wir glauben ferner, daß der unglückselige Vorfall, der zurzeit unter Beratung steht, friedlich und ehrenvoll von unserer Regierung und der des Deutschen Reiches geschlichtet werden kann. Wir behaupten auch, daß die weitaus große Mehrheit unserer Mitbürger eine derartige Beilegung begünstigt und sich darüber klar ist, daß ein diplomatischer Bruch mit Deutschland infolge unserer gemischten Bürgerschaft einen Zustand von Haß und Feindschaft unter unseren Bürgern schaffen würde, den zu heilen sehr schwierig wäre."

Zu einem Bruch kam es damals noch nicht, aber gewißlich nicht infolge der Proteste. Der Mann im Weißen Hause wollte ihn offenbar noch nicht. Im folgenden Jahre war ja Präsidentenwahl und seiner weiteren vier Jahre wollte er erst sicher sein, dann konnte der Bruch kommen. Eine Veranlassung ließ sich schon finden.

Zunächst half man den Feinden Deutschlands, England und Frankreich, durch eine Anleihe, obschon der Präsident beim Ausbruch des Krieges die Gewährung

einer Kriegsanleihe für unneutral erklärt hatte. An Protesten fehlte es auch diesmal nicht. Dr. Hexamer richtete folgenden Aufruf an die amerikanischen Bürger:

„Der allerschlimmste Faktor in unserem nationalen Leben ist der Geldtrust. Die anglo-amerikanische Geld-interessenkombination, die ihre hauptsächlichste Stütze in der von ihr kontrollierten anglo-amerikanischen Presse findet, tut alles, was in ihrer Macht steht, nicht allein, um England und seine Verbündeten mit Kriegs-material zu versehen, sondern legt es auch darauf an, unsere friedliebende Nation in den Krieg als eine Verbündete Englands zu treiben. Die Hauptmacher der verbündeten anglo-amerikanischen Geldinteressen sind jetzt auch eifrig dabei, ein nichtswürdiges Komplott zustande zu bringen, dessen Zweck es ist, das amerikanische Volk seiner Ersparnisse, die von ihm in unseren Banken, in Trust- und Lebensversicherungsgesellschaften sowie in Sparkassen für heimischen Gebrauch in gutem Glauben deponiert worden sind, zu berauben. Sie wollen England unterstützen und ihm dadurch die Möglichkeit geben, den Krieg fortzusetzen, um die Herrschaft der Meere und die Kontrolle des Welthandels für alle Zeit sich zu sichern.

Ich fordere alle patriotischen Bürger auf, Beschlüsse in jeder amerikanischen Gesellschaft oder Vereinigung zu fassen, in denen dem Abscheu vor dem unpatriotischen und probritischen Anschlage Ausdruck verliehen wird und an den Präsidenten sowie den Staatssekretär zu appellieren, damit diese bösartige Verschwörung vereitelt wird, eine Verschwörung, welche das amerikanische Volk des Geldes berauben würde, mit dem es allein die natürlichen Hilfsquellen des Landes entwickeln, seine Industrien vermehren, seinen eigenen überseeischen Handel ausbreiten, seine Verkehrsmittel im Lande ausbauen und unsere Landwirtschaft unterstützen kann.

Ich fordere jeden wahren Amerikaner auf, an jedes Finanzinstitut, in welchem er Geld deponiert hat, zu

schreiben und gegen die Verwendung seines Geldes für die geplante anglo-französische Anleihe von einer Milliarde Dollars zu protestieren."

Die durch den Aufruf veranlaßte Agitation durch das ganze Land hin hatte denn auch zur Folge, daß die geplante Anleihe auf die Hälfte beschnitten wurde und daß selbst bei Unterbringung der Hälfte sich das amerikanische Volk sehr zurückhaltend erwies.

Daß dem britisch gesinnten Präsidenten derartige Proteste nicht angenehm waren, ist klar, obschon sie ihm hätten zu denken geben sollen, wenn er ein der Gerechtigkeit zugänglicher Charakter gewesen wäre, statt dessen tat er das, was wenig seiner Würde als Mensch und als Präsident entsprach und machte gelegentlich seinem Ärger durch grundlose Anschuldigungen gegen die deutsch-amerikanischen Bürger Luft, welche mit seinen Ansichten und Handlungen nicht übereinstimmten. Er mußte sich's daher auch gefallen lassen, daß er in dem wieder zusammengetretenen Kongreß von dem Senator Charles Townsend von Michigan in seine Schranken zurückgewiesen wurde, der in einer an der Präsidentenbotschaft geübten Kritik unter anderem folgendes zu sagen hatte: „Der Angriff auf die Deutsch-amerikaner in der Botschaft des Präsidenten entbehrt jeder Berechtigung. Die große Masse der Deutsch-amerikaner, die unser Land groß gemacht und sich in jeder Krisis als seine treuesten Stützen erprobt hat, sind mindestens ebenso gute, wenn nicht bessere Bürger als Herr Wilson. In einer offiziellen Botschaft hätte kein Raum für eine derartige Schmähung sein sollen, besonders nicht in dieser unbestimmten, mehr durch Andeutungen als durch offene Anklage wirkenden Form, die Millionen unserer besten Bürger aus deutschem Blut in ihrer Treue und Ehrenhaftigkeit verdächtigt. Ihr Mitgefühl mit der Not des alten Vaterlandes in seiner schweren Stunde ist kein Verbrechen. Im Gegenteil, sie müßten auch ihrer neuen Heimat weniger treu und

weniger wertvoll erscheinen, würden sie so leicht und so vollständig die Stätte vergessen, wo ihre Wiege stand, oder von wo ihre Väter einst kamen. Der Deutsch-amerikaner braucht nicht gegen ungerechte Angriffe verteidigt zu werden. Seine Kulturarbeit und seine Kriegsdienste unter den Sternen und Streifen sprechen besser und lauter für seine Treue, als Worte es vermöchten. Wahre Patrioten haben nur mit tiefem Bedauern diesen Versuch des Präsidenten mit angesehen, seine eigenen Fehler dadurch zu verdecken, daß er Rassenhaß unter unserer Bürgerschaft entflammte und Gegensätze und Mißtrauen zu einer Zeit schuf, da wir alle einig sein sollten."

Trotz aller Heimleuchtungen ging der Präsident unbeirrt seinen Weg weiter. Das nächste, was er aufbrachte, war Preparednes — Vorbereitung für einen etwaigen Krieg, mit wem, das wurde natürlich nicht offen ausgesprochen. Man redete nur von Selfdefence — Selbstverteidigung — und malte die Folgen des Unvorbereitetseins bei einem Angriff auf die Vereinigten Staaten in den denkbar schwärzesten Farben, man wies hin auf die entsetzlichen Greueltaten der Deutschen, die insbesondere Frauen und Kinder nicht verschonten und fragte dann: Will das amerikanische Volk zugeben, daß auch seine Frauen und Kinder so bestialisch behandelt werden? Abstoßende Bilder, in der Einbildungskraft gewissenloser Menschen entstanden, gaben den Worten noch mehr Nachdruck. So entflammte man den Patriotismus des Amerikaners und pries es als eine patriotische Tat, für Preparednes einzutreten und für eine „armed neutrality" zu sorgen. Männer, die gegen das ganze Treiben Einspruch erhoben und nachwiesen, daß die Vereinigten Staaten genügend geschützt seien und von keinem Volk, am allerwenigsten von dem deutschen etwas zu befürchten hätten, wurden öffentlich als Traitors — Verräter — gebrandmarkt und german agents — deutsche Agenten — genannt.

Inzwischen kam das Jahr 1916 mit seiner Präsidentenwahl. Jeder Einsichtige wußte, daß jetzt alles auf dem Spiele stand. Die Demokraten hatten Wilson wieder aufgestellt, die Republikaner Hughes. Mag sonst der Vorwurf berechtigt sein, daß die Deutschamerikaner sich zu wenig um Politik kümmern, bei dieser Präsidentenwahl war er es nicht. Ich hielt es für meine Pflicht, an meinem geringen Teile zur Aufklärung gerade in deutschamerikanischen Kreisen durch Wort und Schrift mitzuwirken. Ein kurzer Aufsatz von mir, der aber durch alle deutschamerikanischen Zeitungen ging, möge hier Platz finden.

„Was wir Deutschamerikaner wollen. Wie unsern Stammesbrüdern drüben so hat es auch uns Deutschamerikanern nicht an Verleumdungen, Verdächtigungen und Schmähungen gefehlt. Trotz hundertfacher, klarer Erklärung unserer Stellung kam man uns immer wieder mit falschen Anschuldigungen und gerade von der Seite, auf die eigentlich die gegen uns vorgebrachten Anschuldigungen paßten. Insbesondere trifft das bei Präsident Wilson zu, der sich so britisch gesinnt zeigt und so unamerikanisch und unneutral, daß man nicht begreift, woher er den Mut nimmt, andere, die nichts als eine strenge Neutralität wollen, des Verrats zu zeihen. Einem Deutschen ist solches Gebaren einfach unverständlich, denn ihm ist von Jugend auf eingeprägt worden, wahr und aufrichtig zu sein, und nichts ist dem Deutschen verhaßter als Heuchelei.

Nun naht die Präsidentenwahl. Endlich kann auch die Stimme des Deutschamerikaners nachdrücklich zur Geltung kommen. Darin sind wohl alle treuen Amerikaner einig, daß sie einen amerikanischen Präsidenten wollen, aber insbesondere wir Deutschamerikaner wollen einen amerikanischen Präsidenten, — wir wollen einen Mann. Wenn wir sagen einen Mann, so heißt das soviel wie einen Charakter. Ein Hauptkennzeichen

eines charaktervollen Mannes aber ist, daß sich bei ihm Wort und Tat decken. Darum sagt man auch im Deutschen: „Ein Mann ein Wort", d. h. wenn ein Mann sein Wort gibt, so ist das eine Gewähr auch für die versprochene Tat.

Wer sein Wort bricht, ist in den Augen eines Deutschen kein Mann — kein Charakter mehr und verliert das Vertrauen seiner Mitbürger. Wer aber das Vertrauen verloren hat, der ist nicht mehr fähig, ein Führer oder Leiter zu sein, vor allem nicht eines großen Volkes in einer tiefbewegten Zeit. Präsident Wilson hat das Vertrauen von Millionen von Bürgern unseres Landes eingebüßt. Wer glaubt noch seinen Worten? Hat man nicht gar oft bei dem, was er sagt, das Gefühl: Schön gesagt, wenn Du nur selber danach handeln wolltest.

Freilich gibt es Leute, die schnell vergessen und durch ein paar schöne Worte sich fangen und durch geschickte Verdrehungen von Tatsachen sich betören lassen. Solche werden natürlich auch für Wilson stimmen, obschon sie vielleicht noch vor kurzem recht weidlich über ihn geschimpft haben. Die Masse der Deutschamerikaner gehört aber nicht zu ihnen. Wer unser Vertrauen verscherzt hat, mit dem sind wir fertig.

Doch nun die für uns Deutschamerikaner schwerwiegende Frage: Verdient Hughes unser Vertrauen? Es war ja vorauszusehen, daß die Anhänger Wilsons nichts unversucht lassen würden, seine Ansichten zu verdrehen und seine Absichten zu verdächtigen, aber klar und offen liegt das Lebensbuch von Hughes vor uns, und da finden wir auch nichts, was uns von ihm irre machen oder unser auf ihn gesetztes Vertrauen wankend machen könnte.

Freilich ein Mann nach dem Herzen mancher ist er nicht. Er ist kein Schwätzer, Redensarten ist er abhold, mit Worten, die das Blaue vom Himmel herab versprechen, sucht er seine Zuhörer nicht zu fangen, das hat er noch nie getan, aber er hat in all seinen bisherigen

Stellungen gezeigt, daß er ein Mann, ein Charakter ist, der nie mehr verspricht, als er zu halten imstande ist, der aber das hält, was er verspricht. Wir haben das feste Zutrauen zu ihm, daß er als ein unabhängiger Präsident das Steuer unseres Staatsschiffes mit klarem Blick und fester Hand führen wird zum Wohl und Besten unseres Landes.

Man hat auf deutschamerikanischer Seite die Frage erörtert, wie Hughes den Deutschamerikanern gegenüber steht und welche Gesinnungen er gegen Deutschland hat. Tatsache ist, daß er bei früheren Gelegenheiten mit Wärme und Hochachtung von Deutschland und dem, was die Deutschamerikaner hierzulande geleistet haben, gesprochen hat, und zwar bei Gelegenheiten, bei denen man ihm nicht die Absicht des Stimmenfanges hätte unterschieben können. Das sollte uns doch genügen.

Und nun noch eins. Täuschen wir uns selber nicht. Es ist nicht zu leugnen, daß gerade aus den Reihen der Deutschamerikaner die nachdrücklichsten Proteste gegen die vielen unneutralen Handlungen des Präsidenten gekommen sind. Sollte Wilson wieder gewählt werden und noch dazu mit Hilfe von deutschamerikanischen Stimmen, so wäre das ein Schlag gegen uns, wie er empfindlicher nicht sein könnte, und, überzeugt von der Ohnmacht des Deutschamerikanertums, könnte der wiedererwählte Präsident Wilson sich zu Handlungen verstehen, an deren Ausführung ihn bisher noch gewisse Rücksichten auf die Stimmung und die Stimmen eines Teiles der Bürger unseres Landes zurückgehalten haben. Sein Eigendünkel und sein autokratischer Sinn würden durch seine Wiederwahl sich noch steigern und dann wehe unserem Lande!

Hoffentlich werden wir vor solch einem Unglück bewahrt! Tun wir wenigstens unsere Schuldigkeit am Tage der Wahl, und lassen wir uns von dem einen Gedanken leiten, für den zu stimmen, dem wir das

Steuer des Staatsschiffes mit voller Zuversicht anvertrauen können, und das ist nicht Wilson, der das Versprechen, gemäß der demokratischen Plattform, keinen zweiten Termin zu suchen, gebrochen hat, sondern Hughes, der selber das Amt nicht gesucht; nicht Wilson, der Unberechenbare, mit seinen schönen Worten und seinen ihnen widersprechenden Taten, sondern Hughes, der gerechtdenkende und gerechthandelnde Richter — ein ganzer Mann — ein fester Charakter. Das ist es, was wir Deutschamerikaner wollen, und wir wissen uns darin eins mit allen denen, die als treue, wahre Amerikaner unser Land lieb haben und es mit dem „America first" ernst meinen."

Alles Warnen und aufklärende Reden und Schreiben hat aber nichts geholfen. Eine Tatsache ist, daß das Volk in seiner großen Masse Frieden wollte. Das wußte man auch in dem Wilsonschen Lager und so gab man denn als Feldgeschrei aus: „He kept us out of war" — er hat uns aus dem Krieg herausgehalten, wohl wissend, dadurch alle die friedliebenden Bürger einfangen zu können, die sich durch schöne Worte so leicht betören lassen und ein schlaues Ränkespiel nicht durchschauen. Diese alle sagten sich, der Präsident hat uns doch tatsächlich, selbst in dem Lusitania-Fall, aus dem Krieg gehalten und auf republikanischer Seite hinter Hughes steht Roosevelt, ein Kriegsbrüller schlimmster Sorte. So stimmten denn viele Deutschamerikaner für Wilson. Das Ergebnis der Wahl ist ja bekannt. Noch am Abend des Wahltages schrieen die Zeitungsjungen: Hughes is elected — Hughes ist erwählt. Am anderen Morgen aber hieß es: Wilson ist erwählt, allerdings nur mit einer sehr geringen Mehrheit. Gar bald merkte man nun, was das „he kept us out of war" zu bedeuten hatte. An Aufrufen und Protesten gegen einen Krieg mit Deutschland fehlte es gewißlich nicht. Abordnungen der verschiedensten Vereinigungen erschienen in Washington, um bei den

Kongreßmännern vorstellig zu werden, und etliche von diesen hielten Reden von überzeugendster Kraft, aber es nutzte alles nichts. Am 6. April 1917 wurde Deutschland der Krieg erklärt. Man hatte erreicht, was man längst gewollt — er, der unamerikanische Präsident und die Vertreter der Plutokratie, und zwar gegen den Willen des Volkes, dem man eine Abstimmung über diesen wichtigen Schritt einfach verweigert hatte.

Hatte man geglaubt, daß das bisherige schamlose Treiben nicht überboten werden könnte, so wurde man jetzt eines anderen belehrt. Eine solch grauenvolle Zeit brach über das amerikanische Volk herein, wie es wohl keiner je geahnt hätte. Um dem Volk Sand in die Augen zu streuen, schwafelte man anfangs noch von self-defence und tat so, als ob der Feind schon auf amerikanischem Boden stünde. Alle Brücken und Eisenbahnübergänge wurden von Wachtposten besetzt, die Lichter abends ausgelöscht usw. Auf die Länge der Zeit zog das aber nicht und nun rückte man heraus mit Humanity, Liberty und Democracy, für die das amerikanische Volk kämpfen müßte. Einer der vielen Mietlinge in der englisch-protestantischen Kirche verkündete mit weithin tönenden Worten: „Nie in der Geschichte hat ein Volk aus edleren Beweggründen einen Krieg angefangen, als jetzt das amerikanische." Und der Präsident erklärte: „Wir führen keinen Krieg gegen das deutsche Volk, sondern gegen die deutsche Regierung." Ach wie viele, die diesen Menschen noch immer nicht durchschauten und sich heiser schrieen mit dem Ruf: I stand by the President. Man hatte ja immer gegen den deutschen Militarismus gewettert und wollte nun den Schein meiden, als ob man selber in diesen Fehler falle, so wandte man sich denn an den Patriotismus der jungen Männer und warb um Freiwillige. Frauenzimmer fuhren in Automobilen im Lande umher und suchten durch Brandreden und allerhand Versprechungen „Patrioten" zu ködern. Die

Zeitungen und die englisch-protestantischen Mietlinge unterstützten selbstverständlich die Sache aufs nachdrücklichste. Aber sie erwies sich als ein Fehlschlag. Man schritt darum zu der zwangsweisen Aushebung, ein ganz unamerikanisches Mittel. Wehe denen, die dagegen zu reden wagten und wehe denen, die um des Gewissens willen sich weigerten, Kriegsdienste zu tun. Was diese jungen Leute zu erdulden hatten, spottet jeder Beschreibung. Um einer Volkserhebung vorzubeugen, griff man zu einem weiteren drastischen Mittel — der Zensur — und überzog das ganze Land mit einem Spionagenetz. Secret-service-Männer schnüffelten überall herum und Privatgesellschaften wie die American Legion, die unter dem Deckmantel des Amerikanismus britische Propaganda trieb, übte ihr lichtscheues Gewerbe aus. In allen Fabriken mußten die Arbeiter einen „Pledyl" unterschreiben, daß sie „loyal" seien. Um Unannehmlichkeiten zu entgehen, schmückte sich fast jeder mit einem Abzeichen der Loyalität, einem amerikanischen Fähnlein, auch Kirchen, Häuser, ja Pferde und Fahrzeuge jeder Art wurden damit geschmückt. Show your Patriotism, hieß es. Wer es nicht tat, hinter dem waren die Scheinpatrioten sofort her. Auf die Deutschamerikaner hatte man es natürlich vor allem abgesehen und furchtbar schwere Zeiten brachen über sie herein. Viele von ihnen wurden leider knieschwach. Die deutsche Sprache verschwand vielerorten, deutsche Straßen- und Städtenamen wurden durch andere ersetzt, auch das deutsche Hospital in Philadelphia ließ seinen Namen fallen und nannte sich nun Lankenau-Hospital. Deutsche Zeitungen gingen zum großen Teil ein und wo sie bestehen blieben, mußten sie sich „loyal" zeigen, andernfalls ihnen die Verschickung durch die Post entzogen wurde. Als Kriegsmaßregel hatte man natürlich die Zensur auch auf die Rede- und Preßfreiheit ausgedehnt. Gegen letzteres erhob sich aber in den Zeitungen ein solcher

Sturm der Entrüstung, daß man einlenkte, aber seinen Zweck dadurch erreichte, daß man „unloyalen" Zeitungen und Magazinen einfach den Postversand entzog. Ein ganz besonders scharfes Auge hatte man auf die, welche vor Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg in deutschfreundlichem Sinne geschrieben oder geredet hatten und deren Namen auf der „Schwarzen Liste" verzeichnet standen. Zu ihnen gehörten vor allem die deutschen Pastoren und unter ihnen wieder vornehmlich die lutherischen. Sie ließen sich jedoch, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht einschüchtern und vertraten tapfer ihren christlichen Standpunkt, daß man wohl der Obrigkeit zu gehorchen hat, die Gewalt über einen hat, aber nie und nimmer das Böse einer Regierung gutheißen und etwas tun soll, was wider Gottes Wort und das Gewissen ist. Durch Gottes Gnade bin ich persönlich mit meiner Gemeinde und Gemeindeschule ziemlich unbehelligt geblieben. Wir hielten wie immer regelmäßig unsere deutschen Gottesdienste und in der Schule wurde der Unterricht in der deutschen Sprache in keiner Weise eingeschränkt. Mein Sohn, der an einer Gemeinde in Wilmington, Delaware, steht, war größeren Anfeindungen ausgesetzt und zu Zeiten nicht einmal seines Lebens sicher. Der Mann aber, der wohl mit am allermeisten zu erdulden hatte, war Dr. Hexamer, der Präsident des Deutschamerikanischen Nationalbundes. Man ekelte ihn aus Vereinigungen, denen er jahrelang als ehrenwertes Glied angehörte, hinaus, man suchte alles hervor, was er früher geredet und geschrieben hatte und überschüttete ihn mit einer Flut der allergemeinsten Verdächtigungen. Kein Wunder, daß er, der stets treulich für wahres Amerikanertum eingetreten war, der das deutsche Element für einen wertvollen Bestandteil des amerikanischen Volkes erklärt und die große Masse der Deutschamerikaner um sich gesammelt und eine der größten Vereinigungen geschaffen hatte, nun, da er alles zu-

sammenbrechen sah, selber zusammenbrach und sich gezwungen sah, sein Amt als Präsident des Deutschamerikanischen Nationalbundes niederzulegen und sich, schwer krank, in die Ruhe zurückzuziehen. Zum Nachfolger als Präsident des Bundes wurde auf Dr. Hexamers Empfehlung hin mein Sohn erkoren, damals erst 25 Jahre alt, aber bereits erprobt in den mancherlei Kämpfen für Wahrheit und Recht, gewandt mit Feder und Wort und die deutsche Sprache wie auch die Landessprache meisterlich beherrschend. Es war für ihn gewißlich nicht leicht, in einer so bewegten Zeit ein so verantwortungsvolles Amt zu übernehmen und auszuüben, aber er hat das Vertrauen, das in ihn gesetzt war, gerechtfertigt. Freilich allzu lange hat er das Amt nicht innegehabt. Es schien, als ob sich aller Verfolgungswahn nun auf den Deutschamerikanischen Nationalbund konzentrieren sollte. Die unsinnigsten Beschuldigungen wurden gegen ihn vorgebracht und seine Beamten und Mitglieder wie eine Verbrecherbande überwacht. Schließlich stellte im Senat ein gewisser King den Antrag, dem Bunde wegen „Illoyalität" den ihm seinerzeit vom Kongreß gewährten Charter (Freibrief) wieder zu nehmen. Um der Sache wenigstens einen Anstrich der Gerechtigkeit zu geben, wurden die Beamten des Bundes vor einen Unterausschuß des Justizkommitees gefordert und einem scharfen Verhör unterworfen. Auch mein Sohn mußte erscheinen und ein zehnstündiges Kreuzverhör über sich ergehen lassen. Ein Berichterstatter des Germania-Herold, der von Milwaukee nach Washington gekommen war, um den Verhandlungen beizuwohnen, brachte darüber einen ausführlichen Bericht und sagte unter anderem: „Pastor von Bosse wurde in seinen Erklärungen sehr häufig von den Mitgliedern des Komitees unterbrochen und dadurch gezwungen, Dinge zu berühren, die streng genommen gar nichts mit dem ursprünglichen Zweck der Untersuchung zu tun hatten. Besonders hart wurde

ihm von Senator Walcott von Delaware zugesetzt, der über den Pastor und seine Wirksamkeit sehr gut unterrichtet schien, da er auch in Wilmington lebt und nun zahlreiche Stellen aus den gehaltenen Reden von Bosses verlas. Wiederholt versuchten die Senatoren King, Walcott und Sterling den Pastor zu Geständnissen zu verleiten, die kompromittierend gewesen wären, aber der junge, schneidige Pastor hielt das Kreuzverhör ausgezeichnet aus." Man konnte schließlich dem Bunde nichts anderes vorwerfen, als daß er nicht in das Verdammungsurteil Deutschlands mit eingestimmt habe. Das galt aber als ein Verbrechen. Um dem Kongreß den Wind aus den Segeln zu nehmen, sandten die Beamten des Bundes den Freibrief an King mit der Erklärung, daß der Bund als solcher sich aufgelöst habe.

Zum Kriegführen gehört bekanntlich Geld, viel Geld, und das nötige Geld aus den Taschen des Volkes herauszulocken, galt es jetzt. Hatte es, als man junge Männer gebrauchte, geheißen: „Men will win the war", Männer werden den Krieg gewinnen, so hieß es nun: „Money will win the war", Geld wird den Krieg gewinnen. Fünf Kriegsanleihen wurden gemacht, vier Liberty loans und eine Victory loan. Die ganze Sache stand unter dem Zeichen des unerhörtesten Zwanges. Gern und willig gaben verhältnismäßig nur wenige. In jeder Fabrik z. B. wurde jedem Arbeiter einfach ein Betrag für die Bonds zu je 50 Dollar abgezogen, wer dagegen Einspruch erhob, wurde geschmäht und einfach entlassen. Um die Leute williger zu machen, griff man zu allen möglichen Mitteln und scheute auch vor den verwerflichsten nicht zurück. Agenten gingen von Haus zu Haus und forderten zum Kauf von Bonds auf, und wehe dem, der sich dessen weigerte. Bengels von 10—14 Jahren hielten an öffentlichen Plätzen Brandreden, die ihnen erst eingetrichtert waren, und mahnten zum Schlusse an die heilige Pflicht jeden Amerikaners. In der Mittagspause bearbeiteten ge-

wissenlose, lügnerische, meist britische oder kanadische Redner die Angestellten in den Fabriken, die Zeitungen und die englisch-protestantischen Geistlichen taten natürlich auch wieder ihre Schuldigkeit, Plakate mit den aufreizendsten Bildern und Inschriften wurden zu Millionen über das ganze Land hin verbreitet, in jedem Schaufenster, in den Straßenbahnwagen, Eisenbahnwagen, an jedem Fuhrwerk, an öffentlichen Plätzen, sogar in den Kirchen konnte man sie erblicken. Da hieß es z. B. Huns fear Bonds!, Die Hunnen fürchten Bonds, Helps muzzle the Beasts!, Hilf den Bestien einen Maulkorb anlegen, Think of the murderers!, Gedenke der Mörder, End this reign of Terror!, Ende dies Schreckensregiment, It is your war!, Es ist dein Krieg (welcher Schwindel!). Wer einen Bond gekauft hatte, bekam einen Knopf, den er an seinen Rock heftete, und ein Plakat, das er an sein Fenster klebte, damit jeder auch von seinem „Patriotismus" Kenntnis erhielt. An meinem Rock und an meinem Haus war nichts zu sehen, der Leser wird wohl verstehen warum. Noch empfindlicher wurde das Volk, das immer gewöhnt gewesen war, aus dem Vollen zu schöpfen, an seinen Eintritt in den Krieg dadurch erinnert, daß man ihm den Brotkorb höher hängte. Die Lebensmittel stiegen mehr und mehr im Preise. Das Brot, das nicht mehr aus reinem Mehl gebacken werden durfte, war fast ungenießbar. Mußten doch in erster Linie die „Alliierten" versorgt werden! Food will win the war! Nahrungsmittel werden den Krieg gewinnen, war nun das Losungswort. Manchem gingen nun doch die Augen auf und sie erkannten, daß es mit dem American first eitel Schwindel sei. Aber man half dem Volke auch darüber hinweg, indem man ihm die glänzendsten Siegesnachrichten vorsetzte. Solche Taten und Erfolge waren ja in der ganzen Weltgeschichte noch nicht dagewesen, wie sie jetzt die American boys vollführten.

Dann kam unverhofft der Waffenstillstand und

darauf die Reise des Präsidenten mit seinen vierzehn Punkten zur Friedenskonferenz. Was geschah, weiß man. Über diese Schmach gehe ich hinweg, schon die Erinnerung daran bringt mein Blut in Wallung, wie auch das Blut Millionen anderer. Nun wurden wohl auch die Deutschamerikaner eines Besseren belehrt, die mit eingestimmt hatten in den Ruf: I stand by the President. Ich persönlich habe noch den festen Glauben an einen heiligen und gerechten Gott und Er hat bereits den Mann im Weißen Hause an seinem eigenen Leibe gekennzeichnet. Freilich, er hat den gegen ihn erhobenen Finger Gottes noch nicht gesehen, er beharrt eigensinnig auf Durchführung der Friedensabmachungen jener gottlosen Bande, geberdet sich immer noch als Völkerbeglücker und redet noch immer von dem Verbrechen Deutschlands, das gesühnt werden muß und wofür er Tausende junger amerikanischer Männer in den Tod getrieben hat. Doch der Kongreß zeigt sich ihm nicht mehr so willfährig. Immer mehr Stimmen erheben sich gegen einen Friedensvertrag, der allem Gerechtigkeitsgefühl Hohn spricht und von einem Eintritt der Vereinigten Staaten in die Völkerliga, diesem unausgesprochenen Eingeständnis eines schlechten Gewissens. Das amerikanische Volk ist aufgewacht und sieht jetzt ein, wohin es durch die gleißnerischen Worte eines selbstherrlichen Autokraten geführt ist. Jeder fragt sich: Was haben wir eigentlich durch den Eintritt in den Weltkrieg erreicht? Nichts anderes als Englands Wunsch und Sehnen erfüllt und zwar auf Kosten der eigenen Wohlfahrt. Die zurückgekehrten amerikanischen Soldaten haben es vielfach offen ausgesprochen: We fought on the wrong side, wir kämpften auf der unrechten Seite, und never again — niemals lassen wir uns wieder zwingen gegen das deutsche Volk zu kämpfen. Was die Zukunft noch bringen wird, wer vermag es zu sagen! Ich aber und Millionen mit mir hoffen, daß das deutsche Volk aus diesen trüben Zeiten

geläutert hervorgeht und sich aufrafft zu neuer Arbeit, zu neuem Gottvertrauen und zu neuem Aufstieg. Gott gebe es.

Man hat die Deutschamerikaner vielfach beschuldigt, daß sie nicht ihre Schuldigkeit getan hätten, um die Ausfuhr von Waffen und Schießbedarf und später den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg zu verhüten. Aber die Anschuldigung ist nicht gerecht. Wohl hat es auch unter den Deutschamerikanern Irregeführte gegeben, ja zugestandenermaßen sogar charakterlose Wichte und erbärmliche Feiglinge, wo fänden denn die sich nicht? Aber die große Masse der Deutschamerikaner hat getan, was in ihren Kräften stand, um das Verhängnis abzuwenden. Uns allen, deren Wiege in der alten Heimat stand, hat das Herz geblutet und manches Herz ist vor Gram gebrochen, auch die, welche Deutschland nie gesehen, aber von deutschen Eltern abstammten, haben die Schmach, die man dem Lande ihrer Väter antat, tief empfunden. Der beste Beweis für die Anhänglichkeit der Deutschamerikaner an die alte Heimat ist ihre große Hilfstätigkeit zur Linderung der von dem Kriege betroffenen Notleidenden Deutschlands auf die ich, nicht des Rühmens halber, sondern um der Gerechtigkeit willen kurz hinweisen möchte.

Gleich nach Ausbruch des Weltkrieges entstanden wo nur immer Deutsche in den Vereinigten Staaten wohnten, Hilfsgesellschaften, und die Veranstaltungen, die sie in den größeren Städten zum Besten der Notleidenden unternahmen, waren stets von den glänzendsten Erfolgen gekrönt. In Philadelphia wurde der Hilfsfonds gegründet mit Dr. Hexamer anfangs als Präsident. Ein von ihm abgehaltener Basar in der größten Halle der Stadt, an dem sich das gesamte Deutschtum beteiligte, erzielte Einnahmen von über 220 000 Dollar. In anderen großen Städten wurden durch Basare ähnliche Erfolge erzielt.

Als dann nach Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg gegen Deutschland diese ganze Hilfstätigkeit unterbunden wurde, wandten die meisten Hilfsgesellschaften, darunter auch der Hilfsfonds, ihr Liebeswerk den deutschen Kriegsgefangenen zu, auch deren vielfach recht trauriges Los nach Kräften lindernd.

Nach dem Waffenstillstand kam man auf die ursprüngliche Aufgabe zurück und waren es nun vor allem Nahrungsmittel und Kleider, die nach der alten Heimat befördert wurden. Der Hilfsfond bedachte in erster Linie ohne Rücksicht auf Religion oder Politik die, welche keine Anverwandte oder Freunde in Amerika hatten, von denen sie etwas erwarten konnten. Die deutschen Gemeinden standen bei der Hilfstätigkeit mit in erster Reihe, anzuerkennen ist es auch, daß gerade die Freunde oder Quäker auch jetzt wieder den rechten christlichen Geist zeigten und insbesondere für die deutschen Kinder ein ausgedehntes Hilfswerk ins Leben riefen. Die ganze Hilfstätigkeit hält ja noch immer an und die Tausende von Dankschreiben bezeugen, daß man anerkennt, was hier in der Beziehung getan wird.

Doch nun zum Schluß noch etwas Persönliches. In die trübe Zeit fiel für mich doch ein Lichtstrahl, das war die Verheiratung meiner älteren Tochter Hildegard mit dem aus der Nähe Bremens gebürtigen, aber in Amerika ausgebildeten Pastor Heinrich Kropp. Er ist auch einer von den Getreuen, der im Verein mit seiner Gattin ein deutsches Pfarrhaus begründet hat, in dem deutsche Sprache und deutscher Geist ihre Pflegestätte haben. Nun ist ihnen von Gott ein Kindlein geschenkt, und ich weiß, es wird, im Sinne der Eltern erzogen, so Gott ihm das Leben erhält, wie seine Großmutter und Mutter, die beide in Amerika geboren sind, einst dem wahren Deutschtum zur Ehre gereichen.

Kürzlich ist mein Schwiegersohn an eine große deutsch-lutherische Gemeinde in Neuyork berufen und damit ist auch diese vor der Verenglisierung bewahrt.

Mich zieht's nach nun dreißigjähriger Wirksamkeit mit aller Macht zurück nach der alten Heimat. Ich fühle mich hier unter diesem Volke fremd, fremder wie je, und doch, es gilt ja noch weiter zu wirken für meine liebe deutsche St. Paulus-Gemeinde und das Deutschtum im allgemeinen, und auch an meinem Teile zu versuchen, in etwas gut zu machen, was dieses Land an Deutschland verschuldet hat. Der Aufgabe seien die Tage gewidmet, die Gott mir aus Gnaden noch schenken mag.

Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten

unter besonderer Berücksichtigung seines politischen, ethischen, sozialen und erzieherischen Einflusses.

Preisgekrönte Schrift von **Georg von Bosse**,
evang.-luth. Pastor in Philadelphia, Pa.

31 Bogen 8° mit 25 Abbildungen (20 ganzseitigen auf Kunstdruck).
Preis brosch. ℳ 7.80, in Leinwand gebd. mit Farbschnitt ℳ 9.—.

„Man mag aus Bosses, durch eine große Zahl wertvoller Bilder noch wertvoller gestalteiem Werke herausgreifen welches Kapitel man will, man wird überall den fesselnden, sachverständigen und kenntnisreichen, den humanen und auf sein Volkstum freudig-stolzen Mann gern erzählen lassen, wird ihn rasch für die Dauer lieb gewinnen und namentlich auch für alle die Fälle schätzen lernen, wo man irgend welche Auskunft über Art und Arbeit der Deutschen in Nord-Amerika zu erlangen wünscht." **Krefelder Anzeiger.**

„Ein Werk, das in der Tat, so treffliche Arbeiten über den Gegenstand schon vorhanden sind, durch seinen erschöpfenden Inhalt wie durch die glückliche und volkstümliche Bearbeitung des mit gründlichstem Fleiße gesammelten Stoffes als eine hervorragende Leistung bezeichnet werden muß." **Schwäbische Chronik.**

„Ein vortreffliches Buch, das dringend empfohlen zu werden verdient." **Das Echo (Berlin).**

Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart

Chr. Belsersche Buchdruckerei, Stuttgart.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, LOS ANGELES
THE UNIVERSITY LIBRARY
This book is DUE on the last date stamped below

MAY 2 1947
JAN 9 - 1948

OCT 8 1948

JUL 26 1951

UCLA JUN 25 1979

QL Sept 1982

Form L-9
25m-2,'43(5205)

UNIVERSITY of CALIFORNIA
AT
LOS ANGELES

8mf

3 1158 00466 4479

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY

A 001 162 825 2

E184
G3B6